GEHEIME LEBENSGESCHICHTE DES MARSCHALLS VON RICHELIEU ODER ERZÄHLUNG SEINER ABENTEUER, LIEBSCHAFTEN, ...



Geheime Lebensgeschichte des Marschalls von Richelieu

oder

Erzählung seiner Abenteuer, Liebschaften, Intriguen

und

all desjenigen, was auf die verschiedenen Rollen Bezug hat, die dieser merkwürdige Mann in einem Zeitraume von mehr als achtzig Jahren spielte.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Band.

Mit Chursächsischem gnädigstem Privilegio.

Bayreuth,
in der Zeitungsdruckerey daselbst
1791.

Zur J. Leihbibliothek

in

Regensburg.

1825.

Vorrede.

Der Marschall von Richelieu erreichte ein so hohes Alter und erwarb sich einen so außerordentlichen Ruf, daß das Publikum ohne Zweifel mit Vergnügen nähere Nachrichten von ihm lesen wird.

Man hat memoires durch den Druck bekannt gemacht, die weit mehr die Geschichte der letzten Regierungs-Jahre Ludwigs XIV, der Regentschaft und der Regierung Ludwigs XV enthalten, als die des ebenbenannten Nestors der Galanterie. Man gab ihnen seinen Nahmen zur Aufschrift, um ihnen damit Aufsehen zu verschaffen. Sie schildern Richelieu als geschickten Geschäftsmann und muthigen Krieger; aber da die verschiedenen Epochen seines Lebens in nothwendiger Verbindung mit den Ereignissen der damahligen Regierungen stehen, so findet man in mehrern Bänden eigentlich das erzählt, was seit einem Jahrhunderte vorgegangen ist, — und keine geheime Lebensgeschichte Richelieu's.

Die eben angeführten memoires, die zum Theil interessant sind und noch wahrer seyn würden, wenn ihr Verfasser seinen Helden nicht hätte sprechen lassen, wie er selbst denkt — können über die Zeitgeschichte Licht verbreiten,

ten, indessen sie charakterisiren Richelieu, als Menschen, wenig. In unsrem Werke zeigen wir ihn dem Publico im Schlafrocke. Die Zeit ist vorbey, in welcher die Wahrheit es nicht wagen durfte, den undurchdringlichen Schleyer aufzudecken, der die Handlungen der Männer von Stande verkleidete. Ihre Fackel erleuchtet jetzt jedes Fleckchen; ein Unglück für diejenigen, bey welchen sie nichts als Laster aufhellt!

Richelieu hatte alle Untugenden seines Zeitalters, aber man kann ihm Geist, Muth und Grazie nicht absprechen. Selbst dann, wann er nicht Wort hielt, wann er die ihm geleisteten Dienste vergaß, verstand er sich noch auf die Kunst, die Leute an sich zu fesseln, welche sich über ihn zu beklagen Ursache hatten. Selten that er etwas Gutes und er wußte so geschickt die schwache Seite der Menschen zu packen, daß er sie, ihr Aeußerstes für ihn zu thun, bewog. Er hatte überall Freunde, ohne oft einen einzigen zu verdienen.

In der Liebe war er ein noch größeres Glückskind. Alle Weiber zankten sich um sein Herz. Die Thränen, die er ihnen kosten mußte, hinderten sie nicht, dem Treulosen in die Arme zu fliegen; sie schätzten sich mit dem Antheile von Liebe glücklich, den er, ihnen einzuräumen, geruhte. Noch nie besaß ein Mann mehr Talent, sie zu besiegen, als er. Kaum zwey bis drey konnten seiner auf sie gemachten Jagd entgehen und die Zahl seiner Eroberungen vermindern.

Da er jede liebte, so glaubte er allen in gleichem Grade huldigen zu müssen. Ohne zu erröthen gieng er von einer Prinzessin zu einer Frau, die mit ihren Reizen Ge-

Gewerb trieb. Er war überzeugt, Schönheit wisse nichts vom Range und müsse in iedem Stande verehrt werden. Richelieu fand übrigens bey all seiner Untreue nicht selten beständige Herzen, die ihm auch seine für sie schmerzliche Treulosigkeit verziehen.

Man sah ihn in seinen sehr vorgerückten Jahren noch galant, ohne daß er sich damit lächerlich machte. Das Andenken an das, was er war, schien sein Alter zu verschönern. Er hielt sich noch immer für iung und er war's ungeachtet der Runzeln, die sein Gesicht in Furchen zogen. Was an einem andern Greise misfallen haben würde, hatte bey ihm einen gewissen Reiz und man erstaunt, Weiber in einen sechzigiährigen Helden verliebt zu erblicken.

Dieser in der That außerordentliche Mann vertraute dem Herrn von *** die Manuskripte, die Anekdoten und die Sammlung von Briefen an, die wir hier dem Publico mittheilen. „Sie werden — schreibt er ihm — „alle meine Thorheiten sehen. Viele Leute werden davon sprechen, aber Sie allein werden die Wahrheit wissen. Es ist Ihnen hiemit erlaubt, sie nach meinem „Tode bekannt zu machen. Ich habe zu lange gelebt, „um zu befürchten, die Weiber, von denen die Rede ist, „zu beleidigen; dieienigen von ihnen, die noch leben, „folgen ihrem alten Liebhaber bald ins Grab nach — „ans Ziel aller Größe, der Liebe und des Ehrgeizes. „Mags doch, daß man uns alsdann einige Schwachheiten zur Last lege, die unsere Tage glücklicher machten! „die Verläumdung oder der Neid der Menschen erreicht „uns nicht mehr!

Herr von *** ist einige Zeit vor dem Marschall gestorben. Seine Erben sammelten viele von den Briefen, die sie zerstreut fanden und worunter sich viele Lücken zeigten. Da sie keinen Werth darauf setzten, so kamen sie in fremde Hände und das Publicum würde ohne Zweifel ihrer beraubt worden seyn, hätte sie nicht ein Zufall entdeckt.

Ich befand mich bey einer Frau von Jahren, deren Gesellschaft, ihrer seltnen Kenntnisse wegen, gesucht wird. Als das Gespräch über die Revolution erschöpft war, wendete sich dasselbe auf Richelieu's Memoires. Man bezeigte sein Erstaunen, wie Richelieu, der den Despotism zu lieben Ursache und ihn selbst vielmals ausgeübt hatte, so patriotisch und so ausführlich über dessen leidige Folgen zu schreiben, im Stande gewesen; der Marschall erscheine hier — hieß es — in einem ganz anderen Lichte.

Diese Betrachtungen wurden immer weiter ausgesponnen und man war endlich allgemein der Meinung: Richelieu wäre in der That einzig in seiner Art gewesen, wenn alles, was von ihm erzählt worden, gegründet wäre. Ein Officier rühmte seine militairischen Talente, ein anderer seine Prachtliebe; eine Dame sprach von nichts als von seiner Galanterie, aber eine Andächtige unterbrach alle diese Lobsprüche durch den Vorwurf, er hätte unsern guten König Ludwig XV verführt. „Er „hat ihn in Grund und Boden verdorben — rief sie „zornig — Ludwig war von Natur tugendhaft, liebte „die Königin, fand nichts so schön als sie, aber eben der „Richelieu, den Sie bis an die Wolken erheben, brachte „ihm

„ihm Geschmack an Buhlerinnen bey und zog ihn „von seiner würdigen Hälfte ab die von nun an den „Kummer hatte, zu sehen, wie ihr Gemahl sich einer „Menge von Weibern in die Arme warf. Nein! Sa„gen Sie mir nur nichts von Ihrem Richelieu; er ist „ein Niederträchtiger, der sich in der andern Welt gewiß „so leicht nicht aus der Schlinge gezogen hat, wenn ihm „nicht eine unverdiente Begnadigung, wunderthätiger „weise, zu Theil geworden ist.“

Man lachte viel über diesen heiligen Eifer und blieb dessenungeachtet bei der Meinung: der Marschall habe sich keinen gemeinen Ruf erworben. Als Beweis führte man seine Sendungen nach Wien, Fontenoi, Genua und Mahon an. Unsere Fromme wurde etwas freundlicher und versetzte: Es ist also Jammerschade, daß er eine so große Menge Weiber verführte!

Wohlan — erwiederte die Frau vom Hause — beurtheilen Sie ihn mit mehr Nachsicht! wer sich an unserm Geschlechte zum Ritter emporgeschwungen hat, darf nicht von uns degradirt werden. Was mich anbelangt, so bewundere ich Herrn von Richelieu, als General, als Negociateur, als gewandten Hofmann, aber ungeachtet Ihrer strengen Bemerkungen wäre ich doch am neugierigsten, eine genaue aber umständliche Erzählung von allen seinen galanten Abenteuern zu hören: ich glaube, daß er deren eine große Menge gehabt hat. Freylich kann ich mir nicht vorstellen, daß ihrer gerade so viele gewesen sind, als man sagt. Unstreitig übertreibt man es bey ihm in diesem Punkte; das Leben eines Mannes reicht ja zu so vielen galanten Unterneh-

mungen nicht aus. Mit funfzehn Jahren wußte er der Herzogin von Bourgogne zu gefallen, das heiß ich, bey dem Throne anfangen. Unmöglich kann man auf eine ruhmvollere Art seine Laufbahn antreten!

Madame, unterbrach sie ein Mann, der bisher noch nichts gesprochen hatte, ich kann beweisen, daß zwischen der Herzogin von Bourgogne und Herrn von Richelieu keine entehrende Vertraulichkeit Statt hatte. Diese Prinzessin besaß einen muntern Geist, wollte sich die Langeweile vertreiben, die der von der Frau von Maintenon regierte Hof einflößte; sie fand in Herrn von Richelieu, dem damahligen Herzoge von Fronsac, ein liebenswürdiges, lebhaftes, keckes Kind, dessen witzige Antworten ihr Vergnügen machten. Er kam oft, ihr seine Cour zu machen, weil ein Jüngling die Orte liebt, wo man seine Zeit angenehm zubringt und die Wohnung der Herzogin von Bourgogne der Sammelplaz von Vergnügungen war. Er setzte sich bey ihr bald auf einen vertrauten Fuß; es war einer an beständige Respektsbezeugungen gewohnten Prinzessin unterhaltend, ein Kind zu sehen, das bey ihr that, als ob es zu Hause wäre, und sie nahm in seiner freyen Aufführung nichts schädliches wahr.

Die Verläumdungssucht, die des Throns so wenig, als des ärmlichen Schäferdaches achtet, zögerte nicht, Richelieu's Kindereyen einen giftigen Anstrich zu geben. Man klagte die Prinzessin an, sie liebe einen noch nicht funfzehnjährigen Jüngling. Ist es wahrscheinlich, daß eine sechs und zwanzigjährige Frau ein schwaches und indiskretes Kind, bei welchem sie ihre Ehre aufs Spiel

setzte,

setzte, zu ihrem Liebhaber nahm? Ich weiß es, daß sich diese üble Nachrede bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt und daß der Verfasser der Memoiren des Marschalls sich hat verlauten lassen: die Sache wäre wahr, aber ich habe Originalbriefe von Herrn von Richelieu in Händen, die diese Volksgerüchte Lügen strafen.

Ich besitze auch andere Briefe, aus denen deutlich erhellet, Richelieu, der die meiste Zeit seines Lebens mit Liebesintriguen zugebracht, der beständig mit den Maitressen Ludwigs XV. gelebt, der sich ungeachtet der Minister, die ihn fürchteten, und ohngeachtet der Favoritinnen, die ihn bey mehreren Gelegenheiten stürzen wollten, immer am Hofe erhalten hat, Richelieu — sage ich — den man allezeit als die erste Triebfeder der Vergnügungen des Königs angesehen und den Madame (die devote Dame in der Gesellschaft meinend) so eben dafür ausgegeben hat, habe im Grunde dem Monarchen keine einzige Maitresse zugebracht.

Alle Welt war über seine Behauptung erstaunt; er erboth sich, die Beweise davon des andern Tags zu geben und hielt Wort. Wir wurden bald von dem Ungrunde der Anklage überführt.

Ich ließ mir vor allem angelegen seyn, mit diesem Manne nähere Bekanntschaft zu machen; er verbarg unter einer ernsten Gesichtsbildung anziehende Eigenschaften. Wenig Monate vergiengen und ich hatte schon die Sammlung, die ihm aus der Erbschaft des Herrn *** zugekommen war, durchgegangen. Das Interesse, welches ich darinnen fand, machte, daß ich sie mehr verschlang als las. Ich bath ihn um die Erlaubnis,

alle

alle diese Papiere in Ordnung bringen und einen Freund zum Gehülfen meiner Arbeit nehmen zu dürfen. Ich erhielt, was ich wünschte; er fügte sogar nach einigen Debatten noch die Erlaubnis hinzu, diese geheime Lebensgeschichte herauszugeben. Hingegen machte er es uns zum Gesetz, uns nicht zu nennen, indem er, wie er sagte, weder sich, noch uns mehrere Feinde zu machen Willens sey.

Wir lassen nur die Nahmen derjenigen Frauenzimmer unausgefüllt, welche wir nicht entdecken konnten; es sind deren wenige. Wir werden als Belege, Briefe des vorigen Königs, von Madame von Chateauroux, des Cardinals von Fleury, von Madame von Pompadour, des Herrn von Argenson u. s. w. liefern, wodurch das gegenwärtige Werk ohne Zweifel ein größeres Interesse erhält. Man braucht diese Briefe nur anzusehen, um von ihrer Aechtheit überzeugt zu seyn. Wir heben die Originalien auf. Sie sind größtentheils von den eben genannten wichtigen Personen eigenhändig geschrieben. Wir haben uns begnügt, die Thatsachen aneinander zu reihen und die große Uncorrektheit der Briefsteller zu verbessern; selbst der Marschall schrieb, mit all seinem Geiste, sehr unorthographisch — Man hat auch geglaubt, mit seiner geheimen Lebensgeschichte eine äußerst zusammengedrängte Darstellung seiner politischen Laufbahn verbinden zu müssen, um dadurch den Leser von selbst in den Stand zu setzen, Richelieu desto mehr kennen zu lernen.

Wenn wir ihn bisweilen als einen schlechten, rachgierigen, seinen Vergnügungen Alles aufopfern-

den,

den, eigennützigen, aus Prahlerey edelmüthigen Mann schildern, so wird eine kurze Darstellung von seiner Sendung nach Wien, von seinen Feldzügen, von seinen Unterhandlungen ihn als Mann von Verdienst schätzen lehren, der große Dinge gethan hat und noch mehrere gethan haben würde, wenn er weniger nach Befriedigung aller seiner Neigungen gegeitzt hätte. Es ist unsere Absicht, ein Gemählde seiner Schwachheiten, seiner Laster zu entwerfen, zu gleicher Zeit aber auch sein Andenken mit der nähmlichen Beharrlichkeit gegen alles dasjenige zu vertheidigen, was ihm fälschlich zugeschrieben worden ist.

Der Marschall von Richelieu ist einer von den seltnen Männern, deren Fehler und Tugenden man übertrieben hat. Wir werden von den einen sprechen, ohne die andern zu verschweigen. Das Gute, das wir von ihm sagen, kann nicht verdächtig seyn, weil wir seine schlimmen Seiten mit der nähmlichen Freymüthigkeit aufdecken. Sein Leben ist schlechterdings außerordentlich, und es ist, wiewohl er die eine Hälfte desselben mit Vergeudung seiner Gesundheit und die andere mit ihrer Wiedererlangung zubrachte, unbegreiflich, daß er ein so hohes Alter erreichen konnte. Man wird ihn in seinem 86sten Jahre der vorsichtigen Aufmerksamkeit seiner letzten Gemahlin, wie einen Schüler, der den Blicken seines wachsamen Vaters entschlüpft, entkommen sehen, um eine galante Frau, nach deren Gunstbezeugungen er strebte, aufzusuchen.

Dieser Geschmack am weiblichen Geschlechte und das Vermögen, demselben Genüge zu thun, erloschen erst

ein

ein Jahr vor seinem Tode und auch da war es ihm noch Vergnügen, eine hübsche Frau zu erblicken, was er mit einem ihm ganz eigenen Tone der Galanterie zu erkennen gab. Es schien, als ob die Natur sich in ihm beym Anblick der Schönheit darum wieder neu belebte, weil er es, von der frühesten Jugend auf, gewohnt war, sie in der Nähe zu bewundern.

Jedermann weiß, er habe sich unter drey Regierungen verheirathet. Seine erste Gemahlin war jung, er war es auch; Er hat nie etwas mit ihr zu thun gehabt, weil man ihn nicht vorher zu Rathe zog, ehe man sie ihm gab und weil er so viele Liebhaberinnen hatte, aus denen er eine zu wählen Willens war. Als er sich in Fräulein von Guise verliebte, gieng er die zweyte Ehe ein. Die Liebe und Achtung, welche er für seine Neuvermählte fühlte, hätten ihn auf immer an sie fesseln sollen. Drey Monate waren kaum verflossen und er flog zu den Füssen einer andern Schönheit. Endlich nahm er zur dritten Gemahlin Madame von Rothe, die er seit langer Zeit in den Tuilerien besuchte. Er war nun ziemlich bey Jahren und es war zu vermuthen, die Wogen der Leidenschaften würden ihn nicht mehr hinreißen. In einem Alter von vier und achtzig Jahren kann man hoffen, die lezte ehliche Verbindung müsse allen verliebten Streifereien ein Ende machen, aber das Schicksal überwältigte ihn; der Marschallin gieng es nicht besser, als ihren Vorfahrerinnen. Es war nun einmal im Buche des Verhängnisses geschrieben er sollte keiner seiner Gefährtinnen treu bleiben. Wenn wir uns bisweilen über das Ende des Jahrhunderts, worinnen er ge-

bohren

bohren wurde, dieses so hoch gerühmten Zeitalters Ludwigs XIV Betrachtungen erlaubten, so geschah es nur, um seiner Meinung zu widersprechen. Kein Mensch war für den ebengenannten Monarchen mehr eingenommen als er. Die Eindrücke, die er bey seinen sehr frühen Erscheinungen am Hofe empfangen hatte, verloschen nicht wieder in seiner Seele, und er sprach hie- von nie anders als mit Verwunderung. Er war nicht in Abrede, das Ende von Ludwigs XIV Regierung sey unglücklich gewesen, aber er schob die Schuld davon auf die Unfähigkeit der Minister und, gleich Voltairen, der ihn bey Verfertigung seiner Zeitgeschichte Ludwigs XIV zu Rathe zog, fand er auch in jenen stürmischen Jahren noch Energie an einem Monarchen, der von einer alten bigotten Frau, von seinem Beichtvater und von Pfaf- fen beherrscht wurde.

Ans Befehlen gewohnt, den Despotism liebend, weil er Theil an seiner verhaßten Macht nahm, mußte Richelieu nothwendig für ein Zeitalter sprechen, in wel- chem das Ungeheuer der unumschränkten Alleinherrschaft mit so viel Gewalt regierte. Die Großen wissen, auch derjenige König, der noch so geneigt ist, sich von allem, was vorgeht, zu unterrichten, sey nicht Alles mit eignen Augen zu sehen im Stande; sie gönnen ihm daher gern ein unbegränztes Ansehen, denn sie sind versichert, sich einen Theil davon zueignen zu können und unter einem schwachen Könige haben sie es ganz in Händen. Wer den Marschall kannte, weiß, bis zu welchem Grade er Gehorsam for- derte.

Wenn

Wenn wir der Stimme des Publici widersprechen, so geschiehts bloß darum, weil wir hinreichende Beweise für unsere Widerlegung besitzen. Die Herren von St. Simon, von Bouillon, von Maurepas haben memoires hinterlassen, die nicht ganz genau sind. Sie liebten Richelieu nicht und selten lobt man denienigen, den man haßt. Ihr Zeugniß muß demnach verdächtig seyn. Es ist natürlich, den Briefen und Manuscripten, die wir von unpartheylischen Greisen, des Marschalls Zeitgenossen, in Händen haben, einen größeren Vorzug zu geben, da keiner von ihren Verfassern in der Zeit, als sie geschrieben wurden, Ursache hatte, die Wahrheit zu verhehlen. Sie sind's, die wir zu Gewährsmännern für die Gewißheit der Thatsachen nehmen, welche wir dem Leser vor Augen legen und woraus derselbe den Schluß ziehen kann: daß der Marschall von Richelieu die eine Hälfte seines Lebens damit zubrachte, sich Ruf zu erwerben und die andere, ihn wieder zu vernichten.

Wahre

Wahre geheime Lebensgeschichte des Marschalls von Richelieu.

Erstes Kapitel.

Geburt des Marschalls von Richelieu. Seine Verheirathung. Seine Erscheinung am Hofe Ludwigs XIV. Seine Galanterieen. Seine Gefangenschaft. Seine ersten Feldzüge.

Ludwig Franz Armand du Plessis, Herzog von Richelieu wurde den 13ten März 1696 gebohren. Seine, von einem starken Schnupfen überfallene und von einem heftigen Husten abgemattete Mutter brachte ihn zur Welt, als er erst sieben Monathe alt war. Sie war eine gebohrne von Assigné und stammte aus einer alten Familie in Bretagne. Nur von dieser Gemahlin hatte sein Vater Kinder *). Man nahm ihn als ein Geschenk des Himmels auf, aber zu gleicher Zeit ließ seine schwächliche Leibesconstitution seinen Besitz nicht lange hoffen. Man verzweifelte, ihn groß zu ziehen; er wurde in Baumwolle gewickelt. Dies ist keine Floskel, sondern buchstäblich wahr. An jedem Tage schien es: es würde sein letzter seyn, und sein

*) Zwey Töchter, wovon die eine Aebtissin und die andere an Herrn von Chatelet, Gouverneur von Vincennes verheirathet war; und einen Sohn, den Marschall von Richelieu.

sein Vat machte sich schon im voraus auf den K
seinen Verlust gefaßt. Der alte Richelieu liebte
nicht; er hätte gern gehabt, daß sie ihm zu sein
deten Jugendkraft wieder verholfen hätten und we
mehr zu seinen vorigen Kräften kam, so hielt er all
mittel für eine vergebliche und unnütze Sache. M
ihm, keinen Arzt an die Wiege seines Sohnes zu l
er befolgte diesen Rath mit großem Behagen. D
Herzog von Fronsac wurde der Sorge der Natur üb
und die Epoche seines Todes mag entscheiden, ob
bereuen Ursache hatte, daß man ihn ihr allein über

Er kam von Tage, zu Tage zu mehrern Kräft
vertrieb die Furcht, die man, seiner Geburtszei
der schlechten Gesundheit seiner Mutter wegen, um
willen gehabt hatte. Endlich brachte ihn eine C
sion an den Rand des Grabs. Die ganze Familie ge
darüber in Unruhe; man hielt ihn für verlohren; eine
vermuthete Ausleerung rettete ihn. Eine Kammerf
welche sich ihm aus Neugierde genähert hatte, ma
zuerst diese Entdeckung; er fieng an, einige schwache
chen des Lebens wieder von sich zu geben *), sie
man kam zum kleinen Herzog, den man für todt hatte lie
lassen, zurück, und im kurzen befand er sich besser als
mahls. Von dieser Zeit an war er nicht mehr krank. Di
se Crisis machte in seiner Leibesbeschaffenheit eine günstig
Aenderung. Er wurde um vieles stärker und binnen weni
Monathen befestigte sich seine Gesundheit dergestalt, daß
sie nachher keinen Anstoß mehr litt. Ein Mann, der

*) Man sagt: diese Kammerfrau sey sehr hübsch gewesen und man zog den Marschall nach der Hand oft damit auf. Der ganze Vorfall schien eine Vorbedeutung von dem mächtigen Einflusse zu seyn, den die Liebe auf ihn haben würde; eine Vorbedeutung, welche in Erfüllung gegangen ist. Zu verwundern ist sich nicht, daß er ihr sein ganzes Leben hindurch eine Dankbarkeit dafür thätig bewies.

f zum Gespräch gab, mußte allerdings schon von ge an etwas Außerordentliches in seinem Schick=

urde im Jahre 1699 getauft. Der König erzogin von Bourgogne waren die Pathen. Frau tenon, die mit dem Herzoge von Richelieu viel Ver= t hatte: (sie hatte ihn als Madame Scarron oft weshalb man damahls sogar ein bischen über sie los= hte sich eine Freude daraus, dem Sohne ihres alten es dienen zu können. Die Taufhandlung geschah änge. Das Kind zeigte schon Geist und war die e Figur von der Welt.

ine Erziehung vernachläßigte man mehr als zu Der Vater, der zu wenig Kultur besaß, nur im= m Vergnügen nachging, und betagt war, konnte en Unterricht kein wachsames Auge haben. Man ß ihn, ohne Oberaufsicht, ganz der Sorge eines eisters, der keine einzige Eigenschaft eines guten Er= besaß. Außerdem zeigte das Kind Eigensinn und spielte als daß es lernte. Hierinnen wurde es von seinem eister unterstützt. Weil er seine Stelle nicht verlieren e, so rühmte er unaufhörlich die Vorschritte seines Zög= , ungeachtet dieselben von geringer Bedeutung waren. n gab dem jungen Herzoge Lehrer aller Art, aber er zog ihrem Unterrichte eben so wenig Nutzen. Erst in der tille lernte er die Nothwendigkeit einsehen, man müsse was lernen, und erst da bekam er ein bischen Geschmack am dieren. Um mit ihm auf einem guten Fuße stehn zu blei= n, fuhr der Hofmeister dem jungen Herzoge von Fronsac keinem seiner thörichten Einfälle durch den Sinn, und wöhnte ihn von Kindheit an, seinem eignen Willen zu fol= n. Diese Gewohnheit wurzelte so tief, daß er in der Fol= ge durchaus unbedingten Gehorsam forderte. Ueberdieß hat= te der mehrgenannte Hofmeister Neigung zum Spiel. Da r sie nun nicht so oft, als er wünschte, befriedigen konnte,

spielte er mit seinem Zögling und flößte diesem dadurch die nähmliche Neigung ein. Der Wein war ihm ebenfalls angenehm — der junge Herzog gewöhnte sich auch daran. Der dritte Fehler hieng dem letzteren selbst an und er hatte zur Begehung desselben keinen Unterricht nöthig.

Sein Vater hatte sich zum drittenmahl vermählt und die Wittwe des Marquis von Noailles geheirathet, die die Tochter eines sehr reichen Parlamentsraths war. Aus ihrer ersten Ehe hatte sie eine einzige Tochter, diese beschloß sie ihrem Stiefsohne, dem Herzoge von Fronsac, zur Gemahlin zu geben. Sie maßte sich über den letzteren das Ansehen einer leiblichen Mutter an, und da sie aus Geitz seine Vergnügungen soviel einschränkte, als sie konnte; so liebte er sie nicht sehr. Inzwischen ließ er, dem die Politik angebohren zu seyn schien, sich kein Misvergnügen über sie merken. Er wußte ihr sogar, ungeachtet er sie und ihre Tochter nicht ausstehen konnte, in der Folge eine Schenkung zuwege zu bringen.

Diese Stiefmutter regierte ganz allein das Haus seines Vaters, und suchte die Schulden abzuzahlen, womit sich dasselbe überhäuft befand. Ihre Oekonomie war vernünftig, aber sie befriedigte zugleich damit ihre Neigung, die sie bisweilen zu dem schmutzigsten Geitz verleitete, zu einem Geitz, der unmöglich einem jungen Menschen gefallen konnte, welcher schon den Aufwand liebte, von seinem Vater Neigungen, denen er mit so vielem Vergnügen nachhieng, ererbt hatte und sich anschickte, aller Vortheile zu genießen, die ihm seine Geburt versprach.

Die Herzogin von Richelieu, voll Eifer, ihrer Tochter den Erben dieses Nahmens zum Gemahl zu geben, vermählte beyde miteinander, ehe derselbe noch das mannbare Alter erreicht hatte. Der junge Herzog wurde im Jahre 1710, in einem Alter von vierzehn Jahren und einigen Tagen, am Hofe vorgestellt. Der damahls ganz unter der Herrschaft der Frau von Maintenon stehende König nahm ihn mit besonderer

ter Güte auf. Frau von Maintenon nannte ihn ihren Zögling, dieß war schon für Ludwig XIV. genug, der außerdem den Nahmen Richelieu liebte, weil er ihm viel zu verdanken glaubte. Seine Taufpathin, die Herzogin von Bourgogne, empfieng ihn ebenfalls gnädig; die Hofdamen waren meistens gebohrne oder vermählte Noailles, und hielten es daher für Pflicht, ihren neuen Verwandten geltend zu machen. Seine Gestalt war reitzend; seine Augen flammten Geist; und drey bis vier kecke Antworten brachten ihn auf einmahl in die Mode. Er zeigte sich lebhaft, unternehmend, geradezu; dieß kecke Wesen, das bereits seinen Charakter verrieth, sah man anfangs nur für Kinderey an.

Der kleine, erzähltermaßen verzogene, von allen Weibern aufgesuchte Herzog, wurde bald berühmt. Anfänglich beobachtete man ihn nur wie ein Kind, aber dieß Kind zögerte nicht, sich so zu zeigen, daß man sah: er sey keines mehr. Die Natur, die sich anschickte, ihn zum außerordentlichen Mann auszubilden — die Natur, machte sichs zum Vergnügen, ihn als Günstling zu behandeln. Er wurde in einem Alter Wüstling (libertin) in welchem man sich sonst kaum noch fühlt.

Die Liebe wußte sich in ihm mit der Spielsucht zu paaren; keine schadete der andern. Er verlohr ziemlich nahmhafte Summen. Die Vorwürfe seines Vaters und seiner Stiefmutter, die Warnungen der Frau von Maintenon fruchteten nichts. Er überließ sich ohne Rückhalt seinen ersten Neigungen und gab allen seinen schon sehr mächtig in ihm sprechenden Trieben Gehör. Man glaubte: er würde durch das Zusammenleben mit seiner Gemahlin vernünftiger werden, und es würde der mit so viel Gewalt hervorbrechende Ungestüm seiner Begierden, wenn er sie im Ehebette leicht befriedigen könnte, nachlassen, allein der Herzog, stolz, der Moral seines Vaters überdrüßig, gegen seine Stiefmutter, weil sie ihn ohne seine Einwilligung vermählt hatte, aufgebracht — Richelieu nahm sich fest vor, bey seiner

Gattin in eben dem Grade an sich zu halten, in welchem er es bey anderen nicht that. Keine Drohungen, keine Lockungen, konnten ihn von seinem Vorsatze abbringen; er begegnete ihr mit Anstand, aber er entsprach nicht den Wünschen seiner ganzen Familie bey ihr.

Die Herzogin von *** (Er bezeichnet sie nur mit Sternchen; wir konnten nichts mehrers von ihr erfahren.) war sein Liebling. Seine lebhafte Liebe für sie hinderte ihn jedoch nicht nach den Besitz solcher Weiber, die ihm weniger Vergnügen machten, zu streben. Er schweifte in alle Stände aus. Man brauchte nur eine weibliche Figur zu seyn, um auf seine Huldigung gewissen Anspruch machen zu können.

An lauter weichherzige Schönheiten gewohnt, wähnte er, die Gnadenbezeigungen, womit ihn die Herzogin von Bourgogne beehrte, wären ebenfalls Beweise ihrer Liebe. Er betrug sich gegen sie mit eben dem Leichtsinne womit er andern Frauenzimmern begegnete, und da er sah, daß ihm nichts übel aufgenommen wurde, erlaubte er sich neue Uebertreibungen. Von Rechts wegen hätten sie ihn stürzen sollen, aber die Herzogin von Bourgogne war gut und fand ihn liebenswürdig. Sie hielt ihn für ein unbesonnenes Kind, gegen dessen ungereimtes Betragen man Nachsicht haben müßte, amusirte sich mit seinem Betragen und hatte vielleicht Unrecht, denn sie gab der Verläumdung dadurch die Waffen in die Hand. Der Marschall erzählt seine Verhältnisse mit dieser Prinzessin und seine Liebschaft mit der Herzogin *** umständlich in der Handschrift, die er hinterlassen hat, und in dem dritten Bande unseres Werkes eingerückt ist. Wir wollen hier nichts im voraus aus dieser Erzählung anführen, die er auf eine sehr pikante Art vorzutragen, sich die Mühe nahm.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht am Hofe, die Herzogin von Bourgogne liebe den kleinen Herzog von Fronsac, und es war sogar schon Ludwig XIV. zu Ohren gekommen.

men. Einige im Grunde unschuldige Vorfälle setzten den guten Ruf der Prinzessin in Gefahr. Der alte Herzog von Richelieu voll Unruhe über die Folgen eines Gerüchts, das seinen Sohn der Rache des Königs unterzog, eilte mit seiner Gemahlin zu seiner Beschützerin, der Frau von Maintenon. Man berathschlagte sich hier gemeinschaftlich, wie sich in dieser beunruhigenden Lage zu benehmen wäre. Frau von Maintenon, die schon von langen Zeiten her wußte, wie man mit dem Könige umgehen mußte, schlug vor, mit letzterem über das unschickliche Betragen ihres Zöglings zu sprechen und ihn im Nahmen der Familie zu bitten: Er möchte die Gnade haben, den jungen Menschen, der sich zu allem berechtiget halte, als Vater zu strafen. Sie wußte, die Strafe würde, wenn man den Monarchen dazu vorbereitete und sie von ihm als Gnade erbäthe, viel gelinder ausfallen, als wenn er ihn aus eigner Bewegung züchtigte.

Der Vorschlag wurde mit Dank angenommen. Die Herzogin von Richelieu ergrif mit Vergnügen diese Gelegenheit ihren Schwiegersohn für die Verachtung, womit er ihrer Tochter begegnete, zu strafen, und der alte Herzog ein bekehrter Wollüstling und nun, aus Mangel an Mitteln zu sündigen, bigott, ingleichen auf die Vergnügungen seines Sohns, die er nicht mehr mitmachen konnte, eifersüchtig, befriedigte dadurch die Rachbegierde die ihn schon lange gegen denselben beseelte. Auch hatte er wirklich selbst Ursache, zu menagiren. Seine Sachen waren in schlechten Umständen; er suchte klingende Gnadenbezeigungen von dem Könige zu erhalten, dem er allezeit schrieb, wenn ihm das Podagra verhinderte, demselben die Cour zu machen. Der König hatte Liebe genug für ihn, ihm zu antworten, und es sogar in freundschaftlichem Tone zu thun, wie sich aus nachstehendem Schreiben abnehmen läßt.

„Lieber Vetter! Meine Betrübniß konnte es nicht verhindern daß mir nicht Dero Brief angenehm war, den

„Sie mir über den Tod meiner Tochter, der Dauphine *)
„geschrieben haben. Ich danke Ihnen dafür mit der Versicherung, daß meine Gesinnungen für Sie, diesem Beweise der Zuneigung, so Sie für mich haben, ganz entsprechen. Uebrigens bitte ich Gott, Sie mein Vetter in seinen heiligen und gnädigen Schutz zu nehmen. Versailles den 15. Mai 1690.

Ludwig.

Der Herzog von Richelieu zitterte vor dem Gedanken, die kleine Portion von Gnade, deren er genoß, zu verliehren. Insonderheit war er in Sorgen, es möchte ihm die Aufführung seines Sohns in den Augen des Monarchen schaden. Er hatte von dem letzteren bereits einige Unterstützung empfangen und bedurfte eben jetzt zur Abmachung seiner Angelegenheiten mehr als jemahls Hülfe. Frau von Maintenon hatte es über sich genommen, dem Könige deßhalb ein Memorial zuzustellen und auch dasselbe übergeben. Was den Herzog nun beunruhigte, war, daß sie ihm öfters von dem inconsequenten Betragen seines Sohnes Nachricht gab. Die leichtsinnige Aufführung desselben war Schuld daran, daß er weniger geliebt, und manchmahl ziemlich derb behandelt wurde; auch herrschte zwischen Vater und Sohn eine Bitterkeit, die deutlich zu erkennen gab, wie wenig beyde miteinander harmonirten. Einer von den Briefen, den die Frau von Maintenon damahls an den alten Herzog von Richelieu geschrieben, lautet folgendermassen.

Fontainebleau den 27. Jul. 1771.

„Mein Herr, ich habe Ihr Schreiben dem Könige behändiget; Er hat selbst die Mühe übernommen, dasselbe dem Herrn Desmarets zuzustellen. Es ist zu hoffen, ein solcher Sachwalter werde Sie zu Ihrer Zufriedenheit aus der Sache ziehen; niemand wünscht es sehnlicher, als ich. Ich bewundere den Muth, womit Sie Ihren mannigfalt-

*) Sie war eine Bayerische Prinzessin, Gemahlin des Dauphins.

„faltigen Kummer ertragen. Ich wünsche sehr, Ihr „Herr Sohn möchte eben so gut handeln, als er spricht; man „muß alles von seinem Verstande hoffen, und viel Geduld „mit seiner Jugend haben. Ich mache täglich die Erfahrung, „daß Jahre mehr ausrichten, als alles andere. Ich habe „Ihnen von hier aus keine guten Nachrichten zu melden; ich „bin unruhig über die, so aus dem Dauphiné kommen *). „Leben Sie wohl, mein lieber Herzog, es ist meine Pflicht, „Ihre beste Freundin zu seyn, so wie ich Ihre unterthänige „Dienerin bin.

Maintenon.

Der Herzog und die Herzogin von Richelieu ergriffen die Verwendung der Frau von Maintenon zur Einsperrung ihres Sohns mit Begierde. Wir haben bereits gezeigt, daß es ihre oekonomische Lage erforderte, sie glaubten auch, entfernt von allen ihn fesselnden Verbindungen würde er desto eher zu einer Gemahlin zurückkehren, die er völlig sich selbst überließ, und man vermuthete, es würde eine vollkommene Harmonie zwischen ihnen im Gefängniße herzustellen seyn.

Der Frau von Maintenon kostete es zur Vollziehung ihres Auftrags bey dem Könige keine Mühe, den verlangten Befehl zu erhalten, und da die Bastille der Hauptort für die Strafen des Monarchen war, so wurde dieselbe auch zur Aufnahme des jungen Herzogs von Fronsac bestimmt. Letzterer war weit entfernt, den Sturm zu ahnden, der sich wider ihn aufzog. Er lebte mit den Frauenzimmern, die ganz närrisch mit ihm thaten, und wenn er auch der Herzogin * * * durch seine Treulosigkeiten einigen Kummer verursachte, so wurde er doch von ihr nichts destoweniger geliebt. Sein Leben war eine Kette von Vergnügungen, und er

*) Man fürchtete einen Aufstand unter den Protestanten, die sich gestellt hatten, als ob sie sich bekehren wollten, damit sie dem Schicksale ihrer Mitbrüder entgingen.

er dachte nicht daran, daß die Bastille sie zu unterbrechen im Begrif stünde.

Er wurde im Jahre 1711 dahin gebracht, und ob wohl einige Stunden Aufenthalt in diesem Gefängniße ihn von seinem Unglück hätten überzeugen sollen, so schien er doch noch an dem Befehl zu zweifeln, der ihn seinem Wohlleben entriß. Er glaubte anfangs, man wollte ihm nur Schrecken einjagen; er fragte sich, was er verbrochen hätte, und fand, daß er unschuldig wäre. Indessen überzeugte ihn die hereinbrechende Nacht, es sey zur Wiedererlangung seiner Freyheit keine Hoffnung mehr übrig. Dieß machte ihn untröstlich; Er brachte die ersten Tage mit Versuchen zu, seine Wächter zu verführen. Es war sein sehnlichster Wunsch, vermittelst eines oder zwey Briefe seine zärtlichen Freundinnen von seiner Gefangennehmung benachrichtigen zu können; er sah im Geiste die Aengstlichkeit in der sie seinetwegen waren und wünschte nicht allein sie zu beruhigen, sondern ihnen auch die Mittel an Handen zu geben, wie sie seine Befreyung zu betreiben hätten. Als er aber gewahr wurde, alle seine Versuche seyen fruchtlos, schlug er den Weg ein, welchen ihm die Nothwendigkeit anzeigte: sein Unglück in Geduld zu ertragen.

Anfänglich wurde er wie ein Staatsgefangener behandelt. Man ließ ihn nicht aus seinem Zimmer, er durfte mit niemand umgehen; man gestattete ihm nicht einmahl, frische Luft zu schöpfen, wie man es andern Gefangenen erlaubte. Damahls hielt er sich für verlohren. Es ist natürlich, daß ihn in seinen Jahren und von einer großen Anzahl Weiber verwöhnt und angebetet, wie er war, die Verschiedenheit seines gegenwärtigen Schicksals schaudern machte, wenn er an sein verfloßnes Leben zurück dachte. Endlich wurden die — seinetwegen erlassenen Befehle gemildert; er durfte frische Luft schöpfen; man gab ihm zum Tröster einen jungen Geistlichen, der die Güte hatte, seine Gefangenschaft mit ihm zu theilen, und er empfing den Abbé

St. Re=

St. Remi, dessen Umgang er sonst zu allen Zeiten vermieden haben würde, wie einen wohlthätigen Gott, der das schreckliche Loos seiner Einsamkeit zu mildern, erschienen sey.

Das Studieren wurde Bedürfniß zur Vertreibung der langen Weile; der Herzog, den nichts zerstreute, gewann Geschmack daran; er arbeitete mit dem Abbé von St. Remi an einer Uebersetzung Virgils; mit einem Worte, er erwarb sich Kenntnisse, die ihm in der Folge sehr zu statten kamen. Indessen hatte sein plötzlicher Uebergang vom Hofleben in einen so schrecklichen Aufenthalt eine Revolution in ihm hervor gebracht, wovon er bald das Opfer geworden wäre. Nach einem Fieber von einigen Tagen zeigten sich die Kinderblattern auf eine so gefährliche Weise bey ihm, daß man an seiner Genesung verzweifelte. Seine gute Leibesbeschaffenheit und die zu rechter Zeit befolgten Rathschläge eines Arztes retteten ihn.

Man hatte vorher noch einen Versuch gemacht, ihn mit seiner Gemahlin auf einen guten Fuß zu setzen, aber der kleine Herzog, der bey verschiedenen Gelegenheiten seinen stolzen Charakter gezeigt hatte, verläugnete sich auch in der gegenwärtigen nicht. Er empfing seine Gemahlin auf eine sehr anständige Weise, aber er wußte an sich zu halten, ungeachtet er von Begierden, die eine lange Enthaltsamkeit noch mehr aufreitzte, verzehrt wurde. Die junge Herzogin verließ ihn ohne von dem Schritt, zu dem man sie bewogen hatte, einen andern Nutzen zu haben, als — Schande und Aerger. Man wird die nähern Umstände hievon in dem Manuscripte lesen, wovon wir geredet haben.

Aus diesem durchgeführten Betragen eines sechzehnjährigen Kindes konnte man auf dasjenige schließen, was dasselbe für die Zukunft versprach. Seine Gemahlin war jung, schön genug, er — dürstete nach Vergnügen und war dessen schon seit langer Zeit beraubt, demungeachtet wollte er lieber einen sehr peinlichen Kampf mit seinen Sinnen durchkämpfen,

als von seinem sich selbst gemachten Versprechen abweichen, nie im ganzen Sinne des Wortes der Mann seiner Gemahlin zu werden. Außerdem rächte er sich dadurch an ihr, und an seinen Eltern, und dieser Gedanke gab ihm neue Stärke, jeder Lockung zu widerstehen.

Man mußte, wie man leicht sieht, endlich doch einem jungen Menschen nachgeben, den nichts bändigen konnte. Es würde zu grausam gewesen seyn, ihn Zeitlebens seiner Freyheit zu berauben. Es wurde beschlossen, ihn von Paris zu entfernen, und zur Armee zu schicken. Man stellte ihn als Musquetier an, und glücklich in allen Stücken (die Folge der Begebenheiten wird es beweisen) debütirte er gerade mit jenem berühmten Feldzuge von 1712, dem glorreichsten von allen, die seit langer Zeit gemacht worden waren, worinnen Marschall von Villars durch die gewonnene Schlacht bey Denain, ganz Frankreich rettete.

Dieß merkwürdige Jahr schlug der Königlichen Familie sehr grausame Wunden. Es war hohe Zeit, daß ein so entscheidender Sieg den Franzosen wieder Muth einsprach, die noch den Tod eines geliebten Prinzen, des Herzogs von Bourgogne, beweinten, der durch den Hintritt seines Vaters Dauphin geworden war. Das Volk, welches letzteren anbetete, wußte, daß derselbe nicht die despotische Denkungsart seines Grosvaters hatte; es wußte ferner, daß er es gewagt hatte, in Gegenwart des Monarchen zu sagen: Die Könige seyen um des Volks willen, und nicht das Volk um der Könige willen auf der Welt. Es erwartete alles von einem Prinzen, der die Regierung laut tadelte, und den Muth besaß, eine so große, so heilige Wahrheit am Hofe eines unumschränkten Beherrschers zu predigen. Ganz Frankreich war in Trauer. Der so sehr beweinte Prinz verband mit einem lebhaften durchdringenden, erhabenen Geiste eine unausgesetzte Anwendung desselben auf seine Pflichten und seine vornehmste Sorge gieng dahin, das

von

von allen Seiten in Verfall gerathene Reich in neue Aufnahme zu bringen. Er dachte unaufhörlich über die Mittel nach, wie die Nation glücklich gemacht werden könnte; es war ihm eine ausgemachte Wahrheit, diese Glückseligkeit verschaffe dem Monarchen, der sie bewirkt, einen seine Größe weit hinter sich lassenden Genuß; ihm diente zum Beweis ein König, der unter seinen Augen, im Schooße der Schwelgerey und des Prunks seufzte. Allen Kriegen abgeneigt, bey welchen Ehrgeitz, Habsucht und Haß mehr als Gerechtigkeit und Vernunft zu Rathe gezogen werden, hatte er beschlossen, durch einen dauerhaften und gut geschloßnen Frieden alle Quellen des Ueberflusses wieder zu öffnen. Seine von Schwäche weit entfernte Frömmigkeit wußte die Pflichten, die seine Krone heischte, mit denen zu verbinden, die die Religion von ihm forderte. Mit einem Worte — Ludwigs XIV. eisernen Scepters müde, übertrieben die Franzosen sogar die schönen Eigenschaften seines Nachfolgers und nie wurde ein Prinz so wahr und so sehr beweint, als dieser!

Diese Thränen hatten schon einige Tage vor seinem Tode zu fließen angefangen. Die Dauphine wurde Frankreich mitten unter schrecklichen Zuckungen entrissen. Letztere führten auf die Vermuthung: sie sey vergiftet worden und zogen ihren Gemahl mit ins Grab. Grazie, Anmuth und Wohlthätigkeit all das zerstörte ein Augenblick! die Hinwegschaffung des Herzogs von Bretagne, ihres Sohns, zu gleicher Zeit machte die Nation vollends trostlos. Die Zubereitungen, um die Leichname des Vaters, der Mutter und des Sohns zugleich nach St. Denis zu bringen gaben das rührendste Schauspiel von der Welt, und das Volk, das den Ausbruch seines Schmerzens nicht zurückhalten konnte und trostlos war, Zeuge jenes Schauspiels zu seyn, hatte den noch größern Kummer: alle seine Hoffnungen verschwinden zu sehen. Der Liebe der Franzosen blieb nur noch ein schwaches, gebrech-

brechliches Kind übrig, auf das man nicht viel zu rechnen schien *).

Die Nachricht von dem Villarsschen Kriegsglücke richtete den niedergeschlagenen Muth der Franzosen wieder auf und zerstreute ihren Kummer. Sobald der gegenwärtige Augenblick sich dieser Nation bemächtigen kann, so macht er sie all ihren Jammer wie all ihre Freuden vergessen. Der Herzog von Fransac, als Augenzeuge des Siegs, den Villars erfocht, gewann besondern Geschmack an dem Stande in den er getreten war. Villars machte ihn als einen Empfohlnen zu seinem Flügeladjutanten, wodurch der letztere des ersteren Operationsart in der Nähe beobachten konnte. Jener fand bey dem jungen Herzog Geist und Anlagen. Daher gereichte es ihm zum Vergnügen sich bisweilen in ein Gespräch mit ihm einzulassen, und ihm gute Lehren zu geben die Richelieu nie vergaß. So eingenommen Villars von sich war und ungeachtet er sich in kein Gefecht einließ wann er nicht des Siegs gewiß war, so prägte er doch seinem Schüler sorgfältig die Lehre ein: ein General, der seines Siegs vollkommen gewiß sey, müsse demungeachtet seine Maasregeln durchaus also nehmen, als ob er besiegt werden würde. Fransac hatte noch nicht aufgehört, den Unbesonnenen zu spielen, aber er war doch jetzt geneigter als jemahls aus allem was er sah, Nutzen zu ziehen und studierte daher unter einem so großen Lehrmeister die Kriegskunst mit gutem Erfolge. Er schien Paris und den Hof vergessen zu haben, indessen unterhielt er einen ununterbrochenen Briefwechsel mit der Herzogin * * * die ihm außerordentlich ergeben war.

Als unzertrennlicher Gefährte des Marschalls bey dessen kriegerischen Unternehmungen, überbrachte er die Befehle zu den Belagerungen der Städte Marchiennes, Douai, Quesnoi, deren Eroberung eine Folge des Siegs bey Denain war. Bey der Belagerung von Freyburg verwundete ihn ein Stein-

split-

*) Ludwig XV.

splitter am Kopfe. Endlich gab ihm Villars den Auftrag die Nachricht von der Wiedereinnahme der genannten Festungen dem Könige zu überbringen.

Richelieu gesteht es selbst, er habe gezittert, als er sich dem Monarchen näherte, den er seit seinem Austritte aus der Bastille wieder zum erstenmahle sah. Anfänglich war er schüchtern, aber er faßte sich bald und stattete seinen Bericht von den Operationen der Armee mit solcher Genauigkeit und Geistesgegenwart ab, daß Ludwig XIV, über seinen Verstand und seine in so kurzer Zeit erlangten Kenntnisse erstaunt, ihm prophezeihte, wenn er so fortführe, so wäre er zu grössern Dingen bestimmt.

Seine Rückkehr nach Paris war für ihn die Losung zu neuen Vergnügungen. Er flog zu seiner Freundin, der Herzogin; als er aber sah, daß diese ihm weiter nichts mehr als Freundschaft einzuräumen entschlossen sey, verliebte er sich in die Frau eines Meublenkrämers, die in ihrer Andacht um seinetwillen vor Kummer und Gewissensbissen starb, theils, daß sie ihm Gehör gegeben, theils und noch mehr aus Eifersucht über die Menge ihrer Nebenbuhlerinnen. Die Zahl der letzteren war groß, und es erhöhte seinen Genuß um vieles, wenn das Publikum darum wußte. Nur einige Frauenzimmer schonte er und verschwieg ihren Nahmen, aber sonst waren alle, mit denen er zu thun hatte, bekannt. Seine Kutsche mußte — er that's nicht anders — die halbe Nacht in der Strasse stehen bleiben, worinnen das Frauenzimmer wohnte, bey welchem er sich befand, damit man an seinem Wappen und seiner Livrée sehen möchte, er sey im Schooße des Glücks. Nach der Hand bediente er sich manchmahl eben dieses Mittels, um seine Kameraden zu täuschen, die nicht begreifen konnten, woher er die Kräfte zu so viel Intriguen nehme und, indem sie es ihm gleich machen wollten, unter einer Last erlagen, die sie nicht ertragen konnten. Viele starben; nur er allein setzte täglich diejenigen,

die

die einerley Lebensart mit ihm führten, in noch größeres Erstaunen.

Gewandtheit verließ ihn nie, weder bey seinen Liebschaften, noch bey andern Unterhandlungen. Er nahm von seinen Freunden Abschied und sagte ihnen: er gehe zu dieser und jener Dame, die er nannte. Auf seinen Befehl mußte sein Kutscher um die gegebene Stunde mit einem von seinen Leuten auf dem Wagen stehend ausfahren, als ob er darinnen befindlich wäre, die Kutsche hielt einige Stunden vor der Thüre der Dame und fuhr alsdann wieder nach Hause. Eben diese Komödie wurde des andern Tags vor der Thüre einer andern Schönen wieder gespielt, und der Herzog blieb unterdessen zu Hause, ließ sich von niemand sehen, gebrauchte alles, was seine in den vorherigen Besuchen verlohrnen Kräfte ersetzen konnte und erhielt, vermittelst der Ruhe, die zu seinen Siegen nöthige Stärke wieder. Er ließ sich nie aufs neue im Publiko sehen, ohne von seinen Fatiguen vollkommen hergestellt zu seyn und alsdann sagte er zu seinen Kameraden: noch nie hätte er so viel Vergnügen genossen, als bey dem neuen Abenteuer, das ihn einige Tage ihrer Freundschaft entzogen habe und ihre Verwunderung verdoppelte sich, ihn nach so vielerley Unternehmungen so frisch und kräftig zu erblicken als er aussah.

Es läßt sich hieraus schließen, wie sehr er um den Ruhm eines Glücksritters geitzte; für den er alles aufopferte. Indessen sieht man ihn mit Verwunderung sich zu diesem Zwecke solcher Kniffe bedienen; er hatte sie ja nicht nöthig um den Titel zu verdienen, der ihm so wünschenswerth war. Nicht leicht möchte die Zahl der Frauenzimmer, die er besiegte, zu bestimmen seyn und, wenn man sie auch nur auf die Hälfte derer, die er nahmhaft machte, reduciren wollte, so würde schon auch diese genug hinreichen, ihn in den Annalen der Galanterie auf immer auszuzeichnen.

Zwey=

Zweytes Kapitel.

Tod von Richelieu's Vater. Er läßt sich als Liebhaber der Herzogin von * * *, von der Prinzessin von * * * lieben, die an Gift stirbt. Er überrascht seinen Stallmeister bey seiner Gemahlin. Wie er sich dabey beträgt. Ihr Tod.

Am 10ten Mai 1715, da er eben im Vergnügen schwamm, verlohr er seinen Vater. Nach seinem eigenen Geständnisse betrübte ihn dieser Tod nicht sehr und es kostete ihm nicht viel Gewalt, seine Thränen zurück zu halten. Wirklich verlohr er einen Vater, der ihm unaufhörlich durch den Sinn fuhr. Anfänglich hatte ihn derselbe zärtlich geliebt, aber nach der Hand fand er nur einen mürrischen Greis in ihm, welcher sich allen seinen Freuden widersetzte, ihn, in einem harten Ton Vorwürfe machte und sich verwunderte, wie ein junger Mensch die Gesellschaft von Leuten seines Alters den seinigen vorziehen konnte. Als der Sohn einmahl 1000 Louisd'or verlohr, gerieth der Vater darüber in solchen Zorn, daß er ihm nun auch das nothdürftigste Geld versagte; sie konnten jetzt nicht mehr eine Zeitlang beysammen seyn, ohne sich einander Bitterkeiten zu sagen. Der Vater sah mit neidischen Augen des Sohnes Vorschritte an und dieser hielt jenen für die Triebfeder seiner Einsperrung in die Bastille und der Entbehrnisse, die ihn täglich mehr und mehr zu Herzen gingen.

Richelieu's, des Vaters, Hinterlassenschaft befand sich in großer Verwirrung. Sie war mit Schulden dergestalt belastet, daß unser Richelieu darauf Verzicht thun und sich damit begnügen mußte, was ihm vermittelst der Erbfolge zufiel. Es war nahmhaft. Die Herzogthümer Richelieu, Fronsac, die Herrschaften Ferté = Bernard, Coze, Lonac und s. w. wurden ihm zu Theil und, was den jungen Erben Ehre macht, er bezahlte alle die Schulden seines Vaters, die

aus

aus dessen Hinterlassenschaft nicht befriedigt werden konnten. Es stand in seiner Macht wie es schon so viele gethan haben und noch thun, als Erbfolger die von seinem Vater gemachten Schulden unbezahlt zu lassen, aber er hielt es für seiner Ehre zuwiderlaufend sich eines so unbilligen Rechts zu bedienen, um Lieferanten und Kaufleute mit ihren Forderungen und alte Diener mit den von ihrem Herrn ihnen zugedachten Legaten leer ausgehen zu lassen. Nach seiner Ueberzeugung mußte ein großer Herr für das Andenken seines Vaters etwas thun, und wiewohl er das Geld liebte, war es ihm doch noch lieber, sich zum Theil desselben zu berauben, als sich dergleichen beschämende Vorwürfe zu machen.

Sein Vater hatte eine nahmhafte Erbschaft gethan. Der erste Herzog von Richelieu, den er erbte, bekam einen Theil des ungeheuren Vermögens das der Cardinal, sein Oncle, hinterließ, allein er mißbrauchte dieses Glück und fand sich genöthigt, viele veräußerliche Güther zu verkaufen. Sein Sohn, der Vater unsers Marschalls, machte es nicht besser. Er war bey Lebzeiten seines Vaters im Jahre 1643 General der Galeeren gewesen, und verkaufte diesen Posten im Jahre 1661, an den Marquis Créqui, nachherigen Marschall von Frankreich. Nicht genug, seine Familie um diese Stelle gebracht zu haben, verkaufte er auch die Güter, die verkaufbar waren, und in der That, hätte die Vorsicht des Cardinals nicht die beyden Herzogthümer und andere Länder zu Fideicommiß gemacht, der Erbe des jungen Herzogs würde eine ärmliche Erbschaft gethan haben. Sein alter Vater, der große Summen Geldes ohne sich Ehre zu machen, verschwendet und Geschmack an Frauenzimmern hatte, mit denen er fast immer auf eine seinem Range unanständige Art lebte, sah sich seiner Einkünfte entzogen, und auf einen Lebensunterhalt, eingeschränkt, den ihm die Sequestration anwies und den er einige Jahre auf seinem prächtigen Schloße zu Richelieu in langer Weile, und Unbrauchbarkeit verzehrte. Bey seiner Rückkunft nach Paris machte er neue Schulden

den und man sah, wie er um von Ludwig XIV. Unterstützung zu erhalten, zur Frau von Maintenon seine Zuflucht nahm.

Es ist unbegreiflich, warum ihm Ludwig so viele Gnaden erwies. Durch militärische Dienste hatte er sie nun einmahl nicht verdient. Der Herzog von Richelieu wird in jenem an großen Ereignissen so fruchtbaren Zeitalter nie genannt. Keine hervorstechende That machte ihn berühmt; man weiß kaum, daß er als Obrist einigen Feldzügen beygewohnt hat. In der That mußte ein Mann, von solchen Glücksumständen eine wahrhafte Null seyn, wenn er nicht von sich unter einem Könige zu reden gab, der unaufhörlich Krieg führte. Demungeachtet machte ihn dieser zum Ritter seiner Orden, und erwies ihm Gnaden, ehe noch der Credit der Frau von Maintenon dazu half. Unstreitig sah Ludwig bey ihm nur auf den Nahmen den er führte, und vergalt solchergestalt die Dienste des großen Oncles in dem Neffen, welcher ihm deren so wenig leistete.

Der neue Herzog von Richelieu wollte diesen Flecken wieder auswischen und betrug sich auf eine Art, die den Nahmen, den er führte, noch berühmter machte, als ihn der Cardinal schon gemacht hatte. Man wird ihn tapfer im Zweykampfe unerschrocken vor Feinden finden und sehen, wie er sich der Liebe entriß um dem Ruhme entgegen zu eilen und mit eben der Leichtigkeit der größten Gefahr Trotz both, womit er eine schöne Frau verführte. Er setzte in der besten Laune ein Leben aufs Spiel, das durch Alles verschönert ward und nichts von all dem, was ihm dasselbe wünschenswerth machen konnte, war im Stande, die Sicherheit seines Genusses zu stöhren.

Bald der Beschäftigungen, die das Detail der Nachlässenschaft seines Vaters erforderte, überdrüssig, überließ er sich der Herrschaft der Liebe die er eine Zeitlang vernachlässigt hatte, aufs neue mehr als jemahls.

Neue Eroberungen mußten die verlohrne Zeit vergüten und die Prinzessin von * * * wurde eine von denen, die er damahls am meisten zu lieben schien. Er liebte bereits gesagter maßen, nicht ausschlüßlich. Er vernachlässigte die Herzogin * * * nicht. Die Zeit, worinnen er nur zwey Liebhaberinnen zugleich besaß, führt er als einen Augenblick von Weisheit an, denn sonst ging sein beständiges Bestreben dahin, neue Opfer aufzusuchen. Hielt ihm ein Frauenzimmer zu lange Widerstand, so amüsirte er sich nicht damit, seine Zeit bey ihr zu verliehren; er widmete ihr wöchentlich einige Stunden und unterdessen fand er Gefälligere, die ihn den Tag seines Triumphs geduldig abwarten halfen.

Seine Schilderung von der Prinzessin von * * * läßt nicht zweifeln: sie sey eine Schönheit gewesen. Sie bethete ihren Gemahl an, der als ein eigensinniger und bizarrer Mann, sie aus Gefälligkeit geheirathet und seiner damahligen Geliebten versprochen hatte: seine Gemahlin wie ein Mann zu behandeln, dem sie fremd sey. Indessen kam sie ihm in den ersten zwey Monathen doch so liebenswürdig vor, daß er nicht umhin konnte, ihr alle die Rechte zuzugestehn, die ihr Hymen gab. Bald nachher behielt seine Geliebte wieder die Oberhand und entfernte ihn auf immer vom Ehebette. Seine Gemahlin liebte ihn wahrhaft; sie wagte es nicht sich zu beklagen, sondern glaubte durch Liebenswürdigkeit die Zuneigung eines Ehegatten, der ihr Beweise seiner Zärtlichkeit zu geben aufhörte, wieder aufwecken zu können; allein umsonst, ihr sanftes Wesen, all ihr gefälliges Betragen hatte nicht Reitz genug für den Ungetreuen um ihn wieder zurück zu bringen. Ihre Thränen flossen zwey Jahre lang ungesehen. Ihr Gemahl, der immer den äußerlichen Wohlstand beobachtete, schien sich sehr gut gegen sie zu benehmen, er kam täglich, sich nach ihr zu erkundigen, umarmte sie, so oft er sie sah, besonders in Gegenwart anderer Personen, er ließ sich sogar in Neckereyen mit ihr ein und wurde für einen Schäfer gehalten während daß seine

zärt=

zärtliche Hälfte nur des Anscheins dieses Glücks genoß. Dieser Anschein mußte endlich einer zwanzigjährigen reitzenden Frau, die ein zärtliches Herz besaß und dasselbe immer umsonst einem Manne anboth, der seinen Werth nicht kannte, nicht mehr genügen.

Der Herzog von Richelieu sah sie bey der Herzogin von ***. Eine so regelmäßige Schönheit kennen zu lernen war bey ihm soviel als in sie verliebt werden. Er — sehr verführerisch — begegnete hier einem Herzen, das noch Neuling und seinen Pflichten ganz ergeben war. Jeder Umstand reitzte ihn zu dieser Eroberung; fast immer Sieger, unternahm er sie voll Zuversicht eines glücklichen Erfolgs. Die Prinzessin von *** befand sich in jenen für die Tugend gefährlichen Augenbicken, wo die von den auf sie wirkenden Gegenständen bewegte Seele denjenigen noch nicht auffinden konnte, den die Natur für ihr Glück bestimmte; man spürt ein hohes Verlangen, glücklich zu werden, ohne das Glück, so man wünscht, zu finden, ohne es einmahl eigentlich zu kennen, und man fühlt in sich eine Leere, die all unsere Freuden einförmig und geschmacklos macht — das Wesen fehlt, das sie zu beleben bestimmt ist. Richelieu suchte das Herz der Prinzessin von ***; sie erröthete, als sie ihn sah; seine Anmuth, die Art womit er von Liebe sprach, die Empfindsamkeit, die er affektirte ohne daß er sie wirklich hatte und ohne daß sie dieß von ihm wußte, alles dieß gab ihr Anlaß, das Betragen ihres Gemahls mit dem des Herzogs zu vergleichen und diese Vergleichung fiel unglücklicherweise nicht zum Vortheil des ersteren aus. Der Mann, welcher uns gefällt, wird in unseren Augen noch schöner als er ist. Die Prinzessin von *** fühlte ihr Herz wieder, die Leere, die sie darinnen empfunden hatte, verschwand; jeder Gegenstand, der sie rührte, erschien ihr reitzend und dieß war Richelieu's Werck, ein Moment war ihm genug. Sein Anblick veränderte für die Prinzessin Alles. Der Eindruck, den er auf sie machte, blieb ihm nicht unbemerckt. Jeden

den Vortheil zu benutzen geschickt, verdoppelte er seine Aufmerksamkeiten, die Zärtlichkeit seines Betragens. Wer Herr über sich ist, wann er den Liebhaber spielt, kömmt damit eher zum Ziel als ein anderer; er läßt nichts ungenützt vorbeygehen. Richelieu war nie sehr verliebt, folglich bediente er sich all der Triebfedern, die ein Glücksritter mit so gutem Erfolge in Bewegung setzt; er wußte, daß er geliebt wurde, ehe die Prinzessin von *** wahrnahm, daß sie ihn liebe.

Indessen brachte sie die Ueberlegung zu sich selbst. Sie machte sich's zum Vorwurf so viel Schwäche gezeigt zu haben und beschloß eine Neigung zu bekämpfen, die sie noch besiegen zu können glaubte. Getrennt von dem Gegenstande ihrer Liebe hielt sie nichts für unmöglich; sie war überzeugt: von ihm entfernt über eine Neigung, die sie bereits beunruhigte, zu triumphiren. Da sie die Flucht als das sicherste Mittel zum Widerstand kannte, so schlug sie ihrem Gemahl vor, sich auf einige Zeit auf einen entfernten Landsitz zu begeben. Eine Liebschaft beherrschte ihn so eben ganz, und fesselte ihn an Paris. Er scherzte über einen so plötzlichen Abschied von der Welt und gab ihr seine Abneigung vor einer solchen Wallfarth, wie er die Reise nannte, in so starken Ausdrücken zu erkennen, daß sie sich, nachdem sie noch einigemahle darauf gedrungen hatte, endlich genöthiget sah, davon zu schweigen. Weil ihr dieses Vorhaben mißlang, so stellte sie ihre Besuche bey der Herzogin von *** ein. Letztere wußte nicht welche Kämpfe ihre Freundin mit sich kämpfte, sie suchte sie also auf und die Folge davon war, daß sie die Prinzessin dem glücklichen Sterblichen in die Hände spielte, den dieselbe so sorgfältig vermied. Das Vergnügen ihn wieder zu sehen, schien ihr noch lebhafter zu seyn. Sie verkannte die größere Gefahr nicht, der sie sich aussetzte, und nachdem sie neue, aber eben so vergebliche Versuche bey ihrem Gemahl gemacht hatte, sagte sie: „Weil es denn der Himmel „haben will, so sey es — ich habe gethan, was mir

„möglich

„möglich war. Wer zu oft auf den Kampfplatz zurück„kehrt, muß endlich unterliegen.“

Ihre Prophezeyhung gieng bald in Erfüllung. Richelieu erzählt uns, auf welche lustige Weise er triumphirte. Die Prinzessin ***, ganz Liebe, überließ sich mit Trunkenheit ihrem Gefühle, und wurde in eben dem Grade zärtlicher, in welchem sich die seinige durch den Besitz verminderte. Ihr Glück war nicht dauerhafter als das von Anderen, sie bekam bald Gelegenheit zur Erfahrung: die ihr geleisteten Eidschwüre seyen nur für den Augenblick gut gewesen.

Dem Prinzen *** hatte seine Geliebte das tyrannische Gesetz auferlegt, mit seiner Gemahlin nichts zu thun zu haben. Jene Gebietherin verlassend kehrte er, aus einer freylich sonderbaren aber sehr gemeinen Grille, nun zu seiner so lange Zeit vernachlässigten Gemahlin mit dem Feuer des zärtlichsten Liebhabers zurück. So lang sie sich um seine Zuneigung angelegentlich beworben, hatte er sie geflohen und jetzt, da sie ihre Liebe zu Richelieu gegen ihn sehr gleichgültig machte, erschien er bey ihr verliebter als je. Die Prinzessin von *** glaubte anfänglich: sein Betragen sey nur eine vorübergehende Galanterie, aber bald erweckten ihr seine anhaltenden Zudringlichkeiten Abscheu; sie wollte einer Wiederaussöhnung ausweichen, die sie in ihren Augen untreu machte. Ihr Liebhaber war jetzt ihr Alles. Der Gemahl, den sie sonst so sehr geliebt, hatte für sie die Reitze, die ihn verschönerten, verlohren; die Zeit der Verführung war vorüber und bekanntlich kehrt sie nicht zurück.

Erstaunt seine Gemahlin ganz verändert zu finden, glaubte der Prinz *** sie wäre mit Recht über sein Betragen aufgebracht; eine Frau, die gereizt oder erzürnt ist, liebt noch, dieß wußte er. Er hoffte, die Seinige würde bald von seiner Reue gerührt werden und seine Rückkehr als ein Geschenk des Himmels wieder ansehen. Er irrte sich; voll Verzweiflung darüber und als er sah, daß er selbst

nichts ausrichten könne, wandte er sich an ihre Freunde, sogar an Richelieu, dessen Rechte auf ihr Herz er nicht ahndete. Liebe bewog ihn, Alles zu versuchen, aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos. Nun vermuthete er, in dem Betragen seiner Gemahlin liege mehr als bloße Animosität. Er wurde eifersüchtig. Eifersucht ist wachsam. Er entdeckte einen Nebenbuhler zu haben. Es gab einen blutigen Auftritt zwischen ihm und Richelieu. Beyde wurden verwundet, und die Prinzessin von *** vergiftete sich einige Zeit nachher aus Verzweiflung.

Solche leidige Begebenheiten hielten Richelieu in der Laufbahn seiner Liebschaften nicht auf; traurige Gegenstände schwebten ihm nicht lange vor den Augen. Die immer gutherzige, immer ihn aufzunehmen bereitwillige Herzogin von *** war seine Trösterin, er brachte einige Monathe ziemlich ruhig mit ihr zu, aber eine andere Schöne rief ihn bald zu neuen Vergnügungen.

Um diese Zeit verlohr er seine Gemahlin eine gebohrne Noailles. Er schätzte sie ihrer moralischen Eigenschaften wegen; sie war sanft, gutherzig und lebte still für sich hin, ohne seinen Neigungen im geringsten in den Weg zu treten. Zwey Jahre lang hatte sie versucht, ihn an sich zu ziehen, allein die Entfernung, die er gegen die Erfüllung jener Pflichten blicken ließ, welche ihm Hymen vorschrieb, machte sie zurückhaltender. Sie hoffte, wenn sie ihm weniger Zudringlichkeit zeigte, würde er es desto mehr werden, aber Richelieu war kein Alletagsmann; er liebte alle Weiber, nur seine Gemahlin, hatte er geschworen, davon auszunehmen, und gewohnt wie ein Monarch zu entscheiden, vermochte nichts ihn zur Uebertretung des sich selbst vorgeschriebenen Gesetzes zu verleiten. Gedemüthigt von den für ihn gemachten Vorschritten, wollte sich Frau von Richelieu von ihm losmachen. Rache und Bedürfnis geliebt zu werden — ein Bedürfnis das vom Alter und von der Verachtung des Gemahls täglich

lich vermehrt wurde, verleiteten sie, sich einen Tröster zu suchen; der Zufall verschaffte ihr einen in der Nähe.

Ihr Gemahl hatte einen jungen liebenswürdigen Stallmeister. Er besaß die verführerischen Grazien seines Herrn nicht, aber er schien treuherzig zu lieben. Schon lange unterrichtet, daß sich der Herzog aus seiner Gemahlin nichts machte, suchte er alle Mittel hervor bey derselben beliebt zu werden. Er hohlte täglich seine Verhaltungsbefehle in Person ab; seine Augen sprachen, wenn gleich sein Mund schwieg; nach und nach machte es ihr Vergnügen, in seinen Blicken Liebe zu lesen. Diese ausdrucksvolle und stumme Sprache dauerte lange Zeit. Der Stallmeister wagte es, aus Furcht vor seinem Sturze, schlechterdings nicht, das Stillschweigen zu brechen. Schüchtern fürchtete die Herzogin ihrer Seits, zu viel Zuneigung zu verrathen; inzwischen fühlte sie: einem Manne unter ihrem Stande müsse Muth eingeflößt werden. Zur Erreichung dieser Absicht machte sie ihn zum Vertrauten ihres Kummers über die Menge von Liebschaften ihres Gemahls. Dagegen beklagte sie der Stallmeister und schien nicht zu begreifen, wie der Herr Herzog eine so schöne Gemahlin zu verlassen, im Stande wäre. Er sah, daß die Theilnahme, die er bezeigte, nicht mißfiel, dieß machte ihn kecker; er wagte ein Geständniß zu thun, das ihn um seinen Posten bringen konnte, das ihm aber, am Ende, nur noch mehr denselben sicherte. Die Herzogin, welcher daran lag, zu lieben, glaubte, ebenfalls einige Schritte thun zu müssen, um dem Stallmeister dadurch Muth zu andern einzuflößen. Er war Edelmann; dieß war ihr genug und sie hatte die Ueberzeugung, um sich dem Vergnügen der Liebe zu überlassen, bedürfe es keiner erlauchten Geburt.

Der Stallmeister wurde glücklich und genoß seines Glücks lange, ohne daß ein Verdacht dasselbe störte. Die Herzogin machte die Erfahrung: ein Mann von gewöhnlichem Stande aber von guter Leibesbeschaffenheit und ganz ihr

 eigen

eigen, sey besser als ein Pair von Frankreich, der sie verließ. Jener stand unter ihrer Hand, er war ihr und ihres Gemahls Diener, ein Wink entfernte ihn von ihr und brachte ihn zu ihr; nichts bequemeres auf der Welt als eine Liebschaft, die man in seinem eigenen Hause anknüpft.

Der Herzog von Richelieu, viel zu beschäftigt um auf die von seiner Gemahlin so eben geschlossene Verbindung Acht zu geben, dachte bloß, sie wäre von dem Verlangen geheilt, ihm umsonst entgegen zu gehn und er sagte sogar in Gesellschaft, es sey zu bewundern, wie Frau von Richelieu den Muth habe, ihrem Manne so treu zu bleiben. Er machte oft über diese Treue Spaß, aber immer ganz im Sinne eines Mannes, der daran glaubte. Er beredete seine Freunde, die Verlassene zu trösten, und im Innern seiner Seele that es ihm doch nicht leid, daß eine Frau, die seinen Nahmen führte, sich in keine Intriguen einließ; er genoß nicht mehr lange dieses Wahns.

Unter seinen Leuten befand sich einer der ihm immer willkommen war, wenn er ihm eine Nachricht hinterbrachte. Als Richelieu diesem Menschen einmahl des Abends sagte: er wollte 100 Louisd'or darum geben, wenn ihn Jemand zum Hahnrey machte; erwiederte derselbe, von seinem Herrn keck gemacht: Monseigneur! Sie haben dieß Vergnügen umsonst und brauchen es nicht so theuer zu bezahlen. Aus Gehorsam gegen die Befehle des Herzogs, der ihm geboth, sich deutlicher zu erklären, erzählte er die näheren Umstände von der Intrigue zwischen der Herzogin und dem Stallmeister. Er ließ dabey keinen Zweifel übrig, daß die Erzählung sehr wahr nnd daß er von den kleinsten Umständen unterrichtet sey, wobey er hinzu setzte, ob die Herren von Firmancon, Rohan und Bissi nicht schon den Vorgenuß gehabt, wisse er nicht gewiß, aber daß es mit dem Stallmeister seine Richtigkeit habe, dafür wolle er seinen Kopf verbürgen.

Der

Der Herzog von Richelieu lachte und gestund: nichts sey natürlicher; die Wahl allein ärgere ihn. Wenn sich seine Gemahlin nur einen Liebhaber ihres Standes, ausgesucht hätte! aber einen Stallmeister, einen Mann, der in Sold steht, und nur über Stallknechte und Pferde commandiren darf, einem Herzoge an die Seite zu setzen! dieß demüthigte ihn. Weit lieber wäre es ihm gewesen, seine Frau hätte mit dem ganzen Hofe zu thun gehabt, als mit diesem Menschen. Die Sache an sich war ihm nicht sehr wichtig, nur forderte er von einer Dame vom Stande, daß sie sich nicht so sehr herabwürdigte und sich mit keinem ihrer Diener einließ.

Indessen ergrif er die Parthie, mit seinen Freunden über die Sache zu scherzen; er nannte, wenn er von seinem Stallmeister sprach, ihn von nun an nie anders, als den Mann meiner Frau; er sagte sogar, als er ihn einige Zeit nach dem Tode seiner Gemahlin abdankte: ich sollte ihn doppelt bezahlen und ihm eine Pension auswerfen, denn er war mein Stellvertreter.

Eines Tags kömmt er, ungewöhnlicher weise, Abends um 6 Uhr nach Hause, und geht, was noch ungewöhnlicher war, zu seiner Gemahlin herab, um mit ihr über einen Proceß zu sprechen. Es war Sommer und sehr warm. Die Leute der Herzogin waren, um frische Luft zu schöpfen, aus dem Vorzimmer unter die Hausthür gegangen. Da Richelieu Niemand, der ihn anmeldet, findet und bereits das Schlafgemach durchwandert hat, so öffnet er die Thür eines Kabinets und erblickt hier seine Gemahlin und den Stallmeister auf einem Sopha. Das Geräusch, so er macht ist nicht stark genug, sie zu stören; er betrachtet die Gruppe einen Augenblick, schließt die Thür wieder recht sachte hinter sich zu und kehrt dann ins Vorzimmer zurück. Noch hat sich hier keiner von den Leuten eingefunden. Er macht Lärm, geht wieder nach dem Schlafgemach und ruft immerfort: ist denn Niemand da, der mich an-

meldet? Endlich nähert er sich mit seinem Rufen der Thür des Cabinets, um die darinnen befindlichen Personen von seiner Ankunft desto besser zu benachrichtigen. So wie er den Acteurs Zeit genug zur Mäßigung ihrer lebhaften Unterhaltung gelassen zu haben und ohne Gefahr vor ihnen erscheinen zu können glaubt, geht er ins Cabinet. Die Herzogin ist noch auf eben dem Sopha, der Stallmeister steht am Fenster. „Ey lieber Himmel — ruft der Herzog im „Hineintreten — ich rathe Ihnen, alle Ihre Leute zum „Teufel zu jagen! Kein einziger von diesen Schurken ist „in Ihrem Vorzimmer. Man muß zu Ihnen kommen ohne „angemeldet zu werden, man kann Sie alsdann geniren, „Ihnen zur ungelegenen Zeit kommen; wahrhaftig Madame „ich rathe Ihnen als Freund, eine solche Nachlässigkeit zu „bestrafen.“

Der Stallmeister wollte sich entfernen. Richelieu verhinderte es mit der Versicherung: als Freund vom Hause sey er niemals überflüssig. Er sprach mit der Herzogin, da er eben nicht in der besten Fassung war, über den Proceß, der ihn beschäftigte, und, als er wieder wegging, geboth er seinem in großer Verlegenheit dastehenden Stallmeister: die Befehle von Madame aufs genaueste zu vollziehen. „Sie liebt, setzte er hinzu, die Einsamkeit, wenn sie dieselbe mit ihr, in so fern es die Herzogin nicht genirt, theilen wollen, werden Sie mir dadurch einen Gefallen erweisen.“

Die Liebenden sahen nun wohl, daß sie verrathen waren, und waren in Zukunft behutsamer; als sie aber wahrnahmen, wie zerstreut der Herzog lebte, und wie anständig er sich gegen sie betrug, fuhren sie fort, sich zu lieben, es sich zu sagen und sich Beweise davon zu geben wie zuvor. Ein Jahr nach diesem Vorfalle starb die Herzogin. Ihr Tod fiel nur allein dem Stallmeister, sonst Niemand empfindlich.

Eben

Eben dieser Mann sah im Jahre 1732. daß viele vornehme Herren im Oeil de=Boeuf zu Versailles dem Herzoge von Richelieu zu seiner zweyten Vermählung mit dem Fräulein von Guise Glück wünschten. Es war am ersten Tage, als diese Verbindung kund wurde. Unser Stallmeister glaubte, seinen Glückwunsch mit den übrigen verbinden zu müssen, allein Richelieu, der auf diese zweyte Heirath einen größern Werth setzte, weil er in das Fräulein von Guise verliebt war, nahm das Compliment übel auf. „Wie mein Herr! Sie wissen schon, daß ich mich vermähle? „Sie sind flugs bey der Hand! Ich nehme Ihren Glück„wunsch an, aber nicht in der Nähe — ich bitte mir's „aus — nicht in der Nähe“ und damit wandte er ihm den Rücken zu.

Der Tod der Frau von Richelieu brachte keine Aenderung in den Abenteuern ihres Mannes hervor, er hatte zu Liebschaften nicht erst nöthig, Wittwer zu werden. Die ihrer Zügellosen Lebensart wegen allgemein bekannte Herzogin von Berri vermehrte die Zahl seiner Eroberungen, da sie aber, wie er, unbeständig liebte und beyde nach nichts als Abwechselung dürsteten, so dauerte ihre Verbindung nur einige Tage und sie verließen sich einander, so wie sich für jedes von ihnen ein neuer Genuß darboth. Indessen sah die Herzogin von Berri an Richelieu als die Laster ungern, die sie im höchsten Grade besaß. Sie gab nicht zu: daß ein anderer so oft wie sie in seinen Liebschaften wechseln sollte. Eben daher wurde sie auf einige Zeit Richelien's Feindin, besonders, als sie sah, daß er sich an Mademoiselle von Valois und an Mademoiselle von Charellois attachirte, doch von dem Augenblick an, da sie mit Leib und Seele dem Grafen von Rioms angehörte, vergaß sie die Vorwürfe, die sie Richelieu zu machen hatte, und ließ ihn vertrauten Antheil an ihren Vergnügungen, oder eigentlicher zu reden, an ihren Ausschweifungen nehmen.

Lud=

Ludwig XIV. hatte der Natur den Tribut bezahlt und das Volk bey seinem Tode die Freude zu erkennen gegeben, die es fühlte, von einem Könige befreyt zu seyn, der, während seiner langen Regierung das Volk so wenig achtete. Das allgemeine Elend war auf's höchste gestiegen, und die Zukunft, welcher Nachfolger auch seinen Platz einnehmen mochte, konnte nicht schrecklicher werden als die Gegenwart schon war. Man insultirte den Sarg eben des Monarchen, der Europa hatte Gesetze geben wollen; man glaubte, es sey jetzt alles erlaubt. Der Herzog von Richelieu konnte die pöbelhafte Freude, der sich das Volk überließ, nicht ohne Unwillen, ansehen. In seinen Augen war Ludwig XIV. der größte König, der je noch Frankreich beherrscht hatte. Er sah nur seine Eroberungen und ein junger ruhmbegieriger Krieger mußte einen König, der Eroberer war, anbethen. Weil wir über Ludwig XIV. anders denken als er, so haben wir uns erlaubt, über diesen von einigen bis an die Wolken erhobenen und von andern tief herabgesetzten Monarchen hier einige Bemerkungen einzuschalten.

Drit=

Drittes Kapitel.

Tod Ludwigs XIV. Gedanken über seine Regierung; über Frau von Maintenon und den Mann mit der eisernen Maske.

Es ist nicht zu läugnen, daß die zu große Verschwendung eines Königes allgemein schädlich sey. Wenn sie ihm Lobsprüche erwirbt von Höflingen, die davon Nutzen haben, von Künstlern, die dabey in Arbeit gesetzt werden, und von Schriftstellern, die Jahrgehalte beziehen, so bezahlt hingegen die Nation diese von der Nachwelt Lügengestrafte Lobsprüche sehr theuer. Indeß daß der den Monarchen umgebende Luxus die Augen aller blendet, die ihn bewundern, oder Theil daran haben, kostet derselbe Millionen, von Abgaben zu Boden gedrückten, Unglücklichen bittre Thränen. Ein König, der auf die Hülfsquellen seines Reichs zu viel rechnet, der, anstatt seine Ausgaben nach seinen Einkünften zu richten, vermittelst eines Befehls willkührlich seinen Launen zur Hülfe kommen zu können, weiß — ein solcher König ist ein schlechter Verwalter der ihm anvertrauten Majestät; was er verschleudert, ist Eigenthum seiner Unterthanen, was er ihnen wegnimmt, ist die Frucht ihrer Arbeiten; schwerlich läßt sich ein Regent in die Zahl guter Monarchen setzen, der seiner Ehrsucht alles aufopferte, und ein solcher war Ludwig XIV.

Indessen ließ sich der Anfang seiner Regierung (ich setze ihn in die Zeit, da er unter Mazarins Vormundschaft zu stehen aufhörte) unstreitig sehr glorreich an. Man hat ihm seine Eroberungen als Verbrechen angerechnet; das Kriegsglück schien bey alle dem seine ersten Kriege zu rechtfertigen. Die Finanzen waren in gutem Stande, und wurden von Colbert gut verwaltet. Der Monarch sah sich

von

wird zum Vorwand eines Kriegs genommen, auf den sich Frankreich nie hätte einlassen sollen, und der diesem Reiche eine so ungeheure Menge an Menschen und an Geld kostete. Die Lorbeere von Steinkirchen und Neerwinden welkten von den Thränen der Franzosen. Alle diese so hoch gerühmte Siege vermehrten nur die Uebel des Staats, ohne etwas zu nützen. Sie gaben dem unglücklichen Jacob seine Krone nicht wieder; in Irrland geschlagen endigte er sein Leben zu St. Germain.

Was blieb von dem ebengenannten Kriege, worinnen sich die Luxemburge, die Crequi, die Catinats, die Boufflers Ruhm erwarben, übrig? nicht einmahl so viel, daß sich der Stolz des Siegers etwas hätte darauf einbilden können, es wäre denn das Andenken an einige Vortheile, die mit dem Leben einer Million von Menschen und durch den Ruin der Finanzen grausam bezahlt wurden. Man kam vor Elend um und stellte Ergötzlichkeiten über Siege an, die der Nation nichts nützten.

Nach dem Frieden zu Ryßwik, den Ludwig XIV. als Sieger zu schließen sich genöthigt sah, als wäre er Besiegter, würde die klügste Partie gewesen seyn, die Heilung der dem Reiche so eben geschlagenen noch rauchenden Wunden sich angelegen seyn zu lassen. Ein langer Friede und Oeconomie in den Finanzen würde so vielerley Ungemach wieder gut gemacht haben. Es kam nur darauf an, nachdem man Eroberer war, nun auch aufrichtiger Friedensstifter zu seyn; Letzteres hätte kein großes Opfer gekostet, aber Ludwig XIV. mit der Neigung zum Herrschen gebohren, die von niederträchtigen Schmeichleru immer in ihm genährt wurde, hielt sich für unüberwindlich und glaubte, im Stande zu seyn, ganz Europa Gesetze vorschreiben zu können — ein thörichter Wahn, wovon er doch einmahl ein bischen geheilt zu werden hätte anfangen sollen. Anstatt seinem Reiche einige Erhohlung zu gewähren, verbreitet er durch dasselbe mehr als jemahls, Zwietracht und Entsetzen. Er wähnt sogar die

Ge-

Gewissen nach seinem Eigendünckel beherrschen zu können, und befleckt sich auf eine unauslöschliche Art durch Unterzeichnung des Widerrufs des Edicts von Nantes.

Während daß er, wie ein Barbar, getreue Unterthanen aus seinen Staaten jagt, oder seine Hände in dem Blute derer färbt, die sich zu einer andern Religion, als der seinigen, bekennen, erweckt Carls II Königs von Spanien Tod seine Lieblingsleidenschaften wieder. Carl hatte den Herzog von Anjou zum Nachfolger ernannt, und Ludwigs Eigenliebe fühlte sich geschmeichelt, zu Gunsten seines Enkels über so viele Staaten zu disponiren. Das hieraus nothwendig entstehende Unglück kam ihm gar nicht in den Sinn; der Herzog von Anjou wurde König.

Kann man aber ohne Zähnknirschen sich daran erinnern; was es Frankreich kostete, ihn auf dem Throne zu erhalten? Der Prinz von Oranien, unter dem Nahmen Wilhelm III König von Großbritannien, ein steter Feind Ludwigs XIV zettelt Holland und Engelland, zu Gunsten des Kaisers, gegen ihn an. Der hochtrabende Monarch scheint sie alle zu verachten; einige Vortheile befriedigen anfänglich seinen Stolz, aber von einem schüchternen Weibe und von Ministern regiert, die jedem erhaltenen Eindrucke Gehör gaben, glaubt er mehr durch Tractaten als durch Waffen auszurichten.

Ein thörichter Edelmuth reitzte ihn die vom Puisegür in den Spanisch-Niederländischen Plätzen entwaffneten Holländischen Truppen zurück zu geben, und durch seine Unterhandlungen ließ er seinen Feinden Zeit, sich zu vereinigen und sich gegen ihn zu rüsten. Anstatt einen Krieg zu vermeiden, der von keiner langen Dauer seyn konnte, veranlaßte er einen, der Frankreich an den Rand des Verderbens brachte. Entweder mußte er auf den Spanischen Thron für seinen Enkel Verzicht thun, oder er mußte das Erstaunen seiner, an ein so unerwartetes Kriegsglück nicht glaubender, Feinde nützen und die gefangenen Holländischen Besatz-

ungen nicht zurückgeben, um alle entwaffnete und noch nicht vereinigte Mächte vermittelst förmlicher Verträge zur Anerkennung des Herzogs von Anjou als gesetzlichen Erben der gesammten von dem verstorbenen Könige von Spanien besessenen Staaten zu nöthigen. Hiezu hätte aber Festigkeit im Handlen gehört und Ludwig XIV der beydes sein Gewissen und seinen Ehrgeitz befriedigen wollte, machte das Maß von all dem Unglücke voll, worunter sein Reich bereits seufzte.

Die Schlachten oder vielmehr die Niederlagen von Höchstädt, Ramillies, Turin, Malplaquet, versetzten Frankreich in den beklagenswürdigsten Zustand, in einen Zustand, in welchem es seit mehrern Jahrhunderten nicht mehr gewesen war, und hätte Marlborough die Engelländer noch länger commandirt, vielleicht hätte Villars den Sieg bey Denain nicht erfochten. Wie bekannt wäre ohne diese gewonnene Schlacht Frankreich verlohren gewesen, und Prinz Eugen würde bis Paris vorgedrungen seyn. Der von den Großen nach Spanien berufene Herzog von Vendome commandirte die Armee Philips, dem sein Großvater keine Hülfe mehr leisten konnte, und in einem Zeitraume von vier Monathen befestigte er auf dessen Haupt auf immer die Krone.

Nur diesen unerwarteten Ereignissen verdankte Ludwig XIV die Erhaltung seines Reichs und das Vergnügen seinen Enkel regieren zu sehen. Damit dieses Irrlicht von Ruhm nicht verlosch, unterhielt er einen eilfjährigen seine Staaten ganz erschöpfenden Krieg. Welchen Vortheil konnte so viel verspritztes Blut, so viel verschwendetes Geld gewähren? Die engste Verbindung mit Spanien; wer weiß aber nicht, daß das Interesse die so hoch gepriesenen Familien-Verträge vernichtet. Hat nicht, von jenem unglücklichen Abbé Dubois geleitet, der Regent, wenige Jahre nachher, Frankreich die Waffen gegen eben den Philipp V er-

ergreifen lassen, den es mit so schweren Kosten auf den Thron erhoben hatte?

Kaum kann man es begreifen, wie der von so vielen Schlägen bereits heimgesuchte Staat diesen letzten Stoß auszuhalten vermochte. Freylich hat er ihn lange gefühlt, und seine von Ludwig XV noch angehäuften Schulden haben das ungeheure Deficit veranlaßt, das eine neue Wiedergeburt nothwendig machte.

Wer nur die glücklichen Ereignisse des Zeitalters Ludwigs XIV sah, schrieb zu Ehren dieses Königs; nichts war damahls billiger. Diese Lobreden sind auf uns gekommen; aber müssen nicht auch die Klagen der unglücklichen Zeugen seines mißgeschickvollen Regierungsendes gehört werden? Nach diesen ist Ludwig XIV zu richten. Alsdann wird man aber nichts mehr an ihm finden, als einen ehrsüchtigen Mann, der, um berühmt zu werden, Alles aufopferte. That er große Dinge, so wurden sie mit dem allgemeinen Ruin des Reichs grausam erkauft. Einem despotischen Könige, wie er war, fehlte nur noch ein Frömmling zu werden; er ward es, und nun gieng alles verlohren.

Die so hoch gepriesene, für die ehrwürdigste Dame ausgegebene, in Rom beynahe heilig gesprochene Frau von Maintenon war das unglückliche Werkzeug, dessen sich der Himmel bediente, um Ludwig XIV den Händen der Pfaffen ganz zu überliefern. Diese so berühmte Frau von Maintenon hat Frankreich mehr Schaden gethan, als alle die übrigen Buhlerinnen Ludwigs und die Maitressen seines Nachfolgers. Es ist Zeit ihr den Schleyer von Frömmigkeit und Tugenden wegzureißen, worinn sie die Scheinheiligkeit und die Intriguen einer mächtigen Familie hüllten. Eben so ehrgeitzig wie ihr Liebhaber wußte sie sich geschickt dem Throne zu nähern, und nachdem sie ihn lange mit ihren Blicken gemessen, sich endlich darauf zu setzen, und den Monarchen sich zu unterwerfen.

 Alle

Alle Welt weiß, daß Fräulein von Aubigné die Tochter eines hochadelichen Junkers sich höchst glücklich schätzte, dem burlesken Dichter Scarron, ungeachtet seiner unheilbaren Mannlosigkeit, angetraut zu werden. Sie hatte vor ihrer Verheirathung die Reformirte Religion, als diejenige ihrer Vorfahren abgeschworen. Nach dem Tode ihres Mannes suchte sie die Pension, die er genoß, zu erhalten. Ihr Verstand verschaffte ihr Gönner. Mehrmahls abgewiesen, ward ihr endlich ein mäßiger Jahrgehalt ausgeworfen, und nach einigen Jahren machte man sie zur Aufseherin über die Gesundheit des Herzogs von Maine, dessen Daseyn noch ein Geheimniß war. Von dieser Zeit an bekam sie oft Gelegenheit, den König zu sehen, der seinen ebengenannten Sohn vorzüglich liebte. Sie ließ nun alle Triebfedern eines gebildeten Geistes spielen. Anfänglich fand Ludwig XIV wenig Geschmack an ihr, sie kam ihm etwas prüdenhaft vor; aber nach und nach gab er ihr mit mehr Vergnügen Gehör. Der Launen und des hochtrabenden Charakters der Frau von Montespan überdrüßig fand er in der Wittwe Scarron eine gefällige, sanfte und insonderheit fromme Person. Seinen Gewissenszweifeln war Frömmigkeit Bedürfniß. So viel Tugend und die Sorgfalt, die sie für ihren Zögling hatte, wollte er belohnen — er machte sie im Jahre 1680 zu einer der ersten Hofdamen der Dauphine. Die Herrschaft Maintenon hatte er ihr schon vorher gekauft.

Um diese Zeit war sie schon im Credit so hoch gestiegen, daß sie sich mit Frau von Montespan, ihrer vormahligen Beschützerin, auf gleichen Fuß stellen konnte; auch betrug sie sich so zweckmäßig, daß der König bald ganz in ihrer Gewalt war. Sogar die Königin, die über das anmassende Wesen der Frau von Montespan aufgebracht, den Charakter der Frau von Maintenon sanfter fand, und lieber eine friedliche Person zur Nebenbuhlerin haben wollte, redete der letzteren bey ihrem Gemahle das Wort. Die Favoritin

rinn von seiner neuen Art ließ keine Gelegenheit vorbey, noch mehr Ansehen zu gewinnen. Sie bemerkte, daß der König bey seinen Liebhaberinnen mit Zärtlichkeit und Reue abwechselte. Wann er zu ihr kam, schien sie lauter Mittel, seine Gewissensbisse zu vermehren aufzusuchen. Sie hatte mit seinen Schwachheiten Geduld, ohne sie zu billigen, und sprach mit ihm mit dem ganzen Interesse der Liebe und mit dem strengen Ernste der Tugend. Auf diese Art gewöhnte sie ihn daran, sich derbe Wahrheiten sagen zu lassen, Wahrheiten, die sich zu seiner Gemüthsstimmung und Schwäche schickten. Als sie sah, daß er Geschmack an ihr fand, versuchte sie, ihn zu besiegen. Sie meinte, solchergestalt seine Leidenschaften zum Nutzen des Himmels anzuwenden. Uebrigens besaß sie zu viel Verstand um nicht einzusehen, daß alternde Reitze — sie war um drey Jahre älter als der König — diesen zu fesseln nicht im Stande seyen. Vor ihren Augen hatte sie eine Nebenbuhlerin, die sich zwar nicht mehr im Frühlinge ihres Lebens befand, aber doch noch durch Fülle der Schönheit glänzte. All das zusammen trug dazu bey, daß Frau von Maintenon einen ganz andern Weg als ihre Vorgängerinnen einschlug. Sie beobachtete stets in ihrem Betragen eine außerordentliche Zurückhaltung. Ihr Wuchs war vortheilhaft, und sie studierte darauf, ihn imponirend zu machen. Ihr Anzug war einfach aber zierlich; ihre Unterhaltung voll Abwechslung, bald aber flächlich bald gründlich, je nachdem es die Umstände erheischten. Sie grub sich tief in's Herz: es sey nicht genug dem Könige zu gefallen, man müsse ihn auch gefangen halten.

Der Frau von Montespan feind, hielt sie der Gedanke, ihr viel zu verdanken zu haben, nicht ab, dieselbe als eine Person die ihren Absichten am meisten im Wege stand, auf eine fromme Weise aus dem Wege zu schaffen. Frömmeley schien ihr hiezu das sicherste Mittel, sie zögerte nicht, sich deren zu bedienen. Durch die Herzogin von Fontange sah sie sich zwar einen Augenblick entfernt, aber die Um-

stände begünstigten ihre Wünsche, und der Tod befreyte sie von ihrer neuen zwanzigjährigen Nebenbuhlerin.

Der König, der beym Hinscheiden der Herzogin von Fontange gewesen war, und sein Herz von dem Anblicke seiner durch die Blässe des Todes entstellten Geliebten zerrissen fühlte — war nicht im Stande, die ungeziemende Freude so die eifersüchtige Frau von Montespan über den Tod ihrer Nebenbuhlerin hatte, auszuhalten. Hingegen Frau von Maintenon, die sich in alles zu schicken wußte, weinte mit dem Monarchen, tröstete ihn, und erwarb sich dadurch immer mehr und mehr Rechte auf sein Herz. Sie wußte sich des kleinsten Umstandes, ihn zu fesseln, zu bedienen. Das Gemurmel des Volks über den Luxus der Frau von Montespan kömmt ihr zu Ohren, und sie setzt der Unbesonnenheit ihrer Nebenbuhlerin Sittsamkeit entgegen. Von der Zeit ihrer Verheirathung mit Scarron und ehe sie die Erzieherin des Herzogs von Maine wurde, sagte man sich allerley ihrem guten Rufe Nachtheiliges ins Ohr — eine sich immer gleich bleibende Bescheidenheit mußte die Falschheit jener Nachreden beweisen. Vom Ehrgeitz verzehrt, aber voll Gewandtheit, regierte sie ohne den mindesten Anschein die Hand mit im Spiele zu haben. Mit einem Worte — es glückte ihr, sich Ludwigs XIV dergestalt zu bemeistern, daß sie ihn zu dem Entschluß brachte, sie in dem durch den Widerruf des Edicts von Nantes so unglücksvollen Jahre 1685 heimlich zu heirathen.

Von dieser Zeit wurden alle Frömmlinge, oder doch solche, die so aussahen, bey den wichtigsten Aemtern und Stellen vorgezogen. Die Freunde der Favoritin erhielten Gnadenbezeugungen, statt derer, die sie am meisten verdienten; aber das alles geschah mit der Miene der Religion. Frau von Maintenon umgab den König nach und nach mit lauter ihr ergebenen Leuten. Sie machte sogar Fagon zu seinem ersten Arzte, damit sie desto gewisser einen Mann an der Hand hatte, der dem Monarchen ihre Verdienste täglich anrüh=

ernähren konnte. Sie ließ sich das Zimmer der Königin einräumen; da sie es nicht dahin bringen konnte, ihre Vermählung declarirt zu sehen, so war doch ihr Wille, daß ihr Wohnort dieselbe zu erkennen geben könnte.

Auch das Geschwür, das der König zu leiden hatte, wußte sie zur Vermehrung der Zweifel seines zart gewordenen Gewissens zu benutzen. Man hatte nach der abscheulichen Gewohnheit der Höfe seine Erziehung vernachläßigt. Aberglaube war ihm mit der Muttermilch eingeflößt worden. Ehrgeitz und unaufhörlich neue Begierden hatten ihn lange vom Gedanken an die Hölle und ihre Quaalen entfernt gehalten; jetzt kamen diese Vorstellungen in seine Seele in eben dem Maße zurück, in welchem sich seine Leidenschaften legten. Frau von Maintenon unterhielt, zur Behauptung ihres Ansehens, sorgfältig diese Gemüthsstimmung, und ließ ihm den König der Könige über die Uebertretung seiner Gebothe aufgebracht und die Nothwendigkeit sehen, die Gerechtigkeit des höchsten Richters zu entwaffnen. Jesuiten, Pfaffen, immer hastig bey der Hand, wo es was zu regieren gibt, unterstützten sie. Man gab dem zu schwachen Könige zu verstehen, er würde sich den Himmel verdienen, wann er die von der heiligen Kirche abtrünnig gewordene Unterthanen aus dem Reiche jagte, und der Allerchristlichste König dürfe keine Protestanten in seinen Staaten dulden.

Frau von Maintenon unterstützte in diesem scheuslichen Vorhaben ebenfalls Louvois, der, gewohnt durchaus in Beziehung auf sich zu handeln, kriegssüchtig, und von einem geschloßnen zwanzigjährigen Waffenstillstande außer Fassung gebracht, glaubte, der König würde die Truppen zur Austreibung der Ketzer nöthig haben, und als das vornehmste Werkzeug seiner Befehle würde er, bey der Vollstreckung derselben, in einen immer größern Credit kommen.

Vergebens sagt Frau von Maintenon in einem ihrer Briefe, Louvois und Pater de la Chaise hätten den König nur durch die Betheurung, daß jener Befehl keinen Trop-

sen Bluts kosten würde, zur Unterzeichnung desselben vermocht. Sie hatte zu viel Verstand, um nicht zu wissen, daß der Widerruf eines Edicts, der die bürgerliche Lage von mehr als 60000 protestantischer Familien vernichtete, schlechterdings nicht in Vollzug gebracht werden könne, ohne Wuth und Verzweiflung zu veranlassen. Mußte sie nicht voraus sehen, daß sie das entsetzliche Schauspiel eines ganzen herumirrenden und flüchtigen Volkes veranstaltete — daß Begüterte, Arme, Greise, alle ohne Unterschied unschuldig vertrieben, ihre Arme nach dem aus seinem Schooße sie stoßenden Vaterlande ausstreckend — daß — allein um der Religion willen — die einen in Kerker geworfen, oder auf Galeeren geschmiedet, die andern aufs Blutgerüst geführt, im kurzen ihre Ankläger werden würden? Konnte sie sich's verhehlen, daß sie einen Theil unserer Manufacturen ins Ausland schaffte, und dieses mit all den Künsten und all der Industrie beschenkte, die sie dem Vaterlande entriß?

Durch die vorhergegangenen, ungeachtet der großen Siege, Frankreich nachtheilig gewesenen Kriege war das Reich verarmt, hatte Frau von Maintenon so gar wenig Urtheilskraft, daß sie nicht einsah: sie ruinire Frankreich, wenn sie aus selbigem Bürger vertreibe, die größtentheils reich waren, die Lasten des Staats tragen halfen, und den Catholiken zum Trost gereichten, indem sie die Summe dessen, was diese zu bezahlen hatten, verringerten?

Wenn wir auch zur Ehre der Frau von Maintenon glauben wollen, sie habe das Uebel, so sie Frankreich bereitete, nicht in allen seinen Folgen übersehen, ist es darum nicht doch geschehen? Soll man sie über alle andere Favoritinnen erheben, da man sich doch nicht verhehlen kann, daß sie mehr als alle andere das Elend allgemein machte?

Madame de la Valliere verstand sich auf nichts, als darauf: den König zu lieben. Sie schämte sich Buhlerin, Mutter und Herzogin zu seyn, und hatte gar nicht den

Ehr=

Ehrgeitz zu herrschen. Alle Gedanken ihrer zärtlichen Seele waren nur Liebe. Als sie von einem großen Könige nicht mehr geliebt wurde, glaubte sie, ein Herz das er besessen, Gott allein geben zu müssen.

Die übrigen Verbindungen des Königs hörten ungefähr mit der Zeit auf, wann sich seine Begierden daran gesättigt hatten. Frau von Montespan besaß allein die Kunst ihn lange zu beseelen, theils durch ihre Schönheit, theils und noch mehr durch die Zahl der Kinder, denen dieser zwiefache Ehebruch das Leben gab. Stolz darauf Prinzen zu gebähren, und sich von einem Monarchen, der damahls ganz Europa Gesetze vorzuschreiben schien, gehuldigt zu sehen, begegnete sie allen, die sich ihr näherten, mit einem empörenden Hochmuthe. Ihr Prunk übertraf den der Königin bey weitem, und bey alle dem that unter der Leitung dieser herrschsüchtigen Frau, Ludwig XIV, von lauter Vergnügen gefesselt, und mit einem vom Aberglauben noch nicht eingeengten Herzen sehr große Dinge. Es kam aber daher, daß seine Lieblingin keine Gewalt über das Ministerium hatte. Bey einem tête à tête oder bey Auftritten, die ihrer Eitelkeit genügten, beherrschte sie ihren Liebhaber, hingegen auf wirkliche Geschäfte besaß sie keinen Einfluß. Ihr war nur darum zu thun, mit einer größern Macht, als sie in der That genoß, zu prangen; aber Frau von Maintenon herrschte unter der Hand, ohne den mindesten Anschein davon haben zu wollen.

Man hat Ludwigs XV, Beyschläferinnen vorgeworfen, sie hätten sich in die Leitung der Geschäfte gemischt, Ministern den Abschied gegeben, um andere nach ihrem Gefallen an deren Stelle zu ernennen, sie hätten Generale ausgewählt, ihre Kreaturen und Verwandte begünstigt — thaten sie in diesem Falle mehr als Frau von Maintenon? in einer andern Form thaten sie es, aber sonst um nichts mehr und nichts weniger. Jene Favoritinnen erschienen als solche, was sie waren; Frau von Maintenon genoß einer

noch viel größern Gewalt als sie, aber auf eine gewandtere und unmerkbarere Art.

Sie gewöhnte den König daran, der Frömmigkeit vor den Talenten den Vorzug zu geben, daher veranlaßte sie ihn oft, eine sehr unglückliche Wahl zu treffen. Chamillard, ein rechtschaffener aber schlechterdings unfähiger Mann, wurde von ihr gewählt. Sie gestand unverhohlen, Catinat verstehe sein Handwerk, indessen trug sie zu seiner Entfernung bey, weil er, wie sie sagte, nichts von Gott wußte. Sie bekennet sogar selbst in ihren Briefen: der König hätte seine Geschäfte nicht gerne Leuten ohne Frömmigkeit anvertraut; wer hatte ihn aber zum Frömmling gemacht?

So gut wußte sie die Sachen zu leiten, daß es ihm sogar zur Gewohnheit wurde, in ihrem Zimmer mit seinen Ministern zu arbeiten. Sie laß oder arbeitete unterdessen in einer Ecke des Saals, allein sie erhielt schon des Abends vorher von dem Gegenstande Nachricht, der zur Sprache kommen sollte. Auf ihren sorgsamen Betrieb wurden die Sachen dunkel vorgetragen, damit der König, nach seiner Gewohnheit sie um ihre Meinung zu fragen, nicht vergesse, sie zu Rathe zu ziehen. So war die Art beschaffen, womit sie sich zur Seele des geheimen Raths machte, ohne daß sie einen Schein von sich gab, einen Einfluß in denselben begehren zu wollen.

Bey alle dem daß sie die Miene der leibhaftigen Demuth beybehielt, forderte sie bekanntlich demungeachtet, daß man ihr alle Ehre erwies. Sie nöthigte den Dauphin, ihr ehrerbiethig zu begegnen; alles kroch vor ihr; wer sich dem Monarchen nähern wollte, mußte ihr gefallen. Selbst die Herzogin von Bourgogne mußte sich ihrem Willen unterwerfen und sie mit Freundschaft überhäufen, um beym Großpapa in Gnaden zu stehen und Gnaden von ihm zu erhalten. Mit einem Worte, Ludwig XIV, der bis jetzt so viel Geisteskraft und Geistesstärke gezeigt, und oft das Verdienst zur schätzen gewußt hatte, wurde von dem Augen-

blick

blick an kleinmüthig und schwach, als ihn Frau von Maintenon unterjochte und mit Pfaffen umrang. Ein Theil seines Ruhm's fing an zu welken. So bald er Frömmling wurde, verschwand er ganz.

Er liebte den Bruder seiner Favoritin d'Aubigné nicht, der als ein sehr mittelmäßiger Kopf ohne Discretion und Zurückhaltung — als ein Mann bekannt war, dem es schon genügte, lachen zu machen, es möchte nun auf seine eigne oder auf Kosten seiner Schwester geschehen, von welcher er Histörchen erzählte, die ihr nicht behagen mochten. Bey alledem besaß Frau von Maintenon Credit genug, ihm eine nahmhafte Gouverneursstelle und das blaue Band zu verschaffen. Freylich wollte sie durchaus nicht die Hand dazu biethen, ihn zum Marschall von Frankreich zu machen, aber zu seiner Schadloshaltung machte sie, daß er immer Geschenke an Geld erhielt, daher sie d' Aubigné zu dem ziemlich plaisanten Einfall veranlaßte, er habe den Marschallsstab in klingender Münze erhalten,

Im Jahre 1698 verheirathete sie ihre Base an den Grafen von Ayen, einen Sohn des Herzogs von Noailles. Diese immer darauf bedachte Familie, nichts außer Acht zu lassen, was ihr bey dem Monarchen zu statten kommen konnte, machte sichs zur angelegentlichen Sorge mit der Frau, die am Ruder saß, in Verbindung zu treten, und der König, dessen Finanzen sich in großer Unordnung befanden, gab der jungen Gräfin von Ayen ein Hochzeitgeschenk von 800,000 Livres.

So war es auch Frau von Maintenon, die aus großer Anhänglichkeit für ihren Zögling, den Herzog von Maine und in der Absicht den Großdauphin welchem sie nicht gewogen war, zu demüthigen, den König dahin brachte, den Kindern seiner legitimirten Söhne einen Rang zu ertheilen, und solchergestalt in ihren Familien die Apanagen und Distinctionen immerwährend zu machen, wodurch dem Staate noch eine Last mehr aufgebürdet wurde.

Dieß

Dieß alles zusammengenommen beweißt: Frau von Maintenon war eine der Hauptursachen von all dem Unglück, das damahls Frankreich heimsuchte. Sie wollte nichts Böses thun, davon sind wir überzeugt, indessen ist doch all das Böse aus ihren Rathschlägen entsprungen. Ungern sieht man auch wie sie noch Anlaß zu dem Vorwurfe von Undankbarkeit gegen ihren Wohlthäter gibt. Man folge ihr ans Sterbebette Ludwigs XIV; man wird sehen, wie sie sich nach St. Cyr zurück zieht, eben da er in dem verzweifeltsten Zustande ist. Sie vermehrte die Zahl der ihren Herrn verlassenden Höflinge, und ahmte hierinn dem Herzog von Maine, diesen legitimirten Sohn, für den sein Vater Alles gethan, und den ehrsüchtigen Beichtvater Le Tellier nach, der den König mit ihr gemeinschaftlich regiert hatte. Anstatt nach St. Cyr und an den neuen Hof zu gehen, anstatt für den zu schwachen Monarchen zu Gott zu bethen und für sein Seelenwohl zum Himmel ihre Arme empor zu heben, hätte sie diese Arme unstreitig dazu anwenden sollen, ihm persönlich alle, ihr mögliche, Sorgfalt zu bezeigen. Sie erfüllte ihre Pflichten auf keine Weise, weder als Gattin, noch als Freundin, noch als eine durch Wohlthaten verpflichtete Person. Sogar die Religion schrieb es ihr vor, ihm den möglichsten geistlichen Trost einzusprechen, und ihn bey Muth zu erhalten. Wenn er, als sich seine Lebensgeister wieder einfanden — seine Freundin erkannt, wenn ihr rührender Blick gezeigt hätte, er liege noch Jemand am Herzen — gewiß würde er nicht über die allgemeine Verlassenheit, worinnen er sich befand, geknirscht haben; die Schrecken des Todes würden ihm minder hart gefallen seyn, und die Hand einer Gattin, einer Gefährtin, die es nie erwarten konnte so weit empor zu steigen, hätte ihm die Augen zugedrückt.

Diejenigen, welche schrieben, das Hinsterben des Königs wäre für sie ein zu tiefeinschneidender Anblick gewesen, wollten die wahre Ursache ihrer Entfernung von

ihm verkleiden. Es kam darauf an, dem Herzoge von Orleans durch Cabalen seine Rechte auf die Regentschaft zu nehmen. Auf ihre Veranlassung hatte der König zu Gunsten des Herzogs von Maine ein Testament gemacht, und letzterer hatte mit Le Tellier das Bett seines sterbenden Vaters verlassen, um sich den Vollzug dieses Testaments zu Paris zu versichern. Ihre Schritte zu unterstützen begab sich Frau von Maintenon nach St. Cyr, wo sie freyer handeln konnte. Sie wußte wohl, mit ihrem Ansehen würde es ein Ende haben, so wie der Herzog von Orleans wieder zu dem seinigen käme.

Also dergestalt war eben die Frau beschaffen, die von der Geistlichkeit, welcher sie so gute Dienste leistete, in großen Ruf gebracht wurde. Man schilderte sie als eine Heilige, die zur Bekehrung des Königs beygetragen hätte. Ihre Briefe und ihre Stiftung von St. Cyr wirkten mit, daß man von ihr sprach. Dichter, Lobredner, alles hat ihre Tugenden ausposaunt, die gut für sein Kloster, aber, übel geleitet, für Frankreich von den leidigsten Folgen waren. Bey so bewandten Umständen bleibt nichts anderes übrig als den Altar umzustürzen, den ihr Schmeicheley und Scheinheiligkeit errichteten, und sie bloß als eine bigotte, für die Direction eines Klosters gute Person anzusehen, wenn man auch nachsichtig genug ist, ihrem ehrsüchtigen Benehmen Gnade wiederfahren zu lassen.

Ludwigs XIV Tod wirkte allgemeine Freude. Die Fröhlichkeit des Volks über seine Befreyung von der Herrschaft eines aberglaubischen Despoten empörte Richelieu nur darum, weil er das Elend, worinnen dieß Volk schmachtete, in keine Erwägung ziehen wollte — ein Elend, das schwerlich noch höher zu steigen vermochte. So ergeben Richelieu diesem Könige war, so konnte er ihn doch nicht darüber rechtfertigen, daß er sich von einem Beichtvater und einer Bethschwester leiten ließ. Was hätte er aber sagen können, wenn man ihn über den Schluß seiner Regierung

rung befragt hätte, über das Ungemach wovon Richelieu selbst Zeuge war, und welches Frankreich an den Rand des Verderbens brachte? Was über eine geheime Unbilligkeit, über die Geschichte jenes unglücklichen Schlachtopfers einer willkührlichen Gewalt, wovon Richelieu der letzte Vertraute war — über den Mann mit der eisernen Maske? Hätte er läugnen können, daß dieser Mann Ludwig XIV Bruder war? Und wie hätte er den Monarchen entschuldigen wollen, daß er den Unglücklichen bis an sein Lebensende im Gefängnisse schmachten ließ. Dieser Zug allein macht, nach unserem Gefühle das Andenken des so hochgepriesenen Ludwigs XIV, schwarz.

Bekanntlich wurde Mademoiselle von Valois von dem Herzoge von Richelieu ihrem Liebhaber so lange gequält, auszuforschen, wer der Mann mit der eisernen Maske wäre, bis sie dieß gewünschte Geheimniß von ihrem Vater für Gunstbezeugungen, die sie ihm auf sein Andringen bewilligte, erfuhr. Sie hatte nichts angelegeners als ihrem Freunde eben dieß Geheimniß unter dem Versprechen mitzutheilen, nicht davon zu reden. Erst 50 Jahre nachher schrieb der Marschall von Richelieu über den durch sein Unglück berühmt gewordenen Mann, worüber man bis dahin noch kein zuverlässiges Urtheil gefällt hatte. Es fand sich eine von Richelieu eigenhändig geschriebene Geschichte unter seinen Papieren, worinnen er sagt: „der Mann mit der eisernen „Maske sey ein Bruder Ludwigs XIV gewesen“ aber nähere Umstände gibt er hievon nicht an; that er's aus Furcht sich zu compromittiren, oder aus Erinnerung an sein geleistetes Versprechen, discret zu seyn, genug er setzte die Geschichte nicht fort, so daß man nicht weiß: war der Gefangene ein Zwillings- oder ein außer der Ehe erzeugter Bruder Ludwigs XIV.

Kaum ist es glaubbar, daß, wenn er ein Zwilling gewesen, und nur um ein paar Stunden später gebohren worden wäre, wie es der Verfasser der Memoiren von Riche-

Richelieu versichert — seine Mutter sich's so angelegen hätte seyn lassen können, ihn aus dem Wege zu räumen. Sie hatte noch nicht Zeit genug, den erstgebohrnen vor dem nachgebohrnen zu lieben. Warum hätte sie lieber diesen als jenen bey Seite schaffen sollen? und was die Streitigkeit anbelangt, so die zwey Brüder um die Krone haben konnten, beschäftigten sie dieselben gewiß nicht in diesem Augenblicke?

Viel wahrscheinlicher möchte es anzunehmen seyn; Ludwigs XIII Gemahlin, die, ob sie gleich Bethschwester, dennoch galant war, sey zu einer Zeit schwanger geworden, wo ihr Gemahl nicht bey ihr geschlafen. Um nun die Frucht ihrer Liebschaft sorgfältig zu verbergen, habe sie durch eine verstellte Krankheit den Augenblick ihrer Niederkunft verheimlicht, und sich hiezu des Beystandes einiger gut bezahlter Personen bedient, die das Kind dem Manne überlieferten, dessen Aufsicht es anvertraut wurde. Der Zufall wollte, es sollte eben dieß Kind seinem Bruder außerordentlich ähnlich sehen. Als es größer wird, macht ihm sein Erzieher aus Indiscretion seine Abstammung bekannt. Nun erhitzt sich der Kopf des jungen Prinzen; er will sich geltend machen, er fürchtet die Folgen dieser Entdeckung und läßt ihn einsperren.

Es sey nun diese oder jene Auslegung die richtige, so viel ist doch gewiß, daß der Unglückliche von dem wir reden, ein Bruder Ludwigs XIV war. Der Marschall von Richelieu versichert es, und die Rücksichten, die Ehrfurcht, die man für den Gefangenen hatte, beweisen es aufs neue.

Was kann man unter dieser Voraussetzung von einem Könige denken, der seinen unglücklichen Bruder so lange Zeit leiden ließ. Daß er ihn, im Anfange seiner stürmischen Regierung, als er noch von seiner Mutter und Mazarin am Gängelbande geführt wurde, in der Entfernung hielt, läßt sich entschuldigen, von der Zeit an aber, da er sich auf dem Throne unerschütterlich befestigt sah, da seine von seinen Siegen trunkene Unterthanen glaubten: es könne unmöglich einen größern König geben; was hatte er von dieser

Zeit

Zeit an zu fürchten? Mußte ihm da nicht der Gedanke in den Sinn kommen, seines Bruders Glück auf eine dauerhafte Art zu gründen? Gesetzt, daß ihn Ehrfurcht gegen das Andenken seiner Mutter zurückhielt, standen ihm nicht andere Auswege offen, einen Prinzen der nichts anders verschuldet hätte als daß er auf die Welt gesetzt worden war, dahin zu verbinden, daß er schwieg, und in einer Provinz unter einem angenommenen Nahmen lebte? Außerdem hatte ja letzterer kein Zeugniß seiner Abstammung aufzuweisen. Die Indiscretion eines Hofmeisters war kein Beweis, und auch angenommen: er hätte deren einige aufbringen können, Ludwig XIV saß viel zu fest auf seinem Throne, als daß er fürchten durfte, davon herabgestossen zu werden. Also nichts kann seine Maasregel rechtfertigen, seinen Bruder unmenschlicherweise eingesperrt behalten zu haben. Ihn des kostbarsten Guts, so ein Mensch besitzt, zu berauben, ihn von den Hierischen Inseln in die Bastille zu schleppen, ihn vierzig Jahre in Gefängnissen seufzen zu lassen, ihn zu nöthigen, zur Verbergung seiner Gesichtszüge, gewöhnlich eine Maske zu tragen, zu befehlen, daß man ihn, wenn er sich entdeckte, tödte — dieß alles sind Züge von Tyranney, die ziemlich derjenigen ähnelt, welche sich Asiens Despoten erlauben.

Viertes Kapitel.

Der Herzog von Orleans wird zum Regenten des Reichs erklärt. Richelieu's Liebschaften mit Mesdames von Averne, von Guesbriant, von Mouchi, von Sabran, von Mesle u. s. w.

Bald wieder im Besitz seiner Vergnügungen kümmerte sich der Herzog von Richelieu wenig um die Unruhen, die aus der letzten Willensverordnung des Königs entstehen konnten. Bekanntlich schmeichelte sich der letztere, ungeachtet er im Despotism grau geworden war, auf seinem Sterbebette nicht mit der Erwartung, daß seine Befehle vollstreckt werden würden; er hatte nicht vergessen, daß das Testament seines Vaters für null und nichtig erklärt worden sey; er sah voraus, daß das seinige von einem ähnlichen Schicksale nicht sicher wäre, und machte diejenigen darauf aufmerksam, die ihn nöthigten, eins zu machen. In der That wußte sich der Herzog von Orleans durch seine Entschlossenheit und Wachsamkeit alle die Rechte wieder zu verschaffen, in welchen man ihn einzuschränken sich das Vergnügen gemacht hatte. Er bestach, machte schüchtern, und wurde aller von seinem Oncle getroffener Verfügungen ungeachtet, zum Regenten des Reichs ausgerufen. Richelieu folgte dem Haufen der Höflinge, die den neuen Hof zu vergrößern sich bestrebten, ins Palais-Royal. Die Sitten modeln sich immer nach dem Ton, den der Monarch angibt; sie änderten sich daher bald unter einem die zügelloseste Lebensart ohne Rückhalt führenden Prinzen. Man hüllte unter dem verstorbenen Könige seine Liebesintriguen in einen geheimnißvollen Schleyer. Es herrschte darum keine reinere Moralität, aber man verheimlichte die Verbindungen, die man einging. Anschein von Ehrbarkeit genügte schon einem Monarchen, der, besser als einer, die menschlichen Schwächen kannte, aber

aber wer diesen Anschein nicht beobachtete, der — er mochte noch so vornehm seyn, — bekam kein gutes Gesicht von ihm. Der Regent hingegen zerriß die Hülle, wozu ihn sein Oncle nöthigte. Er glaubte, es wäre ihm alles erlaubt und sein Vorbild wurde bald allgemein nachgeahmt.

Von seinen Ausschweifungen wird man, da sie nur zu bekannt sind, hier nichts sagen. Das von seiner Tochter, der Herzogin von Berry, bewohnte Luxemburgische Schloß, diente der Schlüpfrigkeit zum Tempel. Sie war gleich ihren Schwestern ein Gegenstand der Begierden des Regenten, aber ihr immer sich vereinfachender Hang nach Genuß ließ sie beständig auf neue Gegenstände Jagd machen. Indessen kamen sie alle mit Vergnügungen zu einander zurück und waren gegen ihre wechselseitige Treulosigkeiten sehr nachsichtsvoll.

Von ihrer Verheirathung an betrug sich die Herzogin von Berry nicht sehr vorsichtig, während ihres Wittwenstandes wußte sie gar nicht mehr an sich zu halten. Sie war ein Gemisch aller Laster. Gefährlich, weil Niemand mehr Kunst und Verstand besaß als sie, verstund sie sich meisterhaft darauf, hinters Licht zu führen. In ihren Liebschaften verband sie Unverschämtheit mit Gewandtheit. Bey Lebzeiten ihres Gemahls liebte sie unter andern einen Reiter, Nahmens La Haïe, den sie zum Stallmeister des Herzogs von Berry machte. Sie wollte sich von ihm entführen lassen, und schlug ihm vor, mit ihr nach Holland zu flüchten. Voll Entsetzen und Verzweiflung über diesen Vorschlag entdeckte er denselben dem Herzog von Orleans. „Was Teu„fel — sagte dieser — will meine Tochter in Holland? „Meines Erachtens führt sie doch hier ein ganz artiges Le„ben!“ Er hintertrieb die Ausführung des Plans. Das Betragen dieser Prinzessin war immer ein erstaunenswürdiges Gemengsel von Zügellosigkeit und Devotion, doch behielt jene die Oberhand. Sie hatte viele besondere Neigungen,

gen, ihre Fantasien ungerechnet. Den Beschluß machten bey ihr tausend Ausschweifungen für den Grafen von Riom.

Letzterer, weder schön, noch gut gebaut, besaß die Kunst, Weiber zu fesseln. Er war ein derber, kurzer, paußbackiger, blaßfarbiger Junggeselle mit schönen Zähnen und Finnen im Gesichte, die ihm beynah das Ansehen eines Pfaffen gaben. Die Herzogin von Berry machte ihn zum Kapitain ihrer Leibwache. Er wurde mehr ihr Tyrann als ihr Liebhaber; sie war schwach genug, seinem Willen unbeschränkt zu gehorchen.

Der Herzog von Richelieu hatte sie aufgegeben und machte ihrer Schwester, Mademoiselle von Valois, fleißig die Cour. Er traf bey letzterer ein Herz an, das zu lieben und dem Reitz des Vergnügens nachzuhängen geneigt war. Der Gefahren, deren er sich aussetzte, und der Rücksichten ungeachtet, die er zu nehmen hatte, war er dennoch glücklich. Noch nie liebte ein Frauenzimmer wahrhafter als sie. Der Eindruck ihrer ersten Liebe erhielt sich lange, und, als sie Herzogin von Modena wurde, entschädigte sie Richelieu's stets gegenwärtiges Bild ein bischen für den Kummer, von ihm entfernt zu leben. Sie sprach mit allen Franzosen, die durch ihr Fürstenthum gingen, von ihm, und that mehrere Reisen nach Frankreich in der einzigen Absicht ihn zu besuchen.

Von Rechtswegen hätte diese seiner Eigenliebe schmeichelnde Eroberung ihn fixiren sollen, aber ihn war keine Verbindung — sie mochte seyn, welche sie wollte — zurück zu halten im Stande. Er machte sichs zum Vergnügen, viel Liebhaberinnen zu haben, und hielt sich's für einen Ruhm, die Favoritinnen des Regenten in sich verliebt zu machen. Madame Daverne wurde gekapert und entlassen. Der in sie verliebt gewesene Regent, gab ihr monathlich allein 3000 Livres Tafelgelder, ihre übrigen Ausgaben standen in gleichem Verhältnisse. Sie führte den größten

Staat, aber, so sehr sie sich angelegen seyn ließ, Richelieu mit allen Vergnügungen zu umringen, so konnte sie ihn doch nur einen Augenblick fesseln. Er verließ sie und knüpfte vor ihren Augen mit Mademoiselle von Charolois wieder an, mit welcher er uneins geworden war; die aus seiner Liebhaberin seine Freundin gewordene Marschallin von Villars half zu dieser Wiederversöhnung.

Vergebens stellte Madame Daverne ein Fest an, das sie der Marschallin von Estrees, die ihr eins zu Issy gegeben, zu Ehren anzustellen vorgab, das aber eigentlich den Zweck hatte, ihren Ungetreuen wieder in ihre Arme zurück zu führen. Sie lud ihn ein, sich nach St. Cloud zu begeben, wo die herrlichste Beleuchtung, der auserlesenste Ball und ein Feuerwerk auf dem Wasser ihn erwarteten. Dabey ließ sie sich angelegen seyn, ihm zu sagen, das alles sey um seinetwillen veranstaltet; nur, weil sie es nicht öffentlich gestehen durfte, hätte sie den Vorwand ergriffen, der Madame von Estrees ihr Fest zurück zu geben; eigentlich gehe aber alles ihn an, ihn, den sie zu lieben nicht aufhören könne und dessen Rückkehr sie zu feyern hoffe.

Richelieu that große Versprechungen, genoß des ganzen Festes als Held desselben, und anstatt Madame Daverne Wort zu halten, suchte er alle Mittel auf, Madame von Mouchi, der Dame d'Honneur der Herzogin von Berry, zu gefallen. Frau von Mouchi war niedlich und sehr munter, er hoffte, sie würde nicht lange grausam gegen ihn seyn. Man hatte Verdacht, Graf Riom lasse sich zuweilen mit ihr ein; sogar der Regent, der um alle diese Geheimnisse wußte, gab seiner Tochter einmahl den Wink, daß Riom sie mit Frau von Mouchi hintergehe, allein die von ihrem Liebhaber unterjochte Prinzessin wurde für den Verdacht, den sie sich merken ließ, übel behandelt.

Richelieu war der Madame von Guesbriant nicht treuer als andern. Eine Reihe von Briefen voll von Vorwürfen über seine Unbeständigkeit bestättiget es. Er gab ihr oft

oft in den Höfen des Palais = Royal Rendezvous. In diesem Falle hohlte sie seine Kutsche ab und führte sie in ein kleines Haus, das dazu gemiethet war, die Dienste eines Tempels der Wollust zu thun. Als er eines Tags der Frau von Sabran das Wort gegeben hatte, er wollte sie ebenfalls dahin von seinem Wagen abhohlen lassen, nahm Madame von Guesbriant den letzteren wahr. Gewohnt sich dessen zu bedienen, glaubte sie, er wäre für sie da und nur das Bestellungs=Billet nicht gehörig abgegeben worden. Sie steigt hinein, der Kutscher, weil er sie öfters abhohlte, glaubt, den ihm gegebenen Befehl falsch verstanden zu haben, und bringt sie an den ihm von seinem Herrn angezeigten Orte. Der Herzog erstaunt über diese Verwechslung, läßt sich seine Verwunderung nicht merken und Madame von Guesbriant, durch ein Mißverständnis glücklich, nimmt ohne es zu ahnden, die Stelle ihrer Nebenbuhlerin ein.

Unterdessen findet sich Madame von Sabran pünktlich in den Höfen des Palais=Royal ein, und wartete lange Zeit auf den Wagen. Die Zeit geht vorbey. Sie fürchtet, wenn sie länger an einem so besuchten Orte verbleibt, erkannt zu werden. Liebe und Eifersucht bewegen sie, einen Miethwagen zu nehmen. Sie fährt nach dem Häuschen in der Vorstadt St. Antoine, wo sie schon mehrmahls gewesen war, und nimmt sich vor, ihren Liebhaber, der sie diesem Schritte ausgesetzt, tüchtig auszuzanken.

Ihre Ankunft reißt Madame von Guesbriant die Binde von den Augen. Der von dieser Ankunft benachrichtigte Herzog gesteht ihr, die Kutsche sey nicht für sie bestimmt gewesen, und sagt ihr, sie müßte der zuletzt angekommenen Dame Platz machen. Dieß Compliment mißfällt ihr gewaltig. Sie wird wüthend und behauptet nicht geschaffen zu seyn, irgend einer Person zu weichen. Der Herzog antwortet ihr, ohne seine Fassung zu verliehren: es stehe bey ihr zu thun, was ihr beliebe, aber er wisse ein Mittel, es ihr zu vergelten. Er besaß eine ziemlich nahmhafte

Anzahl Briefe von ihr; diese, drohte er, öffentlich bekannt zu machen, wenn sie sich nicht wegbegäbe. Frau von Guesbriant brach in Thränen aus und, was die Freundschaft nicht bewirken konnte, that die Furcht.

Nie verlegen, wenn es auf's Täuschen oder sich bey einem Frauenzimmer zu entschuldigen ankam, stellte der Herzog von Richelieu seinen Frieden mit Madame von Sabran in wenig Minuten wieder her. Der ganze Fehler fiel auf den Kutscher, den er zum Teufel zu jagen versprach. Die in einem anstoßenden Cabinet versteckte Frau von Guesbriant hörte die Schwüre der beyden Liebenden und hielt so viel als nur möglich die Wuth an sich, die sie belebte. Sie war beynahe Zuschauerin des Siegs ihrer Nebenbuhlerin, und hätte gewünscht, ihre Ohren thäten ihr keine besseren Dienste als ihre Augen. Ihre vorige Verbindung mit dem Herzoge war der Frau von Sabran nicht unbekannt. Letztere in der Meinung, diese Verbindung habe ganz aufgehört, läßt sich's jetzt einfallen, eben nicht in den gemessensten Ausdrücken davon zu sprechen. Madame von Guesbriant hingegen, die mit großen Schritten im Cabinet auf und abgeht, und ihre Wuth bey dergleichen Reden immer höher steigen fühlt, hört auf, ihrer mächtig zu seyn. Sie vergißt die Drohungen des Herzogs und erscheint in Furiengestallt im Angesicht der beyden Liebenden, die sich neue Beweise ihrer Zärtlichkeit geben. Wie groß ist wechselsweise das Erstaunen und die Verlegenheit bey dieser Erscheinung!

Die Vorwürfe der Frau von Guesbriant sind blutig. Sie ist ganz aus dem Zirkel. Sie gesteht der Frau von Sabran hier so eben keine zweydeutigen Proben von der Liebe eines Undankbaren erhalten zu haben, der sie beyde hintergehe. Der Herzog verlohr in einer bedenklichen Lage nie sein kaltes Blut. Er nimmt Frau von Guesbriant bey der Hand, zieht sie an sich und nöthigt sie, sich neben ihn zu setzen. Mitten zwischen seinen beyden Liebhaberinnen, sagte er ihnen nun: die Dummheit seines Kutschers sey an all dem

Lärm

Lärm schuld, ohne diese Dummheit würden sie beyde nicht wissen, daß er sie täusche. Weil nun aber einmahl das Uebel geschehen ist, fuhr er fort, so müssen wir uns darum nicht einander die Hälse brechen wollen. Sie sehen, daß ich Sie beyde zu lieben im Stande bin. Kann eine von Ihnen sagen, mich in einem tête à tête darum weniger verliebt gefunden zu haben? Nur um das einzige, daß Sie nicht wußten, eine Nebenbuhlerin zu besitzen, waren Sie vorher glücklicher. Denken Sie, obgleich die Sache wahr ist, dennoch, sie sey nicht so, wofern sie Ihre Zufriedenheit stört. Unsere Freuden sind, wie Sie wissen, Kinder der Einbildung, wenigstens hat dieselbe großen Einfluß darauf!

Sein Bestreben zu beweisen: er habe nicht zuviel behauptet, indem er gesagt, sie beyde zugleich lieben zu können; indignirte die beyden Damen. Sie sahen sich wechselsweise an, ohne zu sprechen; aber ihre Blicke wurden ausdrucksvoller, als sie den Herzog fixirten; Wuth und Verachtung mahlten sich in ihnen. Da er merkte, nichts über sie gewinnen zu können, so befahl er den Wagen vorzufahren, und sagte ihnen: er lasse sie hier, sie könnten jetzt sich aussöhnen, wie sie wollten. Es war gerade um diese Zeit abscheuliches Wetter. Sie begriffen, daß sie aus Schwierigkeit Wägen zu bekommen, länger zu bleiben genöthigt seyn würden, als es ihnen lieb wäre. Diese Nothwendigkeit machte sie minder streng; sie schlugen ihm vor, sein Wagen sollte sie nach dem Palais-Royal führen, und ihn hernach abhohlen.

Der Herzog versicherte, sein Wagen stünde ihnen zu Befehl, aber er sey nicht gesonnen allein zurück zu bleiben, da noch ein Platz darinnen leer wäre; er setzte sogar hinzu, die Kutsche würde nur derjenigen zu Diensten stehn, die ihn vom Herzen umarmte. Anfänglich schrieen beyde dagegen, aber man mußte nachgeben. Er hatte das Talent jeder von ihnen, auf der Seite, die Versicherung zu ertheilen: er

wolle ihr die andere aufopfern und so nahmen sie eine ziemlich zufriedene Miene an. Die Freude heiterte sogar noch ihr Gesicht auf, so viel vermag das Vergnügen eine Nebenbuhlerin aus dem Wege zu schaffen über ein Frauenzimmer!

Eben diese von Richelieu zur Unbeständigkeit gebildete Frau von Guesbriant wurde ihm einige Zeit nachher untreu; dessen nngeachtet glaubte sie, immerfort zu Vorwürfen berechtigt zu seyn. Am Schluß eines Briefs, worinn sie mit ihm schmollte, verlangte sie einen Wagen nach dem Küchenhof im Palais-Royal um sie zu ihm zu fahren, und der Herzog antwortete ihr über diesen Punct in einem Billet, das so unverschämt als möglich abgefaßt war. Was die Frau von Sabran anbelangt, so ist es eben die, welche, als ein Mitglied von den Orgien des Herzogs von Orleans diesem Prinzen, über seine Unmäßigkeit empört, einmahl sagte: wie Gott die Welt erschaffen, habe er wahrscheinlich einen besondern Teig gemacht, woraus er Prinzen und Lakaien knete.

Frau von Nesle liebte den Herzog von Richelieu ebenfalls mit einer solchen Wuth, daß sie schlechterdings keiner Nebenbuhlerin einen Antheil an seinem Herzen einräumen wollte. Sie duellirte sich, im Gehölze von Boulogne, auf Pistolen mit Frau von Polignac, die ihr ihren Liebhaber streitig machte, und wurde in der Schulter verwundet; stolz auf eine Wunde, die sie um eines ihr so lieben Gegenstandes willen erhielt, tröstete sie sich über ihren Unfall, mit der Hoffnung desto mehr geliebt zu werden. Dieß Duell diente nur dazu, Richelieu eine größere Berühmtheit zu verschaffen. Beständigkeit war ihm eine unmögliche Tugend. Mit all ihren romanhaften Thaten mußte sich Frau von Nesle dennoch wie andere, an seine Treulosigkeiten gewöhnen. Sie begriff endlich, daß sie vom Schlachtfelde gar nicht mehr wegkommen würde, wenn sie ihn Jederman mit den Waffen in der Hand streitig machen wollte. Die Zahl der Mitwerberinnen wuchs täglich; ihr Leben würde zu einem

steten

stetem Kampfe geworden seyn, der sie nicht glücklicher gemacht hätte. Bey so bewandten Umständen blieb ihr nichts übrig als ihren kriegerischen Humor zu dämpfen, und es friedlich anzusehn, daß der Ungetreue neuen Eroberungen zuflog.

Richelieu, welcher bey dem von Madame Daverne zu St. Cloud gemachten Feste mit Frau von Mouchi eine Intrigue angefangen hatte, wollte sie auch hinaus führen. Wir haben gesagt: Graf Riom hätte mitunter von Frau von Mouchi Gunstbezeigungen genossen, und die Herzogin von Berry sey darüber eifersüchtig gewesen. Richelieu erboth sich bey einer Abendmahlzeit gegen Herrn von Melun zu einer Wette: ehe acht Tage vergingen, Riom aus dem Sattel zu heben, oder wenigstens dessen beyde Liebhaberinnen zur Untreue zu verleiten. Die Wette ward geschlossen, und der Herzog setzte Alles in Bewegung sie nicht zu verliehren.

Die Herzogin von Berry betrachtete Richelieu schon lange, nur als einen sehr angenehmen Gesellschafter, und einen reitzenden Lüftling, der von Zeit zu Zeit an dem Luxemburgischen Orgien Theil nahm. Mit desto größerem Erstaunen wurde sie jetzt auf einmahl gewahr, daß er den Ton der Galanterie gegen sie annahm. Bey der Menge von Liebhabern wußte die Prinzessin sich kaum recht zu entsinnen, ob er unter der Zahl derselben gewesen. Die Anmuth, womit er jedes Frauenzimmer unterhielt verschaffte ihm bey ihr, die sich an Unbeständigkeit kein Aergerniß nahm, mit Vergnügen Gehör, aber Riom beherrschte despotisch ihr Herz und füllte es allein aus. Ihre außerordentliche Liebe zu dem letzteren sicherte sie vor aller Verführung.

Richelieu merkte wohl, er müsse wirksamere Waffen ergreifen. Er wußte, was Eifersucht über Weiber vermag, und glaubte, wenn er diese bey der Herzogin von Berry aufzuwecken im Stande wäre, sie aufs neue besiegen zu können. Frau von Mouchi war einmahl Abends auserlesener als ge-

gewöhnlich gekleidet; er machte den Grafen Riom darauf aufmerksam und setzte hinzu, es sey ohne Zweifel um seinet- des Grafen willen geschehen. Richelieu that, als ob er Riom beneidete, und rühmte die Reitze unaufhörlich, die sich demselben zum Besitz darbothen. Wir nehmen gern die Eindrücke an, die man uns beybringt, besonders, wenn sie unserer Eigenliebe schmeicheln. Bezaubert von dem Lobe, das seiner Geliebten beygelegt wurde, sie mit Richelieu's Augen betrachtend, beeiferte sich Riom, ihr die Cour zu machen. Er hielt sich's für einen Ruhm, zu zeigen, daß er Gehör finde, daher beschäftigte er sich mit ihr ausschließlich und that es um so mehr, als er gerade jetzt keine besondere günstige Aufnahme fand. Frau von Mouchi, welcher Richelieu schon mehr nach ihrem Geschmacke war, bezeigte Riom größere Kälte als sonst, und dieser, nach einer natürlichen Wirkung, war nur desto mehr darauf bedacht, und desto eifersüchtiger, sich in den Besitz seiner Rechte wieder zu setzen.

Unterdessen verlohr Richelieu sein Ziel nicht aus den Augen. Er machte die Herzogin von Berry auf Rioms verliebtes Betragen gegen Frau von Mouchi aufmerksam; nach und nach erweckte er Eifersucht in ihrem Herzen, er versicherte sie: es sey gewiß, daß sie von Riom getäuscht werde, und daß er, wenn er sie allein sprechen könnte, ihr Beweise davon geben wollte. Die Herzogin erwiederte, sie würde in ihr Kabinet gehn, er sollte einige Zeit nachher, ohne Aufsehn zu erregen, ihr dahin nachfolgen. Sie sah, wie sich Riom bey Frau von Mouchi vergaß, und war nun geneigt, das ihr eben Gesagte zu glauben. Seit langer Zeit hatte sie ihn schon im Verdacht gehabt; der Regent hatte ihr bereits hierüber einen Wink gegeben, und das, was sie jetzt mit Richelieu's Vorgeben übereinstimmend wahrnahm, bestärkte sie in ihrem Verdachte.

Richelieu fand ihr Herz zu jedem Eindrucke geneigt. Er suchte in seinen Taschen nach einem Brief der Frau

von

von Mouchi an Riom, den er gefunden haben wollte und der das ganze Geheimniß aufdecken sollte. Es würde ihm schwer geworden seyn, einen solchen vorzuzeigen, denn er hatte keinen, daher beklagte er sich, ihn nicht bey sich zu haben, betheuerte aber, statt dessen, der Herzogin, Zeuge von den Rendezvous der beyden Liebenden gewesen zu seyn, er nannte den Ort, wo sie zusammen gekommen, und gab alles so umständlich an, daß die Sache nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Eifersucht macht, wie die Liebe, blind; die Prinzessin vermochte nichts mehr zu unterscheiden und glaubte der ganzen Erzählung aufs Wort. Wüthend, außer sich, schwur sie, Riom zu verabscheuen. Richelieu dagegen wurde andringender; er war verführerisch und es gelang ihm, die große Verzweiflung in Vergnügen zu verwandeln.

So wie er seinen Zweck erreicht hatte, suchte er auch Beweise davon zu verschaffen. Er schrieb des andern Tags das allerzärtlichste Briefchen an die Herzogin, die von dem Vorgegangenen noch überrascht, aber mit angenehmer Erinnerung daran auf eine seinen Wünschen gemäße Art antwortete. Um das Geld des Herrn von Melun zu erhalten, blieb ihm jetzt nur noch übrig, Frau von Mouchi zu besiegen. Sie liebte; eine Liebende ist bald kirre. Der Herzog zögerte nicht, sich auch von ihrer Seite zu Gewinnung seiner Wette sattsame Beweise zu verschaffen.

Nach einigen Tagen legte sich nach und nach bey der Herzogin von Berry der Zorn über ihren Liebhaber. Ihre Liebe schätzte sich noch überglücklich, ihm vergeben zu dürfen, und Richelieu kam dadurch aus der Verlegenheit, eines fatalen Zwangs, den ihm seine neue Intrigue mit der Prinzessin auf einige Zeit angelegt haben würde.

In dieser Periode seines Lebens fiel sein Duell mit dem Grafen von Nocé vor, wodurch er in die Bastille kam. Da indessen kein ihn überführendes Anzeichen vorhanden

war,

war und er unter den Weibern eine große Anzahl von Beschützerinnen fand, so flog er gar bald zum zweytenmahle aus jenem Orte der Rache in die Arme der Liebe und der Freuden.

Richelieu hatte sich's zum Gesetz gemacht, den Maitressen des Regenten zu gefallen, und Frau von Parabère erfuhr ein gleiches Schicksal. Sie wurde schwanger. Der Herzog von Orleans und Richelieu jeder von beyden glaubte Vater dieses Kindes zu seyn. Der Erstere rühmte sich öffentlich damit, Richelieu that es nur in geheim, um so mehr, da ihn Frau von Parabère versichert hatte: das Kind sey wirklich von ihm. Diese Dame lebte nicht mit ihrem Manne; man war verlegen, welcher Anstrich der Sache zu geben sey. Marquis von Parabère besof sich öfters, Es wurde bey dem Regenten ausgemacht, der Marquis sollte eines Tags, in seiner Trunkenheit, ins Bette seiner Gemahlin gebracht werden; es würde leicht seyn, ihm glauben zu machen, der Wein hätte ihn diese Nacht zur Liebe disponirt, er hätte seine Frau maschinenmäßig aufgefunden und ihre gegenwärtige Schwangerschaft wäre eine Folge davon, allein Parabère starb während der Verabredung und überhob sie dieser Comödie.

Das von Tag zu Tage sich vermehrende Sittenverderbniß an des Regenten Hofe, veranlaßte täglich neue Auftritte von Ausschweifung und Galanterie. Jeder hing ungestraft den Schild seiner ihn beherrschenden Leidenschaft aus, und nur die alten Höflinge tadelten es, sie, die noch jene äußerliche Ehrbarkeit beybehielten, die ihnen die vorhergehende Regierung aufgelegt hatte. Das gemeine Volk, welches die Großen noch für Wesen anderer Art hielt und nie in ihr Inneres blickte, konnte kaum dem Gerüchte, das sich von den verdorbenen Sitten derselben verbreitete, Glauben beymessen. Wer an der Wahrheit des Gerüchts nicht zweifeln konnte, war wenigstens aufs innigste überzeugt,

sie

sie wären aus einer privilegirten Classe worinnen man alles thun dürfe. Geliebt, wie der Regent war, gewöhnte er in kurzem jedes Auge daran, ohne Verwunderung die Menge von Liebhaberinnen anzusehen, die bey ihm auf einander folgten. Hier glaubt man etwas weniges von dem Privatleben dieses Prinzen sagen zu müssen, weil es mit dem Leben unseres Richelieu in Verbindung steht.

Fünftes Kapitel.

Schilderung von der innern Beschaffenheit des Hofs des Regenten.

Der Herzog von Orleans behielt, nachdem er Regent wurde, die vorige Vertraulichkeit gegen die Gesellschafter seiner Vergnügungen bey. Graf Nocé, Marquis de la Fare, Fargés und Abbé Dübois, der sich durch die Verachtung, die er ganz Europa einflößte, so berühmt machte, waren seine Hauptlieblinge. Der Herzog von Richelieu gehörte ebenfalls zu seinen Vertrauten, aber der Regent, wiewohl er Neigung zu ihm spürte, und an ihm einerley Sinn und Geschmack fand, wurde gegen ihn kälter, da er wahrnahm, daß Richelieu beständig bey den Frauenzimmern, die er, der Regent, sich auswählte, eben so glücklich als er selbst war. Richelieu war sein fürchterlichster Nebenbuhler und in der That hatte der Regent wenig Maitressen, die nicht Richelieu liebten. Wäre der Herzog von Orleans nicht so nachsichtsvoll und gutherzig gewesen, er würde dessen unaufhörlich keckes Betragen nicht ungestraft gelassen haben.

Die Manieren des Regenten hatten Sanftheit und Ungezwungenheit. Er lebte mit denen, die mit ihm umgingen, auf einem vertrauten Fuß. Sein großer Fehler bestand darinnen, daß er gern tafelte. Unglücklicher Weise

konnte er den Wein nicht so gut vertragen als seine Gäste, daher stand er fast immer betrunken oder etwas benebelt vom Tische auf. Der Wein, sagt man, ändert das Temperament nicht, sondern zeigt es, wie es ist. In diesem Zustande hörte der Regent auf, hochtrabend und herrschsüchtig zu seyn; Er überließ sich dann den zügellosesten Ausschweifungen, Ausschweifungen vor welchen er, den seine Geburt an die Spitze des Reichs stellte, mehr als ein anderer hätte erröthen sollen. Manchmahl zeigte er sich sogar öffentlich in diesem Lichte, und so lange das Volk glücklich war, verzieh es ihm eine solche Vergessenheit seiner selbst, nur erst nach den leidigen Folgen des unglücklichen Lawischen Systems rügte es seine Aufführung ernstlicher.

Wer sich ihm näherte, sann nur darauf, ihm Gegenstände zur Befriedigung seines heißen nach Abwechslung dürstenden Temperamentes zu verschaffen. Ludwigs XIV Vorstellungen, dessen sogar gegen ihn gebrauchte Strenge — nichts konnte den Wogen seiner Leidenschaften Einhalt thun. Die damahlige Triebfeder seiner Vergnügungen Abbé Dûbois, der sich durch dieß schändliche Mittel sein Zutrauen zu erwerben wußte, besaß die Kunst ihnen eine unendliche Mannichfaltigkeit zu geben. Dûbois hatte wieder andere Vertraute, die auf Entdeckungen ausgingen und durch ihre Berichte ihn in den Stand setzten, sich bey seinem Herrn das Ansehen eines thätigen Dieners voll Diensteifers zu geben. Vor allem vermied er, daß der Prinz zu keinem Frauenzimmer eine wahrhafte Neigung faßte, denn er fürchtete, ihr Einfluß möchte der Rolle, die er spielen wollte, Eintrag thun. Daher sorgte er dafür, daß eine Schönheit sogleich auf die andere folgte, und sein Zögling nicht Zeit hatte, in eine derselben verliebt zu werden. Außerdem wurde er in seinem Plane von des Regenten natürlicher Anlage unterstützt; der Schüler entsprach immer gern der Anweisung des Lehrers.

Von

Von der Zeit an, da der Herzog von Orleans Regent wurde, handelte ihm Niemand mehr entgegen; er überließ sich also nur destomehr seinem ihn beherrschenden Geschmacke. Mesdames Daverne, von Parabére, von Gesrees, von Argenson, von Châtellon huldigte er am längsten. Auf sie folgte die erst vor einigen Jahren in einem sehr hohen Alter verstorbene Herzogin von Phalaris. Nebenbey hatte er noch einen Haufen Frauenzimmer aller Art und aus allen Ständen, die in die wollüstigen von ihm gefeyerten Mysterien eingeweiht waren. Sogar seine leiblichen Töchter schloß er nicht aus. Die Herzogin von Berry gab vor, während, und nach ihrer Vermählung den Wünschen eines Vaters Gehör, der noch ausschweifender als sie selbst war. Mademoiselle von Valois entriß ihren Liebhaber, den Herzog von Richelieu, nur dadurch aus der Bastille, daß sie sich ebenfalls in den Geschmack des Regenten fügte.

Die Herzogin von Berry, welche ihre Gefälligkeit für ihren Vater so weit trieb, fand dafür bey diesem für alle Fehltritte, so sie beging, Nachsicht genug. Er sah, ohne ihr einen Vorwurf zu machen, die Reihe ihrer begünstigten Liebhaber an. Sie lebten ohne Eifersucht zusammen und leisteten sich in ihren Liebschaften wechselsseitige Hülfe.

Seine ebengenannte Tochter versammelte im Luxemburg, ihrem Wohnorte, all die schönen Weiber um sich her, welche sich nichts daraus machten, ihren guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Er speißte mehr als zu oft bey ihr des Abends und Bacchus bewog ihn fast allezeit, der Schönheit den Apfel zu geben. Frau von la Rochefoucault frappirte eines Tags seine geilen Blicke. Ihr Mann war Kapitain unter der Garde der Herzogin von Berry. Sie vermied es, sich an dem verdorbenen Hofe einzufinden. Ihr zurückhaltendes Betragen entflammte die Begierden des Regenten nur noch mehr. Er bewog Frau von Berry, ihm ein tête à tête mit derselben zu verschaffen.

Die Herzogin von Berry, immer bereit allen Launen ihres Vaters die Hand zu biethen, wußte es so einzuleiten, daß sich Frau von la Rochefoucault zu eben der Zeit bey ihr einfand, als der Regent zugegen war. Er erklärte sich kurz und ausdrucksvoll. Die junge Dame wollte sich entfernen, aber Frau von Berry, aus deren Seele jede — auch die kleinste — Erinnerung der Tugend — gewichen war, glaubte, sie sey so wenig in andern Herzen anzutreffen, als in dem ihrigen. Nach ihrem Wahne suchte Frau von la Rochefoucault immer einen höhern Werth auf ihre Niederlage zu setzen. Sie nahm sie also bey der Hand, wußte sie auf ein Kanapee zu werfen und hielt sie in ihren Armen fest. Die Ergriffene vertheidigt sich wüthend. Es gelang ihr sich loszureissen, aber der Regent machte nun einen neuen Versuch. Vom langen Widerstande entkräftet war sie schon in Gefahr, ein Opfer seines Triumphs zu werden, als sie ihm mit dem Elbogen einen Stoß ins Auge versetzte, daß er die Beute fahren lassen mußte. Dieser Stoß in ein Aug, das schon krank war, (denn seine Ausschweifungen setzten ihn der Gefahr aus, blind zu werden) machte ihm schreckliche Schmerzen, und verschaffte der Frau von la Rochefoucault Zeit, der gedrohten Gefahr zu entrinnen.

Man sieht hieraus, wie weit der Vater und die Tochter ihre Unverschämtheit trieben. Zwanzig Anekdoten dieser Art könnten beweisen, wie hoch das Verderben ihrer Sitten gestiegen war. Zwar empfindet man einen gewissen Widerwillen, dergleichen Erzählungen vermehrt zu sehen; indessen könnte man doch aus ihnen die damahlige Lage des französischen Hofes weit besser kennen lernen, als aus den bisherigen Nachrichten. Es wird uns also erlaubt seyn, nur eine einzige dieser Anekdoten anzuführen; sie soll uns statt aller übrigen dienen, und das Gemählde von den Ausschweifungen dieses Prinzen vollenden.

Er speißte einst Abends mit verschiedenen Frauenzimmern bey der Herzogin von Berry. Da er aber nach aufgehobener

ner Tafel einen heftigen Drang zur Befriedigung der sinnlichen Liebe empfand, so that er einer gewissen Dame den Vorschlag: mit ihm in ein benachbartes Cabinet zu gehen. Jetzt rang fast jede Schöne nach der Ehre, seine Gesellschafterin zu werden. Als er gewählt hatte, fragte er den Grafen von Broglio, ob seine Freundschaft so weit ging, um ihm bey dem vorzunehmenden Genusse der Liebe die Fackel zu halten. Dieser ließ sich, als Eingeweiheter in dergleichen Geheimnisse, nicht erst lange bitten, sondern nahm sogleich ein Licht, um den beyden Liebenden zum Wegweiser zu dienen. Bald wurde die Scene lebhafter und Broglio, als unbeweglicher Zuschauer, dessen Begierden aber durch den verführerischen Anblick erregt wurden, glaubte in sich selbst diejenige Hülfe suchen zu müssen, welche der Regent auf eine natürlichere Weise genoß, und wußte ganz philosophisch, sich mit sich selbst zu begnügen.

Die Herzogin von Berry war schon von der Tafel aufgestanden, als sich ihr Vater mit seiner Lieblingin entfernt hatte. Sie hörte beym Eintritt in den Saal im Cabinete ein leises Geflüster. Voll Neugierde eilte sie also dahin. Zwar war sie allerdings über dieses Schauspiel betroffen, welches ihren Augen sich darboth; allein sie wurde dadurch nicht im geringsten beleidigt, weil dergleichen Vorfälle für sie nichts neues mehr waren. Broglio, der nicht gewohnt war, sich in irgend einer Sache Zwang anzuthun, zeigte vor ihren Augen, wie wohl er jenes Beyspiel zu benutzen wüßte. Die Prinzessin brach hier in ein lautes Gelächter aus, holte sogleich ein Gefäß mit Wasser und goß es auf die Stelle aus, die man ihr hatte bemerken lassen, mit den Worten: Man muß Broglios Kind nicht ungetauft lassen. Dieser einzige Zug schildert den Vater, die Tochter und überhaupt den Hof des Regenten mit den natürlichsten Farben.

Im Jahre 1717 ging das Gerücht, daß sie mit einem Kinde vom Regenten niedergekommen wäre, welcher Umstand folgende Strophe veranlaßte:

Enfin, votre esprit eſt guéri
Des craintes du vulgaire;
Belle ducheſſe de Berry,
Achevés le myſtére:
Un nouveau Loth vous ſert, mère des Moabites;
Donnés — nous promptement un peuple d'Ammonites *).

Es ist bekannt, daß Loth mit seinen Töchtern zwey Söhne zeugte, den Moab, von welchem die Moabiter, und den Ammon, von dem die Ammoniter abstammen. Man unterließ nicht, die Prinzessin zu ermahnen, die Welt noch mit einem andern Kinde zu beschenken, damit jene Weissagung von den zwey Völkerschaften erfüllet würde. Für den Verfasser des oben angeführten Verses hielt man den jungen Arrouet. Der natürlicher Weise darüber aufgebrachte Regent lies ihn also zu sich kommen, um ihn für seine Geschicklichkeit eine würdige Belohnung zu ertheilen. Arrouet, welcher deßhalb und hauptsächlich wegen der Verbindung des Prinzen mit dem Herrn von Brancas, der damahls in dem Rufe stand, die schändlichen Grundsätze der Jesuiten zu haben, die Rache desselben befürchtete, bediente sich dieser Gelegenheit, um ihm folgende Stanze zu überreichen:

Non, monſeigneur, en vérité!
Ma muſe n'a jamais chanté
Ammonites ni Moabites;
Brancas vous répondra de moi:

Un

*) Endlich hat sich dein Geist über die Vorurtheile des Pöbels emporgeschwungen und du vermagst nun, reitzende Berry, uns folgende Bitte zu erfüllen: Schenke der Welt eiligst ein neues Geschlecht von Ammoniten, weil dich, du Moabs-Erzeugerin, ein zweyter Loth umarmte.

Un homme instruit chez les Jesuites
Des peuples de l'ancienne loi,
Ne connoit que les Sodomites *).

Der Regent belachte von Herzen diesen Einfall, den man gewiß unter der vorigen Regierung für ein Staatsverbrechen würde behandelt haben, und söhnte sich auf Brancas Vorsprache in der Folge wieder mit dem Dichter aus. Denn er übte nicht nur keine Rache, sondern er beschenkte ihn auch, als dessen Oedipus mit großem Beyfall des Publicums aufgeführt wurde, mit einer 32 Loth schweren goldnen Medaille, auf welcher sein Bildniß befindlich war.

Hieraus kann man also leicht die wenige Achtung ersehen, welche der Regent gegen die Sitten hegte. Voltaire, statt sich zu entschuldigen, bekannte einen neuen Fehltritt, und nur dieser vermochte den Zorn des Prinzen zu mildern.

In eben diesem Jahre sah man einen Monarchen zu Paris, von dessen Staaten man beynahe nichts weiter, als den Nahmen kannte und dem das glühende Verlangen: sich Kenntnisse zu erwerben, auf seinen Reisen zum Wegweiser diente. Peter, mit dem Zunahmen der Große, Czar von Moskau, durchwanderte Europa, von dem edeln Stolze getrieben: die in seinem Reiche herrschenden Mißbräuche abzuschaffen und Künste und Industrie daselbst in Aufnahme zu bringen. Die Unwissenheit und Barbarey, worinnen bisher der Fürst mit seinen Unterthanen gelebt hatte, zerstreuten sich auf einmahl bey der Stimme eines Monarchen, der eine rastlose Begierde nach Weisheit empfand. Er schämte sich nicht, von seinem Throne zu steigen, um die Rolle eines Arbeiters in den holländischen Schiffswerften zu spielen. Hierauf besuchte er Paris, wo ihm mit dem thätig-

F 2 sten

*) Daß ich nie Ammoniten und Moabiten besang, beweißt meine Verbindung mit Brancas: Ein Schüler der Jesuiten kennt unter den Völkern des Alterthums nur die Sodomiten allein.

sten Eifer jede Merkwürdigkeit gezeigt wurde. Nachdem er sich mit unsern Manufacturen und Druckereyen hinlänglich bekannt gemacht und mit Recht die Schönheiten der Hauptstadt bewundert hatte, so wünschte er auch das in der Sarbonne befindliche Grab des Cardinals von Richelieu zu sehen. An dem zur Erfüllung dieses Verlangens bestimmten Tage begab sich also der Herzog von Richelieu zum Mausoleum seines Großonkels, wo er von dem Czar, seines Nahmens wegen, auf das gnädigste empfangen wurde.

Als der Kaiser den Meisel Girardons gebührend bewundert hatte, wandte er sich mit den allgemein bekannten Worten zu dem jungen Herzog: „Hätte das Schicksal diesem großen Manne jetzt noch zu leben vergönnt, so wollt' ich gerne mit ihm mein Reich theilen, wenn er mich nur in der Kunst: über die andere Hälfte mit Weisheit zu herrschen, unterrichten könnte.“ Zwar setzte ein Witzling hinzu, daß dieses mit Unrecht geschehen würde, weil der Cardinal zuletzt manche Räubereyen hätte zu Schulden kommen lassen; aber doch ist es kein Wunder, daß Peter eine so große Meinung von der Staatsverwaltung dieses Ministers bekommen hatte. Jener, der unter einem schwachen Könige unumschränkter Gebieter zu seyn wünschte, hatte jeden seiner Schritte zum Despotismus hingeleitet, und dieser war von Kindheit auf gewohnt, seine Unterthanen unter einem unerträglichen Joche schmachten zu sehen.

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Verfolg der Liebschaften des Herzogs von Richelieu. Verschwörung des Spanischen Gesandten, Cellamare's. Dritte Gefangenschaft des Herzogs in der Bastille.

Der Herzog von Richelieu, der sich sehr oft mit seinen Maitressen entzweyte, verstand nichtsdestoweniger die Kunst, ihr Freund zu bleiben, wenn die erste Hitze der Eifersucht vorüber war. Frau Daverne fühlte allemahl, wenn er sie mit einem Besuche beehrte, die unaussprechlichste Freude; gewohnt, ihn von einer Schönen zu der andern flattern zu sehen, machte sie es, wie so manche ihrer Mitschwestern, die ihm seine Unbeständigkeit um der glänzenden Vorzüge seines Geistes und Körpers willen, fast immer vergaben. Auch die Marschallin von Villars mußte sich unter dieses harte Gesetz schmiegen und daher sah sie den Herzog nur mit den nachsichtsvollen Augen der Freundschaft an.

Er stattete häufige Besuche bey ihr ab; die zahlreiche Gesellschaft, die er immer hier fand, gab ihm manche Gelegenheit, auf Liebesabentheuer auszugehen. Dieses Hauß und dasjenige der Herzogin *** waren die einzigen Orte, wohin er am öftesten zu kommen pflegte; denn er fand daselbst nicht nur eine gewisse Anmuth und Gefälligkeit, sondern er wurde auch mit jedem Vorwurfe verschont. Diese Damen hatten, um sich in seiner Liebe zu erhalten, fast alle mündliche Klagen verbannt, und sie begnügten sich nur mit den Augenblicken, welche Richelieu aus guten Willen ihnen widmete. Ja, Frau von Villars trieb ihre Gefälligkeiten gegen ihn so weit, daß sie sogar seine Liebeshändel mit Mademoiselle von Charolois zu begünstigen bemüht war. Denn da sie wohl wußte, daß es unmöglich wäre, ihn

für beständig an sich zu fesseln und ihr doch auch nicht möglich war ihn ganz aufzugeben, so willigte sie, wiewohl mit blutendem Herzen, in die Theilung seines Besitzes; und so geringe auch immer ihr Antheil seyn mochte, so zog sie ihn dennoch dem Unglücke eines gänzlichen Verlustes vor, der sie sicher — wäre sie mit ihrem Lieblinge in Zwist gerathen — würde betroffen haben. Der Marschall von Villars, welcher den Herzog oft bey seiner Gemahlin antraf, konnte sich nicht enthalten, ihm eines Tages zu sagen: „Hör Er einmal, junger Herr, ich habe Ihn zwar mein Handwerk gelehrt, und Ihn im Felde zu meinem Adjutanten gemacht; aber daß Er auch hier diese Stelle bekleiden will, dieß steht mir schlechterdings nicht an.“ Der Herzog von Richelieu wollte sich entschuldigen. „Wenn du ja, auf allen Fall, meine Frau nicht liebst, erwiederte der Marschall, so hängt doch ihre Seele an dir, denn sie spricht immer in meiner Gegenwart von deiner Person; aber nur Mäsigung, junger Herr, wenn dirs beliebt.“

Die Herzogin *** war die vertrauteste Freundin unseres Ducs und überhaupt von sehr gutem Character. Ob sie gleich alle neue Entwürfe und Intriken ihres Lieblings aus seinem eigenen Munde vernahm, so hütete sie sich doch sorgfältig, ihm in den ersten Augenblicken entgegen zu seyn. War sie aber durch die Umstände gezwungen, ihn seines Betragens wegen Vorstellungen zu machen, so geschah dieß mit einer solchen Schonung und Sanftmuth, daß sie unmöglich ihren angebeteten Geliebten dadurch beleidigen konnte. Zwar verbarg sich ihre Zärtlichkeit unter dem Nahmen der Freundschaft; zwar wurde durch das allzugroße Zutrauen, womit er sie vermöge der Entdeckung seiner Geheimnisse beehrte, ihr Innerstes zerrissen, aber dennoch forderte sie diese Aufrichtigkeit von ihm; dennoch wollte sie lieber stillschweigend die Qualen der Eifersucht dulden, als sich des Glückes berauben, ihren Richelieu zu sehen. Zuweilen führte die Liebe

den

den reitzenden Flüchtling wieder in ihre Arme, und diese, wiewohl schnell vorüberrauschende, Augenblicke entschädigten sie für jedes, ihm zu bringende, Opfer. Natürlich mußte ein solches Ausharren belohnt werden. Auch verging kein einziger Tag, wo nicht Richelieu — er mochte sich nun als Freund oder Liebhaber zeigen — bey ihr die Süssigkeiten der Freundschaft fühlte. Bald überließ sie sich ohne Zurückhaltung ihren Empfindungen, bald wurde sie seine Trösterin und genoß daher die entzückende Freude, ihrem Geliebten nützlich zu werden.

Die Prinzessin von Soubise hingegen bewieß sich weit weniger nachsichtsvoll. Denn da sie den Verfolgungen des Herzogs von Richelieu nicht länger auszuweichen vermochte, so forderte sie die gänzliche Aufopferung ihrer Nebenbuhlerinnen von ihm. Hingerissen von der heftigsten Leidenschaft und glühend für Begierde, über diese Schöne den Sieg zu behaupten, versprach er alles, verdoppelte Schwüre und Betheurungen einer ewigen Treue und verbrannte in ihrer Gegenwart die Briefe, die er von seinen bisherigen erklärten nun abgeschwornen Günstlinginnen erhalten hatte. Bey solchen Gelegenheiten floß nicht nur der Strom seiner Worte unaufhaltsam dahin, sondern er besaß auch die Gabe der Ueberredung in einem so hohen Grade, daß er sich mit leichter Mühe jedes gefühlvollen Herzens bemächtigen konnte. Willig glaubte die Prinzessin daher, daß ihre Jugend und Schönheit vermögend wären, diesen sonst unbeständigen Mann auf immer an sich zu fesseln. Zwar entsprach Anfangs der Schein ihren Wünschen; aber bald zertrümmerte Argwohn die Ruhe ihrer Seele, und zuletzt ließ ihr die Gewißheit des lange befürchteten Unglücks keinen Zweifel mehr übrig.

Er hatte sich in den ersten Augenblicken dieser neuen Eroberung wahren Zwang angethan. Allein beynahe unwandelbar sind die Leidenschaften des Menschen, wenn sie einmahl in dem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen haben.

Richelien zog also natürlicher Weise das Vergnügen: seine Neigungen zu befriedigen, der Marter, solche zu bekämpfen, vor, und die Prinzessin von Soubise suchte ihn vergebens in den Banden der Liebe zu erhalten. Ihre Vorwürfe und Thränen verzögerten nur einen einzigen Augenblick die Flucht des Ungetreuen; allein sie konnten doch solche nicht verhindern. Er bedurfte eine fast unbegränzte Nachsicht. Eine Liebe, welche nur für sich allein ein ausschließendes Recht verlangte, war schlechterdings seine Sache nicht. Frau von Soubise mochte immer in Trostlosigkeit dahinschmachten, so blieben dennoch alle angewandte Mittel: sich aus ihrem Labyrinthe zu retten, vergebens. Der Herzog, der ihrer Kunstgriffe nur lachte, erfüllte sie mit der quaalvollen Reue: dasjenige versucht zu haben, was bisher noch niemanden geglückt hatte und ihr am wenigsten glücken konnte. Er glaubte sich noch überdieß berechtigt, mit ihr den gewöhnlichen Weg einzuschlagen, den ihm sonst die Willfährigkeit der Frauenzimmer gezeigt hatte, und sich dann aufs neue zu ihren Füßen zu legen, wenn seine Laune jedes andere Mädgen unschmackhaft zu finden beliebte. Doch dießmahl wurde seine Hoffnung getäuscht; denn die Prinzessin besaß eben so viel Stolz als Liebe, und diese gab ihr zuletzt die Waffen in die Hand, womit sie eine so widrige Neigung besiegen konnte.

Jetzt verdoppelte der Herzog seine Bemühungen um sie ferner an seinem Triumphwagen zu sehen. Eine abschlägliche Antwort schien für ihm offenbare Beleidigung zu seyn, und er freute sich einer, ihm so würdigen, Gegnerin. Er suchte also nicht nur alle Ränke hervor, um sie auf andere Gesinnungen zu bringen, sondern er erschöpfte auch die reichen Schätze seines Geistes und Körpers; und zuletzt nahm er sogar zur Sprache der Leidenschaft und der Verzweiflung seine Zuflucht. Die Prinzessin aber, die durch das Andenken an ihre vorige Schwachheit gestärkt wurde,

wurde, fand selbst in dem begangenen Fehler eine mächtige Schutzwehr. Ihre Niederlage sogar lehrte sie den Gefahren zu trotzen, und sie vereitelte also jeden neuen Angriff ihres Verführers. Ihr Herz, welches nicht immer die Vorschriften der Vernunft befolgte, zog sie zwar bisweilen aufs neue zu ihm hin; doch der Gedanke: von ihm verlassen worden zu seyn, belebte ihren Muth wieder. Diese Dame konnte wirklich sich rühmen, um diese Zeit das einzige Frauenzimmer gewesen zu seyn, das mit dem Vorwurfe einer zweyten Schwachheit verschont blieb.

Man kann kaum begreifen, wie Richelieu bey einer so ausschweifenden Lebensart auszudauern vermochte. Vom Jahre 1715 bis 1725, wo er zum außerordentlichen Bothschafter am Wiener Hofe ernannt wurde, hatte er eine Anzahl Maitressen, die fast alle Wahrscheinlichkeit übersteigt; Prinzessinnen und die vornehmsten Damen am Hofe wechselten beständig in seinem Herzen mit einander ab, und oft geschah es, daß bürgerliche Mädchen und sogar Nonnen, zu gleicher Zeit sich in den Besitz desselben theilten. Man staunt daher mit Recht darüber, daß er sich in diesem Strudel von Wollüsten erhalten konnte. Es ist, wie ich glaube, schon oben gesagt worden, daß er zu eben der Zeit, wo er auf neue Liebesabentheuer zu sinnen schien, seine Gesundheit zu schonen verstand; aber sicher würde er doch, ungeachtet der Erhohlung, die er sich zu verschaffen suchte, das Opfer seines allzugroßen Hangs zum weiblichen Geschlechte geworden seyn, wenn ihm nicht seine dauerhafte Natur zu Hülfe gekommen wäre. Seine Leidenschaft zum Frauenzimmer, schloß übrigens jene Neigung nicht aus, welche von den Schönen mit so vielem Rechte getadelt wird. Daher machte ihm auch Mds. de Charolois, die einen schönen Schweitzerjüngling in Diensten hatte, mehr als einmahl den Vorwurf, daß seine Blicke auf diesen eine, bey Männern ungewöhnliche Aufmerksamkeit verriethen.

Gebohren unter einer Regierung, wo man noch den astrologischen Träumereyen nachhing, beging er die Schwach-

Schwachheit, den Prophezeihungen der Gestirne völligen Glauben beyzumessen. Man hatte ihm vorher gesagt, daß er im März seinen Tod finden würde. Ob er nun gleich in den Jahren des Jünglings, der immer sein Ende noch weit entfernt glaubt, sich wenig um dieses vermeintliche Orakel bekümmerte, so erwartete er doch als Mann und als Greiß mit Zittern die Ankunft dieses entscheidenden Monats. Sobald also dasselbe vorüber war, so hofte er mit Zuversicht, das ganze Jahr durchleben zu können. Und hätten ihn 1788 seine Geisteskräfte die nähmliche Rechnung zu machen erlaubt, so würde er ohne Furcht dem Monath August, in welchem er starb, entgegen gesehen haben.

Alle Charlatans, welche sich der Wahrsagerkunst rühmten, wurden beständig von ihm um Rath gefragt und waren seine Gesellschafter. Kein Wunder also, daß er von dem Volke der Zauberey beschuldigt wurde. Ja, seine Feinde ließen sogar zu Paris, während er sich in Wien befand, das Gerücht ausstreuen, daß er die alten Geheimnisse der Hekate wieder hervorgesucht und mit andern teutschen Kavalieren dem Monde ein Menschenopfer gebracht hätte. Diese gräßliche Verläumdung verbreitete sich überall; man fand sie sogar in den damahligen Zeitschriften aufgezeichnet, ob sie gleich grundlos war. Daraus erhellt also schon hinlänglich, wie leicht es sey eine Lüge wahrscheinlich zu machen und in wie ferne man gewissen Chroniken glauben dürfe.

Der Herzog von Richelieu stand besonders mit einem gewissen Damis in Verbindung, der nicht nur alle Wissenschaften zu besitzen prahlte, sondern auch die Astrologie mit der Arzneykunde verband. Er fragte ihn also, da er schon Blut ausgeworfen hatte und nicht lange Zeit mehr leben zu können schien, wegen seiner Gesundheitsumstände um Rath. Allein, was dem Herzog diesen Menschen noch werther machte, war die Entdeckung, daß derselbe, seinem Vorgeben nach, den Stein der Weisen besitze. Unser geldbegieriger

Jüng-

Jüngling, der auch noch in seinen spätern Jahren diese Leidenschaft nicht zu verdrängen vermochte, überließ sich nun ganz der Führung des weisen Damis, in der Hoffnung, daß er, vermöge jenes wundervollen Geheimnisses, fast alle seine Wünsche befriedigen könnte. Und wirklich ließ ihn auch dieser listige Betrüger einiges Gold auf dem Boden des Schmelztiegels finden.

Der Herzog konnte hierüber unmöglich seine Freude verbergen, weil er mit Zuversicht glaubte, bey allen seinem Reichthum, noch eine unerschöpfliche Quelle gefunden zu haben, aus welcher er seinen glühenden Durst nach immer neuen Bedürfnissen hinlänglich zu stillen im Stande wäre. Schon hatte die Aussicht auf fast unermeßliche Schätze dergestalt seine Augen geblendet, daß seine Entwürfe keinen andern Zweck mehr, als die Erwerbung künftiger Reichthümer, kannten. Jetzt, da er das Ziel seiner Wünsche fast erreicht zu haben glaubte, verschwand plötzlich dieser Damis und zertrümmerte durch seine Flucht jede dieser schmeichelhaften Erwartungen. Wahr ist es indessen allerdings, daß Richelieu ganz gewiß glaubte, dieser Mensch besitze die Kunst: Gold zu machen, und diese Meinung gründete sich hauptsächlich auf die anscheinende Uneigennützigkeit des Alchimisten. Wenigstens hatte derselbe niemahls eine Beyhülfe an Geld verlangt, sondern ihm jederzeit das Gold gelassen, welches in seiner Gegenwart verfertigt wurde, so wie denn der Goldklumpe, den sie durch ihren letzten Versuch erhielten, 722 Livres und 10 Sous schwer war.

Der Herzog machte hierauf häufige Versuche, um diesen sonderbaren Menschen wieder zu finden, aber vergebens. Endlich überzeugt, daß sie immer fruchtlos seyn würden, tröstete er sich über den Verlust desselben durch neue Glücksproben in der Liebe. Frau von Defant ersetzte nun zwar die Stelle seines geliebten Damis; allein die Vergnügungen, so ihm dieses Frauenzimmer verschaffte, waren bey weitem nicht so reel, als diejenigen, die er gehofft hatte; natürlich

also

also konnte diese neue Geliebte ihn nicht lange dafür schadlos halten. Zudem söhnte er sich wieder mit Mademoiselle von Charolois aus, der er aber nicht getreuer blieb, als er sonsten gewohnt war, ob er gleich mehr Sorgfalt, sie zu hintergehen, anwendete.

Mademoiselle de Valois hatte sich aber noch mehr seine Gunst erworben. Sie liebte zum erstenmahle und schloß also von der Größe ihrer Liebe auf die seinige. Er hatte sie so gut nach seinem Geschmack gebildet, daß sie den üblen Nachreden, die seine Person betrafen, nicht den geringsten Glauben beymaß. Denn dieß war, ihrer Meinung nach, nichts, als erdichtete Boßheit; und Richelieu, der die Miene und den Ton der Unschuld nachahmen konnte, überzeugte sie — sobald sie allein waren — mit leichter Mühe davon.

Diese Prinzessin lebte in einer weniger zahlreichen Gesellschaft, als die übrigen Damen, und war also in dieser Lage dem Geschwätze, von so vielen verliebten Geschichtchen, die sich an dem Hofe ihres Vater zutrugen, nicht so sehr ausgesetzt. Die Liebe machte sie leichtgläubig; in dieser glücklichen Täuschung suchte sie daher jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihrem Liebhaber eine Schäferstunde zu verschaffen; und weil sie diese Vergnügungen nicht anders als unter beständiger Furcht der Ueberraschung genießen konnte, so fühlte sie den Zauber derselben nur desto lebhafter, und nie riß sie sich aus seinen Armen, als nur in der freudigen Hoffnung, sich bald wieder in solche werfen zu können.

Der Herzog, der nicht nur voraussah, daß dieser Liebeshandel die übelsten Folgen nach sich zu ziehen vermöchte, sondern der sich auch trefflich auf die Kunst verstand, dergleichen Intriken einzuleiten, hatte eine sehr genaue Bekanntschaft mit einer Kammerfrau der Prinzessin gemacht, welche das ganze Zutrauen der Herzogin von Orleans in einem so hohen Grade besaß, daß sie von derselben sogar zur Wächterin über die Aufführung ihrer Tochter gesetzt wurde.

Ihr

Ihr Gemach, welches an das Zimmer der Prinzessin stieß, gab ihr alle Mittel in die Hand, die ihr aufgetragenen Pflichten zu erfüllen; eine heimliche Treppe führte dahin und wurde der bequemste Weg, unbemerkt sich in das Zimmer der Prinzessin zu schleichen. Verschiedenemahle waren daher die Liebenden einer Ueberraschung ausgesetzt, so daß man endlich beschließen mußte, diesen hundertäugigen Argus zu hintergehen.

Doch war allerdings dieses Unternehmen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Denn diese Kammerfrau war nicht nur die Häßlichkeit selbst, sondern noch überdieß die unerträglichste Bethschwester und schon im Herbste ihres Lebens, also gar kein liebenswürdiger Gegenstand. Allein der unerschrockene Held wurde dadurch nur mit größerem Muthe entflammt und er war daher aufs festeste zum Angriff entschlossen.

Jetzt nahm er also ganz die verführerische Sprache der Galanterie an und seine Blicke kamen der Liebeserklärung gegen die Demoiselle Aimée — so hieß nehmlich diese betagte Jungfer — zuvor. Zwar nahm sie Anfangs seine Erklärungen mit dem heftigsten Unwillen auf, und wurde sogar durch seine Liebe beleidigt, die sie natürlicher Weise als den bittersten Spott betrachten mußte. Doch Richelieu ließ sich durch diese widrige Aufnahme im geringsten nicht zurückschrecken — und, weit entfernt, darüber unruhig zu werden, verdoppelte er nur destomehr seine Bemühungen, um die grausame Aimée eines Bessern zu überzeugen. Allmählig drangen die süßen Schmeicheleyen des Dücs in ihr Herz, denn noch niemahls hatte sich eine so bezaubernde Liebenswürdigkeit ihren Augen dargebothen; noch nie war ein so herrlich gebildeter Mann auf den Einfall gekommen, sie für schön zu halten. Mademoiselle Aimée war ein Frauenzimmer und folglich von Eigenliebe beherrscht; diese Eigenliebe wurde geschmeichelt und hörte vielleicht zum erstenmahle so liebliche Töne. Ihr Herz ward plötzlich mit den Gefüh-

fühl-

fühlen der Zärtlichkeit bekannt und sie zauderte nicht länger ihre Schwachheit zu zeigen.

Indessen ertönte doch die Stimme des Gewissens in ihrem Herzen und verzögerte lange ihre Niederlage. Sie glaubte, den Zorn des Himmels zu reitzen und sahe alle die Züchtigungen voraus, die sie wegen des Fehlers, den sie zu begehen bereit stand, treffen könnten. Aber zuweilen erschien ihr solcher in ganz anderm Lichte und Richelieus Gegenwart war allein hinreichend genug, um alle diese Zweifel zu heben. Jenes schreckliche Gemählde entschwand allmählig ihren Blicken und sie ward nur das Glück ihrer künftigen Tage gewahr. Der Zufall unterstützte die Unternehmungen des Herzogs, der in einer dieser schwachen Stunden sich eben mit ihr allein befand und, viel zu klug, als diese günstige Gelegenheit, die sich ihm darboth, ungenützt aus den Händen zu lassen, ihr keine Zeit zum Nachdenken verstattete. Wirklich öffnete sich damahls die ganze Herrlichkeit des Himmels für unsere Andächtige, die noch nicht um das Geheimniß wußte, daß dieses angenehme Abentheuer ein bloßer Zufall und daß nur die Liebe, welche ihre Gebietherin für diesen schmeichlerischen Verführer empfand, die einzige Ursache ihres Glückes gewesen war. Sie blieb also einige Tage lang von diesem so reitzenden Irrthume bezaubert, und der Herzog von Richelieu gestand selbsten nachher einem von seinen Gesellschaftern, dem Herrn von Firmarcon, daß ihm zwar der erste Schritt Mühe gekostet, daß aber in der Folge nicht nur der Gedanke an die Häßlichkeit dieses Frauenzimmers und an das Alter derselben so ziemlich verschwunden wäre, sondern daß er auch sogar einige Entschädigung für den angewandten Zeitverlust bey ihr gefunden hätte.

Um desto gewisser seinen Zweck zu erreichen, mußte er verschiedene Beweise von dieser sonderbaren Eroberung in Händen haben. Da ihm nun seine Hand sowohl, wie sein Kopf, zu Gebote stand, so schrieb er an die Demoiselle

moiselle Aimée einen Brief, welcher die glühendsten Versicherungen einer ewigen Zärtlichkeit enthielt. Stolz über diese neue Bekräftigung seiner Liebe, unterließ die Hintergangene nicht, auf dieses Schreiben zu antworten, und eben dieses wünschte der Herzog. Auf solche Weise geschützt, hielt er sogleich um die Gefälligkeit an, bey ihr eine Nacht hinbringen zu dürfen; und sie, die vorher schon schwach war und dieser Schwachheit so manche Freude zu danken hatte, dachte an das Vergangene und war also zur Erfüllung dieser Bitte bereit.

Die Prinzessin von Valois hatte vom Herzoge selbsten diese verabredete Zusammenkunft erfahren, und gerade so weit wollte man die für Liebe schmachtende Aimée bringen, um sich desto besser ihrer Treue versichern zu können. Drey Personen erwarteten also mit Ungeduld die Ankunft der Schäferstunde, in welcher jede von ihnen eine Rolle in der bevorstehenden Komödie spielen sollte. Nur die Kammerfrau allein dachte nichts arges, denn sie hatte dem Duc, ohne die ihr gelegte Schlinge zu muthmassen, sogar den Schlüssel zur kleinen Treppe, die in ihr Zimmer führte, gegeben und in der That zählte sie jede Minute, welche den Gegenstand ihrer schüchternen Wünsche zu ihr bringen würde. Jetzt schlug es Ein Uhr; — die bestimmte Stunde. — Richelieu kam und schon empfand die Andächtige den glücklichen Einfluß der Zärtlichkeit, da sie den Geliebten mit Blitzesschnelle sich in ihre Arme werfen sah. Sie verlangte hierauf ganz bestürtzt ihre zwey so ausdrucksvollen Briefe zurück, in welches Opfer Richelieu aber mit Mühe zu willigen schien. In diesem Augenblicke trat die Prinzessin ins Zimmer. Man kann leicht die Wirkung errathen, die ihre Erscheinung bey der armen Kammerfrau verursachen mußte.

Auch Richelieu heuchelte seiner Seits die größte Erschrockenheit und ließ gleichsam für Betäubung seine Briefe fallen, deren sich die Prinzessin sogleich bemächtigte. „Kann

ich

„ich doch kaum“ — sagte hierauf diese reitzende Schöne mit dem Tone des Zorns zur Demoiselle Aimée — „kann ich „doch kaum meinen Augen trauen! Aber jetzt wundre ich „mich nicht mehr, daß Sie so lange verzögerten, ob ich Ih„nen gleich zu wiederhohltenmahlen klingelte, denn eine solche „heimliche Zusammenkunft mußte Sie allerdings Ihrer Pflicht „vergessen machen. Menschenliebe trieb mich, die Wahrheit „zu sagen, hieher, da ich, Ihres langen Außenbleibens we„gen, eine Krankheit bey Ihnen befürchten mußte. Doch „welch ein widriger Anblick für mich, Sie in der Gesellschaft „einer Mannsperson, und zwar ohne Zeugen, zu finden.“ Diese allerdings bittere Rede war noch überdieß mit der fürchterlichen Drohung begleitet: der Herzogin von Orleans die ganze Sache zu entdecken.

Die Briefe, die jetzt die Prinzessin in Händen hatte, waren also die überzeugendsten Beweise von der Schwachheit der so geängsteten Kammerfrau, welche die ganze Zeit über gleichsam in Thränen zerfloß und endlich kaum die Bitte: sie nicht unglücklich zu machen, herauszustammeln vermochte. Richelieu schien über den Entschluß der Prinzessin außer aller Fassung zu kommen und nahm sie daher rasch in seine Arme. Nein, sprach er sehr lebhaft, Sie können unmöglich eine solche Grausamkeit begehen; wenn dieses brave Frauenzimmer schuldvoll ist, so müssen auch Sie die Begehung des nähmlichen Fehlers eingestehen. Und mit diesen Worten trug er sie in ein benachbartes Zimmer, wo sich alsdenn die beyden Liebenden ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit überliesen. Ihr Vergnügen war um so reitzender je sonderbarer die Veranlassung war; allein sie mußten, wo nicht unterdrückt, doch wenigstens zurückgehalten werden, wenn anders die Prinzessin von Valois die übernommene Rolle endigen sollte.

Ganz in Thränengebadet kam sie wieder zurück und klagte die Demoiselle Aimée als die einzige Ursache des

ihr

ihr jetzt begegneten Unfalls an. Letztere, welche nicht wußte, wie sich diese Scene endigen würde, empfand bey dieser Entdeckung einen ungewöhnlichen Schauder. Doch der Herzog bath die Prinzessin, seiner Unbesonnenheit wegen, auf das inständigste um Verzeihung, und entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit des gethanen Schrittes, wenn anders die Kammerfrau sollte gerettet werden. Er erklärte hierauf seiner neuen Gebietherin, daß seine Zärtlichkeit gegen sie das Gefühl der Reue über die so eben begangene Unanständigkeit bey weitem übertreffe, und daß es nur von ihr allein abhinge, das vollkommenste Glück des Lebens zu genießen. Er kenne — setzt' er hinzu — das Herz der Demoiselle Aimée viel zu genau, um nicht ihrer Verschwiegenheit und Unterstützung bey diesem neuen Liebeshandel gewiß zu seyn. Die Prinzessin stieß hier einen Seufzer aus und schien zur Vergebung bereit. „So muß ich „also, sprach jetzt die Holde, Sie wirklich lieben! Aber dieß „ist Ihr Fehler, Mademoiselle, fuhr sie fort, indem sie „sich zu ihrer Kammerfrau wandte; ich erwarte daher, daß „Sie solchen durch ein ewiges Stillschweigen wieder gut zu „machen suchen. Ein einziges Wort kann Ihr Unglück be„fördern, denn Sie wissen, daß ich Ihre Briefe in Hän„den habe!“

Der Herzog nahete sich endlich der, so listiger Weise hintergangenen, Aimée und schilderte ihr mit lebhaften Farben das ihrentwegen gebrachte Opfer; versprach ihr aber auch zugleich, sie nicht gänzlich zu verlassen. Und diese, froh darüber, sich aus diesem Labyrinthe so gut herausgewickelt zu haben, willigte in alle seine Vorschläge. Der erste Gebrauch, den also die Liebenden von ihrem guten Willen machten, bestand in dem ungestörten Genusse einer Nacht, von welcher die Andächtige so viele Freuden gehofft hatte.

Wirklich war dieser eingeschlagene Weg zu heimlichen Zusammenkünften für die Prinzessin von Valois der sicherste; denn dadurch blieb nicht nur ihr guter Ruf unverletzt,

sondern Richelieu setzte sich auch im geringsten keiner Gefahr aus. Wäre aber ja durch einen unglücklichen Zufall die Sache entdeckt worden, so hätte die Schande bloß auf die Demoiselle Aimée zurückfallen müssen, deren Gutwilligkeit die beyden Liebenden so viele Vortheile zu danken hatten. Freylich ließ sich zuweilen diese empfindelnde Kammerfrau ihre Mühe bezahlen; doch der listige Herzog bereitete sich, als ein würdiger französischer Ritter, durch einen leichten Angriff zu einem würdigeren Kampfe vor.

Der Regent, der ihn immer auf seinen Wegen fand, bezeigte manchmahl sein Misvergnügen darüber, ob ihm gleich die Empfindungen der Eifersucht unbekannt waren. Doch verschwand in balden sein Zorn wieder, weil Richelieu für ihn ein reitzender Gesellschafter war. Wenn er auch über ihn zu klagen Ursache hatte, so entzog er ihm dennoch seine Freundschaft nicht. Eines Tages aber, als sie Ball mit einander spielten und der Regent sich mit der Rakette einen Schlag ins Auge versetzte, wodurch also natürlich sein Gesicht schwach und mithin das Spiel unterbrochen wurde, da brach er im Weggehen in die Worte aus: ich bin doch niemahls glücklich in der Gesellschaft dieses verteufelten Menschen!

Auch der Abbé Dubois hielt sich von ihm beleidigt, denn da ihm derselbe nicht nur so manche Maitresse raubte, sondern auch fast alle seine Anschläge auf die Eroberung einiger Schönen vereitelte, so mußte allerdings der Zurückgestossene einen so begünstigten Nebenbuhler hassen, dessen Höhe er mit aller Anstrengung nicht zu erreichen vermochte. Indessen war die Prinzessin von Valois der Gegenstand der wollüstigen Verfolgungen ihres Vaters geworden. Zwar hatte sie Anfangs ihren Kummer vor dem Herzoge zu verbergen gesucht; da aber zuletzt die Nachstellungen von Seiten des Regenten immer heftiger wurden, so vertraute sie dem Geliebten die mit Gram verschwisterte Unruhe ihres Herzens an. Es wurde daher beschlossen, daß der Herzog sehr selten im

Palais

Palais-Royal erscheinen und die Liebenden sich nur des Abends, und zwar in der Gegenwart der Demoiselle Aimée sehen sollten. Allein aller dieser Vorsicht ungeachtet blieb dennoch dem Regenten kein Zweifel mehr übrig, daß der Herzog von Richelieu von seiner Tochter geliebt würde, und er wunderte sich also nicht im geringsten über den Widerstand, der ihm von Seiten derselben entgegen gesetzt wurde. Zudem hielt sich der Dúc nicht in den gehörigen Schranken. Denn bey einem zu Auteuil angestellten Freudenfeste hatte solcher sogar die Kühnheit, die erklärte Freundin des Regenten, ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit, la Souri mit Nahmen, zu verführen.

Zwar bezeigte der Herzog von Orleans nicht das geringste Verlangen, sich wegen dieser Unverschämtheit zu rächen; aber dennoch wies er die Gelegenheit, die sich kurz darauf zur Befriedigung seines Unwillens ihm darboth, keinesweges von der Hand. Die Verschwörung des Prinzen von Cellamare, Spanischen Bothschafters an dem Französischen Hofe, in welche man unsern Richelieu verwickelt glaubte, verschaffte ihm das beste Mittel dazu.

Alberoni, dieser Mann, welcher in Spanien die höchste Stufe des Glücks erstiegen, der sich von dem Stande eines bloßen Geistlichen zur Würde eines Cardinals und Premierministers empor geschwungen hatte, war jetzt mächtiger geworden, als König Philip V, dessen Unwissenheit und Schwäche weder das Staatsruder selbst zu führen, noch solches durch andere lenken zu lassen verstand. Dieser Alberoni nun hatte als Frankreichs erklärter Feind, und zwar in der Absicht, durch eine Revolution dem Herzoge von Orleans die Regentschaft zu entreissen, fast alle Mißvergnügte in Spaniens Interesse zu ziehen gewußt. Von den Engländern gedrängt, die eben dieses Königreich angegriffen und schon die Flotte geschlagen hatten, welche dem in Sicilien stehenden Heere zur Hülfe eilen sollte, und noch überdieß von Frankreich bedroht, gab er in einem Briefe dem Gesandten Befehl: Feuer in den Minen anzulegen.

Der Prinz von Cellamare glaubte mit Zuversicht, daß man den Regenten hasse und daß die Liebe nach Neuerungen, die immer die Herzen der Franzosen dahinreißt, eine Menge von Mißvergnügten um ihn her versammeln würde. Nach dieser Meinung also waren seine Handlungen eingerichtet und vielleicht würde es ihm geglückt haben, den Herzog aufzuheben, der sich ohne Gefolge nach St. Cloud begeben hatte, um mit seinen Maitressen und übrigen Günstlingen zu speisen, wenn sein Secretair nicht allzuschwazhaft gewesen wäre.

Dieser hatte nähmlich bey einer wegen ihrer ausschweifenden Lebensart berüchtigten Dame — la Fillon — gespeißt und ihr zur Entschuldigung seines langen Außenbleibens entdeckt, daß er viele Depeschen nach Spanien habe abfertigen müssen, und zwar wegen der Abreise des Abbé Porto Carréro, des Neffen des Cardinals gleichen Nahmens, der mit dem Herrn von Montéléon, dem Sohne des Spanischen Gesandten, nach England ginge.

La Fillon, die mit dem Regenten in Verbindung stand, glaubte, daß diese Nachricht ihm nützlich seyn könnte, und eilte daher, ihm solche mitzutheilen. Der Herzog von Orleans hatte schon vorher Verdacht gegen Cellamare geschöpft und sandte also sogleich einen Courier mit dem Befehl ab, die Reisenden durchzusuchen. Indessen hatte der Bothschafter, der solches zur rechten Zeit erfuhr, die Vorsicht gebraucht, die gefährlichsten Papiere auf die Seite zu schaffen; ja, er forderte sogar diejenigen zurück, deren man sich bemächtiget hatte. Allein er wurde nicht nur mit seinen Forderungen zurückgewiesen, sondern auch mit einer starken Mannschaft in seinem Hotel bewacht, von da aber nach Blois geführt, wo er so lange blieb, bis der Herzog von Saint-Aignan, der als Gesandter in Spanien stand, nach Frankreich zurück kam.

Einer der vornehmsten Theilnehmer an der Verschwörung, für welchen der Bothschafter die meiste Besorgniß empfand,

empfand, war ein gewisser Abbé Brigaut, welcher die zur Empörung reitzenden Papiere in Umlauf gebracht hatte. Zwar hatte er demselben hundert Louisd'or und sein bestes Pferd geschickt, um sich durch die Flucht zu retten; aber man hohlte ihn zwischen Nemours und Montargis ein.

Inzwischen verbreitete sich das Gerücht von diesem Complotte durch ganz Paris. Die Anhänger desselben fürchteten nicht umsonst ihre Nahmen auf der Liste der Verschwornen zu sehen; denn sie wurden fast alle ergriffen und in die Bastille gesetzt. Unter denjenigen aber, die bisher noch unbekannt waren, befand sich auch die Herzogin du Maine, die zwar äußerlich eine große Heiterkeit blicken ließ, deren Innerstes aber von quälender Unruhe zerrissen war. Zu Sceaux hatte sich noch überdieß ein Theil der Verschwornen versammelt, die ihrer nächtlichen Zusammenkünfte und ihrer Verkleidung ungeachtet, dennoch entdeckt wurden.

Die Besorgnisse dieser Dame waren übrigens nicht grundlos. Denn sie wurde den 29. December 1718 zu Sceaux, ihr Gemahl aber an dem nähmlichen Tage zu Paris in Verhaft genommen. Man brachte sie sodann auf die Cittadelle von Dijon und den Prinzen auf das Schloß zu Dourlens. Ihre Söhne hingegen, der Prinz von Dombe und der Graf von Eu, wurden nach der Stadt Eu; Mademoiselle du Maine, ihre Schwester, in das Kloster de la Visitation zu Chaillot; der Cardinal von Polignac aber in seine Abtey in Flandern verwiesen. Daraus, daß man die Oberhäupter der so glücklicher Weise entdeckten Empörung so weit entfernte, erhellt, wie ich glaube, sehr deutlich, daß man weniger auf ihr als auf ihrer Subalternen Geständniß rechnete.

Die Herzogin von *** war eine der ersten gewesen, die von den Befehl gegen den Spanischen Gesandten Nachricht erhalten hatte. Ihre Freundschaft gegen den Herzog von Richelieu erlaubte ihr keineswegs, nur einen einzigen

Augenblick mit der Mittheilung des Erfahrnen zu verzögern. Denn sie wußte, daß er zu außerordentlichen Unternehmungen fähig wäre, und befürchtete also, mit seiner Erbitterung gegen den Regenten bekannt, mit vielem Rechte, daß er an der obigen Verschwörung Theil genommen hätte.

Richelieu, der in der That nicht der erste Anhänger jenes Complots gewesen war, sondern der sich bloß durch den Cardinal Albéroni, der seinen thätigen Geist kannte, hatte dahinreissen lassen, muthmaßte im geringsten die Beweise nicht, die in den Händen seiner Feinde befindlich und also vermögend waren, ihn um seine Freyheit zu bringen. Ueberdieß wäre Entweichung das offenbarste Geständniß seiner Schuld gewesen, und er zog daher viel lieber die Gefahr, ins Gefängniß wandern zu müssen, der Gewißheit vor, durch eine voreilige Flucht als Cellamares Mitgenosse betrachtet zu werden. Er erwartete also ganz ruhig den Ausgang der Sache, der nicht lange verzögern konnte und wirklich in kurzem sein Schicksal bestimmte. Denn ein königlicher Befehl hieß ihn zum drittenmahle die unterirrdischen Zimmer der Bastille besuchen.

Der Abbé Dubois, welcher den Auftrag erhalten hatte, diese Ordre vollziehen zu lassen, war jetzt äußerst vergnügt, eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich an seinem, in der Liebe viel glücklichern, Nebenbuhler rächen zu können. Natürlich also, daß dieses auf eine, für den Herzog erniedrigende Weise geschah. Ein Lieutenant der Prevoté und einige Häscher führten ihn nähmlich in eines der ungesundesten Gefängnisse der Bastille und man verbreitete hierauf das Gerücht, daß er wohl den Kopf verliehren würde. Zwar freute sich Anfangs der Regent über die Entfernung eines für ihn so gefährlichen Mannes; allein da sein Herz zu keinem anhaltenden Zorne geschaffen war, so traten allmählig die sanftern Empfindungen der Freundschaft wieder an dessen Stelle.

Die Prinzessin von Valois hatte durch einige, ihrer Mutter entwischten, Reden von dem bevorstehenden Unfalle ihres Geliebten Nachricht erhalten und also sogleich durch einen an ihn abgeschickten Expressen ihm solche mittheilen lassen. Allein mit Verdruß mußte sie die widrige Bothschaft vernehmen, daß nicht nur ihre Absicht vereitelt, sondern Richelieu sogar ins Gefängniß wäre gebracht worden. Ihre Verzweiflung war jetzt beynahe eben so groß, wie ihre Liebe, besonders, da sie erfuhr, daß ihr Vater einen Brief von Alberoni an den Herzog auffangen und alsdann den Händen seines unversöhnlichen Feindes, des Cardinals Dubois, hätte übergeben lassen.

Richelieu war zwar im Begriff gewesen, das Regiment des Königs von dem Herrn von Nangis zu kaufen; weil er aber mit ihm in Rücksicht des Preises nicht einig werden konnte, so hatte er das seinige behalten, das seinen Nahmen führte und ihn, so zu sagen, anbetete. Das Standquartier desselben war damahls Bayonne, welche Stadt dem Alberoni zur Ausführung seiner Entwürfe der wichtigste Ort zu seyn schien, und wo der Herzog an dem Obersten des zweyten Regiments, du Saillant mit Nahmen, einen sehr Vertrauten hatte. Diese Vertraulichkeit ging sehr weit, denn bekanntlich war unser Held ein Liebhaber von seinem eigenen Geschlechte. Nun vermochten aber diese beyden Männer Richelieu und du Saillant das Schicksal jener Gränzfestung zu bestimmen, denn nur von ihnen hing es ab, solche in die Hände der Spanier zu spielen und dieses war, wie wir so eben sagten, Alberonis einziger Wunsch gewesen, der auch deswegen an den Herzog von Richelieu geschrieben hatte. Dieser wichtige Brief also, mußte schlechterdings einen starken Verdacht gegen unsern Helden erregen, wenn er auch schon kein überzeugender Beweiß des ihm angeschuldigten Verbrechens war.

Die zur Untersuchung dieses Processes niedergesetzte Commission bestand aus dem Siegelbewahrer d'Argenson, dem Staats = Secretair le Blanc und dem Abbé Dubois. Frau von Staal, die mit der Herzogin du Maine in Ungnade kam und eben so, wie der Herzog von Richelieu in die Bastille geschleppt wurde, verglich jene Herren wenn sie zum Verhöre in dieses Schloß kamen, scherzweise mit den drey unterirdischen Richtern, Aeacus, Minos und Rhadamantes.

Es war ein sehr glücklicher Zufall, daß vermöge der bey dem Abbé Porto=Carrero gefundenen Papiere den Verschwornen wenig oder nichts konnte zur Last gelegt werden; die ganze Schuld fiel also auf den Spanischen Bothschafter, der seine Ministerswürde gemißbraucht hatte. Sogar der Herzog du Maine, den man so gerne eines Verbrechens schuldig zu sehen wünschte, konnte auf keine Weise eines Verraths gegen den Regenten überzeugt werden, ob er gleich ohne Zweifel mit der Herzogin, seiner Gemahlin, dessen Fall zu befördern gesucht hatte. Zwar wurde der Regent, der bloß seinem Vergnügen frohnte und im Grunde kein böses Herz besaß, von niederträchtigen Rathgebern zur Strenge verleitet; doch sein sanftmüthiger Character behielt in baldem die Oberhand wieder, welches diese ganze Sache bewies, wo sicher ein anderer Fürst, wenn er die unumschränkte Gewalt dieses Prinzen in Händen gehabt hätte, mehr Menschenblut würde haben fließen lassen. Denn nur in Bretagne wurden in der Folge drey oder vier Verschworne mit dem Tode bestraft, die andern Angeklagten aber erhielten alle ihre Freyheit wieder. Damahls konnte man ihm nur den einzigen gegründeten Vorwurf machen, daß er Frankreich gegen Spanien wegen des persönlichen Hasses, den er für Alberoni empfand, aufgewigelt und dem Abbé Dubois allzuviel Gehör verstattet habe, der ganz den Engländern ergeben war, weil ihm jährlich eine Pension von 40000

Pfund

Pfund Sterling von Seiten des Londner Hofs ausbezahlt wurde.

Doch die Liebe, die immer als Freundin dem Herzoge von Richelieu gelächelt hatte, wachte auch jetzt über die Tage ihres Lieblings. Die Eifersucht, dieses den Frauenzimmern so natürliche Gefühl, erweckte die größte Zwietracht zwischen Mademoiselle von Charolois und ihrer Base der Prinzessin von Valois. Denn es konnte ihnen nicht lange unbekannt bleiben, daß sie mit einander um den Besitz jenes allbeliebten Mannes wetteiferten, und die bittersten Spottreden, die Epigrammen und Pasquille waren die ersten Kennzeichen ihrer Erbitterung. Zwar hatte man sie auszusöhnen gesucht, aber vergebens! ihre Herzen wurden dadurch nur stärker verwundet. Nur die Gefahr ihres Geliebten konnte in einem einzigen Augenblicke dieses Wunder bewirken; nur sie allein vermochte den ersten Schritt zu ihrer Wiedervereinigung zu thun. Denn jetzt hatten sie gleiches Interesse und einerley Endzweck; jetzt waren sie sogar überzeugt, daß sie durch gemeinschaftliche Bemühungen ihr beyderseitiges Glück zu befördern im Stande wären. Der Blick auf Richelieu's Gefahr machte sie also mit leichter Mühe geneigt, einander ihre Eigenliebe aufzuopfern. Jede war auf das festeste entschlossen, ihrer Nebenbuhlerin zu weichen, wenn nur er, der Unglückliche, gerettet würde. Die Prinzessin von Valois wußte wohl, daß Mademoiselle Charolais schon damahls Mittel gefunden hatte, die Thore der Bastille zu öffnen, als Richelieu wegen seines Zweykampfs mit dem Grafen von Nocé darinnen gefangen saß, und sie bedurfte nun eines Wegweisers, um selbsten an diesen schrecklichen Ort zu gelangen. Dagegen kannte Mademoiselle von Charolois die Gewalt ihrer Base über das Herz ihres Vaters. Dieß wechselseitige Bedürfniß vereinigte sie wieder.

Geld hatte im Jahre 1716 Richelieu's Wächter bestochen; auch 1718 hatte es nichts von seiner Kraft verlohren.

lohren. Dieses Metall öffnete also den beyden Freundinnen, die verkleidet dahin kamen, die Thore der Bastille. Ein gewisser von Launay, der damahls die Stelle eines Gouverneurs über dieses Schloß bekleidete, blieb bey den Bitten der Prinzessin von Valois nicht unbeweglich, zumahl sie von vielen Banknoten, die sie der Freygebigkeit des Regenten zu danken hatte, begleitet waren. Dieser Vater verschwendete solche an seine Tochter und diese schonte ihrer nicht, wenn sie nur die Habsucht des von Launay befriedigen und dadurch die Erlaubniß erhalten konnte, den unglücklichen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit zu umarmen.

Die Augenblicke der ersten Zusammenkunft zwischen dem Herzog und seinen beyden Trösterinnen verfloßen unter wechselseitigen Freundschaftsbezeugungen. Er schloß sie beyde in seine Arme, und keine von ihnen empfieng einen ausgezeichneten Vorzug vor der andern; die Liebe, welche die Riegel seines Gefängnisses zerbrochen hatte, begnügte sich nur mit unschuldigen Schmeicheleyen, um nicht wieder eine unselige Eifersucht anzuflammen. Die Schönen waren mit allem versehen, wodurch das Schicksal des Gefangenen, der eine sehr nasse Wohnung bekommen hatte, erleichtert werden konnte. Ueberdieß wurde beschlossen, daß die Prinzessin von Valois unablässig um die baldige Befreyung des Herzogs anhalten und sich dabey ihrer ganzen Gewalt über das Herz ihres Vaters bedienen sollte. — Aber jetzt erschien der Augenblick der Trennung und dieser Augenblick riß Richelieu's Wunde wieder auf; er fiel in seine tiefe Einsamkeit zurück und litt im voraus schon die Qualen einer gänzlichen Verlassung.

Die Prinzessin von Valois, die sich zwar Anfangs mit Mademoiselle von Charolois um den Weg zu ihren Geliebten zu finden, vereinigen mußte, dachte jetzt mit heißer Sorgfalt auf Mittel, ihn allein zu trösten. Ganz natürlich mußte die Gegenwart einer Base der Ergießung eines so

zärt=

zärtlichen Herzens entgegen seyn. Denn wie viel haben sich nicht ein paar Liebende nach einer Monath langen Trennung zu sagen? Der eigennützige von Launay, so sehr er ihr auch die Gefahr vergrößerte, mit der seine Gutwilligkeit verbunden war, glaubte, bey so glänzenden Versprechungen nur wenig gewagt zu haben, und seine Bedenklichkeiten verschwanden nach der Anzahl der Banknoten, die er erhielt.

Dieses finstre und noch überdieß äußerst ungesunde Gefängniß ward durch die Gegenwart der Prinzessin von Valois zum Allerheiligsten der Liebe. Alle Unbequemlichkeiten verschwanden, dann die reitzende Göttin schlug hier ihren Thron auf. Nie waren so zärtliche Schwüre darinnen gehört worden; es waren nicht mehr die Thränen der Verzweiflung; die glückliche und für Freude bebende Liebe ließ jetzt weit sanftere fließen. Richelieu hatte zuerst diese so vollkommene Verwandlung zu bewirken gewußt, denn sein Glück folgte ihm überall nach und so ward dieser Wohnort des Grams und der schrecklichsten Leiden für ihn zum Tempel der Wollust umgebildet. Die beyden Liebenden, gleichgültig gegen alle sie umringende Gegenstände und sogar gegen die ganze Welt, fanden in diesem Schlosse die Vergessenheit ihrer Unfälle.

Auch Mademoiselle von Charolois hatte ihrer Seits bey dem Gefangenen einen besondern Besuch abgestattet und daselbst fast eben den Zauber verbreitet. Doch der Gouverneur, der diesen Schönen erlaubte, sich bisweilen seiner Gefälligkeiten zu bedienen, gestattete um seiner eigenen Sicherheit willen den Mißbrauch derselben im geringsten nicht, und die Besuche waren nicht so häufig, als es vielleicht die Liebenden gewünscht hatten. Zwar versprachen sich die beyden Nebenbuhlerinnen, solche zu gleicher Zeit abzustatten; doch spotteten sie, wie man so eben gesehen, ihres Versprechens. Sie trafen bloß an einem einzigen Tage zusammen; die Prinzessin von Valois war zuerst gekommen und freute sich im voraus schon auf den Genuß eines so günstigen Augenblicks; ihre Base aber, die mit der nähmlichen Hoffnung her-

herzueilte, unterbrach diese so heimlich gehaltene Zusammenkunft. Dennoch verschonten beyde einander mit kränkenden Vorwürfen, obgleich ihr Herz mit Verdruß erfüllt war, und sie entschuldigten sich wegen dieser unerwarteten Ereigniß mit der Vergeßlichkeit der sich wechselseitig gegebenen Zusage.

Auf diese Weise herrschte der Friede zwischen den Busenfreundinnen unsers Herzogs, weil die Gefahr ihres Geliebten sie beyde beunruhigte. Doch wurde er bald darauf in ein bequemeres Zimmer gebracht, und ihm sogar die Erlaubniß gegeben, wegen seiner zerrütteten Gesundheitsumstände täglich eine Stunde auf den Thürmen der Bastille frische Luft schöpfen zu dürfen. Die Nachricht davon verbreitete sich bald unter die Bekannten des Ducs, und jeder drängte sich in die Strasse St. Anton, um nur seines Anblicks geniesen zu können. Besonders eilten die Frauenzimmer, deren empfindsame Seele immer den wärmsten Antheil an den Unglücksfällen eines liebenswürdigen Mannes nimmt, um diesen so berühmten Ueberwinder der weiblichen Herzen von ferne zu betrachten. Seine verlassenen und von ihm verspotteten Maitressen vergasen bey der Gefahr ihres ehemahligen Lieblings die Vorwürfe, die sie mit gegründetem Rechte ihm machen konnten, und waren die Ersten, die sich zu dieser sonderbaren Promenade begaben. Sie fuhren gewöhnlich in ihren Wägen von dem untersten Thurme der Bastille bis zu den St. Antons Thore und kehrten alsdann wieder zurück, um aufs neue den nähmlichen Raum bis zur Wiederentfernung des Herzogs zu durchlaufen. Sie grüßten ihn bey dieser Gelegenheit und er ermangelte nicht, ihre Höflichkeit zu erwiedern; sie besprachen sich mit einander durch Geberden, und diese stumme Sprache entschädigte so ziemlich den Gefangenen wegen des Verdrusses, sich nicht besser mit ihnen unterhalten zu können. Allmählig aber wurden diese gegebenen Zeichen ausdrucksvoller, jede Bewegung mit der Hand oder dem Kopfe hatte ihre Bedeutung. So z. B.

drück-

drückte der in die Luft geschwänkte Huth die Worte aus: ich liebe Sie, und die Antwort des Frauenzimmers bestand in dem Ausstrecken ihrer Hand aus dem Wagen; die an dem Hals gelegte Hand bezeichnete die Gefahr, u. s. w. Auf diese Weise konnten sich also die Liebenden, ihrer weiten Entfernung ungeachtet, mit einander besprechen.

Die Herzogin von * * *, Richelieu's zärtlich und treugebliebene Freundin, ermangelte ebenfalls nicht, diese Gelegenheit zu nützen, um den Geliebten ihrer Seele wieder zu sehen. Ihre Besorgnisse kannten keine Gränzen, besonders nach der Verbreitung des Gerüchts, daß es sein Leben gelten würde. Willig hätte sie daher gerne das ihrige, dahin gegeben, um ihn nur dem bevorstehenden Unglücke zu entreissen, ja, während seiner traurigen Gefangenschaft schien gar kein Leben mehr in ihr zu seyn.

Jene beyden Nebenbuhlerinnen hingegen, die von Zeit zu Zeit sich zu dem Gefangenen begeben konnten, statteten sehr selten ihre Besuche mit den andern Frauenzimmern auf der Strasse ab, wenn er sich auf den Thürmen hatte sehen lassen; aus Furcht, entdeckt zu werden, verkleideten sie sich jedesmahl, wenn sie dem Drange seines Anblicks zu geniesen, nicht länger zu widerstehen vermochten. Die Anzahl der Neugierigen sowohl, als der Freunde des Herzogs und der Frauenzimmer war bisweilen so groß, daß die Wägen den Durchgang des St. Antons Thors, so zu sagen, versperrten und das entsetzlichste Gedränge verursachten. Diese Thatsache wurde uns durch einen alten Zeugen dieser Scene für gewiß erzählt, mit dem Zusatze, daß nur Richelieu allein solche zu bewirken im Stande war.

Doch der Unglückliche sah einige Monathe verfließen, ohne das nahe Ziel seiner Befreyung gewahr zu werden. Die Hoffnung, diese Trösterin im Leiden, fing an, sich von ihm zu entfernen. Vergebens scheuchten die Besuche seiner Freundinnen auf einen Augenblick den Kummer hinweg, der auf das grausamste an seinem Herzen nagte; sie waren nicht so häufig,

häufig, um solchen gänzlich verbannen zu können. Zwar hatte die Prinzessin von Valois bey ihrem Vater alle mögliche Mittel angewandt, um die Begnadigung ihres Lieblings von ihm zu erhalten; er war aber immer unerbittlich geblieben. Deswegen bezeigte sie auch weit mehr Zurückhaltung und Stolz gegen ihn, als sie vormahls zu thun pflegte, ob er gleich seine Bemühungen für sie zu verdoppeln schien.

Jetzt verglich sich der Regent, dem die Erreichung seiner Absichten um keinen Preiß zu theuer war, mit seiner Tochter und versprach ihr die Freyheit ihres Geliebten, jedoch unter einer gewissen Bedingung. Ueberdieß griffen ihn die Frauenzimmer von allen Seiten an, und flehten um die Begnadigung des Herzogs, bey welcher Gelegenheit er denn viel zu schwach war, um ihren vereinigten Bitten Widerstand zu leisten. Zwar war die Prinzessin von Valois noch unentschlossen, welchen Weg sie einschlagen wollte; aber die Sicherheit ihres Liebhabers machte allem Hin- und Herschwanken ein Ende. Nicht lange, so hatte sie ein Mittel gefunden, ihn in einem Briefe seine baldige Befreyung ankündigen zu können. Denn tief fühlte sie den Kummer und die quälenden Ahndungen, die er bey der letzten Zusammenkunft äußerte. Sie schrieb in folgenden Ausdrücken:

„Beruhige Dich doch, mein Lieber! ich will Deinem, vom „Grame gefolterten Herzen Linderung verschaffen. Nicht „lange mehr sollst Du in jenem abscheulichen Orte dahin „schmachten — der sicher mein edelstes Kleinod bewahrt. „Ich erbath bey jenem Manne — den Du gewiß kennst — „Deine Befreyung. Viel kostete sie mich zwar; aber mit „willigem Herzen opferte ich mich Deiner Wohlfahrt auf. „Möchtest Du doch dieses fühlen und deswegen nie aufhören, Deine zärtliche Freundin zu lieben.“

Der Regent hielt sein Versprechen und ließ dem Herzog die Thore des fürchterlichen Schlosses öffnen; weil ihm aber seine Gegenwart zu Paris immer noch mißfiel, so ließ er ihm eine

eine Ordre, nach Charenton zu gehen, ausfertigen. Doch zehn Tage nachher brachte ein zweyter Verhaftbefehl ihn nach St. Germain en Laye, wo er drey Monathe auszuhalten gezwungen war. Die Prinzessin von Valois, deren Vermählung mit dem Herzog von Modena sollte vollzogen werden, war schlechterdings nicht zu bereden, in diese Ehe zu willigen, wenn nicht Richelieu seine gänzliche Freyheit erhalten hätte. Endlich wurde sie wegen des Verdrusses, den sie über ihre Abreise empfinden mußte, durch die Gewißheit getröstet, ihrem Geliebten noch nützlich geworden zu seyn.

Die beyden Liebenden trennten sich nicht, ohne das Glück zu genießen, einige Minuten beysammen zu bleiben. Sie versprachen einander zu schreiben, und die künftige Herzogin von Modena bath ihren Liebhaber, sie in ihrem Fürstenthume zu besuchen. Doch unglücklicher Weise hatte ihr bestimmter Gemahl, kurz nach seiner Vermählung, von ihrer Liebe gegen Richelieu Nachricht erhalten und, wie wir in der Folge sehen werden, den verliebten Zusammenkünften so manche Schwierigkeiten in den Weg gestellt.

Sieben-

Siebentes Kapitel.

Tod der Frau von Maintenon und der Herzogin von Berry. Alberonis Verbannung.

Am funfzehnten April 1719 starb die Frau von Maintenon zu St. Cyr in einem sehr hohen Alter. Es ist freylich kein Wunder, daß eine Dame, die zur Aufseherin über ein von ihr gestiftetes Kloster bestellt war, darinnen die größten Lobeserhebungen fand. Ihre Jahre, und noch mehr ihr Religionseifer, der von so unseligen Folgen gewesen war, als sie noch das Staatsruder lenkte, hatten Hochachtung und Ehrfurcht um sie her verbreitet. Diese Anhänglichkeit an der Gottesverehrung ihrer Väter schränkte sich damahls nur auf Uebungen der Frömmigkeit ein, welche nicht den mindesten Einfluß auf irgend eine Person hatten; ihr Ehrgeitz, der sich nicht mehr weit erstrecken konnte, vereinigte sich an einem Orte, wo in der Andacht nur das einzige Verdienst besteht, wie in einem Mittelpunkte. Sie starb in der frohen Ueberzeugung, daß sie nicht nur durch die Vertreibung der Ketzer aus dem Königreiche zum Wohl Ludwig XIV. beygetragen, sondern auch der Religion durch die Entfernung solcher Persohnen, die keinen Antheil an der Gemeinschaft der Gläubigen nahmen, einen wichtigen Dienst geleistet habe. Und so wurde die abscheulichste Handlung zum Werkzeuge gebraucht, um die Unruhe zu stillen, die zu dieser unglücklichen Zeit das Gewissen des Königs und seiner Günstlingin bestürmte.

Die Herzogin von Berry, die noch einige Monathe länger lebte, starb mitten unter ihren Ausschweifungen am zwanzigsten Julius. Sie war von einem schönen, obgleich kleinen und dicken Körperbau; doch die Menge und Verschie-

denheit

denheit ihrer Vergnügungen ließen bald ihre Reitze welken. Der Herzog von Orleans, der nur allzusehr an der wollüstigen Lebensart seiner Tochter Theil genommen hatte, bezeigte sich nach ihrem Tode weit strenger gegen die Vertrauten seiner geheimen Freuden, als er es je zu thun gewohnt war. Er verabschiedete die Ehrendame dieser Prinzessin und, zwang den Grafen von Riom, den Feldzug gegen die Spanier mitzumachen, nachdem er ihn des Gouvernements von Meudon beraubt und aller seiner Aemter entsetzt hatte.

Diese Prinzessin wurde von Niemand bedauert, sie kostete sogar ihren Liebhabern keine einzige Thräne. Durch ihren Eigensinn und boshaften Character, und noch überdieß durch eine niedrige Leidenschaft hatte sie jedermanns Liebe verlohren. Das Volk betrachtete ihren Tod als eine Rache des Himmels, und die bittersten Spottgedichte wurden zu ihrem Andenken verschwendet. Bekanntlich pflegte sie auf die Vorstellung: daß ihre Lebensart auch der dauerhaftesten Gesundheit schade, mit: kurz und gut, zu antworten. Und wirklich wurde sie nach Wunsch bedient, aber in der Blüthe ihrer Jahre dahingerafft.

Diese Zeitperiode schien ganz besonders den Abenteurern günstig zu seyn. In Spanien wurden Kutschers- und Gärtners-Söhne Cardinäle, in Frankreich hingegen gelangten Dubois und Law, deren ersterer einem Apotheker, der andere einem Goldschmiede seine Geburt zu verdanken hatte, zur Würde eines Cardinals und eines Finanzministers. Außer dieser Gleichförmigkeit in Ansehung ihres Herkommens und Vermögens hatten Letztere noch einen merkwürdigen Umstand mit einander gemein, der in zwey religiösen Handlungen bestand und daher in Parallele gesetzt zu werden verdient: nehmlich Dubois Einweihung zum Erzbischof von Kambrai, und Law's Abschwörung seines väterlichen Glaubens. Man glaubte aber mit Recht, daß

diese beyden Ceremonien den Einen eben so wenig zum würdigen Bischof, als den Andern zum wahren Anhänger der Katholischen Religion gemacht habe.

Einer von den zuerst angeführten Glücksrittern wurde kurz darauf das Opfer der Erbitterung, womit ihn England, Frankreich und das teutsche Reich verfolgten. Alberoni, dessen Project gegen den Regenten gescheitert war und der nun nicht mehr die Königin von Spanien mit der nahen Hoffnung: Frankreichs Gebietherin zu werden, zu schmeicheln vermochte, sah bald seine Dienste vergessen, als man solche entbehren zu können glaubte. Denn die Undankbarkeit der Großen wird mehr oder minder, je nachdem es ihr Interesse fordert, beschleunigt. Die Königin opferte also diesen treuen Diener einigen politischen Beweggründen auf; er erhielt zu einer Zeit, wo er es am wenigsten vermuthete, den Befehl: Spanien in zwey Tagen zu verlassen, ohne den König und die Königin zu sehen, oder an sie schreiben zu dürfen.

Dieser Mann besaß alle Talente eines Ministers in dem vollkommensten Grade, ungeachtet solche mit seiner Geburth und Erziehung in keinem Verhältnisse standen. Denn er zeigte während seiner kurzen Staatsverwaltung, wie viel man von einer guten Regierungsform in Spanien erwarten konnte; er wünschte seinem Monarchen eben so zu dienen, wie der Cardinal von Richelieu den Königen von Frankreich; aber die Zeitumstände und sogar die Gesinnungen seiner Gebiether waren sehr merklich von einander unterschieden. In Richelieu's Händen befand sich noch, als er die Welt verließ, das Steuerruder des Staats, das ihm nur der Tod zu entreissen im Stande war; Alberoni hingegen, dem die Königin seine Verdienste um sie keinesweges vergalt, wurde das Schlachtopfer der Umstände, nicht aber eines fehlerhaften Betragens. Er nahm seinen Weg durch Frankreich, nachdem er Spanien hatte verlassen

müssen,

müssen, und zwar in Gesellschaft eines Officiers, welchem der Regent die Aufsicht über ihn gab. Genua verweigerte ihm einen Zufluchtsort; Rom stieß ihn aus, und so ward er gezwungen, sich eine Zeit lang in den Staaten des Kaisers zu verbergen, woraus ihn endlich der Papst zog, um ihm die Stelle eines Legaten von Romagna zu geben. Wahrhaftig ein sehr auffallendes Beyspiel von der Unbeständigkeit des Menschenglücks!

Achtes Kapitel.

Law's Finanzsystem. Richelieu's Liebschaften mit den Herzoginnen von Willeroi und von Duras. Seine Aufnahme bey der Academie Françoise.

Johann Law, ein Schotte, der aus seinem Lande *) vertrieben wurde, hatte sich zuerst nach Italien und endlich nach Frankreich begeben, wo es ihm nach vielen Ränken gelang, sein Project in Rücksicht einer allgemeinen Bank, von deren Vortheile er die Fürsten der von ihm verlassenen Staaten im mindesten nicht überzeugen konnte, am 5. März 1716 durchzusetzen. Die Neuheit der Sache sowohl, als der Mißcredit der Staatspapiere und die Schuldenversicherungen Ludwigs XIV, alles begünstigte diese trügerische Erfindung. Die Billete verlohren 78½, indeß die Bankactien 15 pro Cent gewannen. Man bekam die erstern aus dem königlichen Schatze nach dem Fusse ihres Verlustes und zahlte sie nach Maßgabe des Gewinstes der Letzteren. Auf diese Weise zog sie der Staat mit leichter Mühe wieder an sich und brachte sogar, nach Tilgung seiner Schulden, unermeßliche Reichthümer zusammen; allein die Particuliers bereiteten da-

*) Wegen eines Mordes. Anm. des Uebers.

dadurch ihren Untergang, da sie sich oft zweyer Drittheile ihres Vermögens beraubten. Kurz: es war ein entschiedener Bankerot. Auch kam zu dieser Zeit das Agio auf; dieses von dem Schweiße des Volks und der Frucht seiner Arbeiten genährte Ungeheuer, welches dem Königreiche so vielen Schaden zufügte und bisher unzählige Güter verschlang, um das Glück einiger listigen und in den Finanzoperationen der Minister eingeweihten Betrüger zu gründen.

Dieser Unsinn hatte sich beym öftern Anblick so vieler Glücksritter, die auf einmahl zu unermeßlichen Reichthümern gelangt waren, aller Gemüther bemächtigt. Mancher, der mit einem Staatsbillet angefangen, war durch häufiges Vertauschen des Geldes gegen Actien und andere Effecten nach einigen Wochen der Besitzer von Millionen geworden. Handel und Wandel hörte dadurch zu Paris auf; Künstler, Kaufleute, obrigkeitliche Personen und Gelehrte beschäftigten sich nur mit dem Preise der Actien; die tägliche Neuigkeit war ihr Gewinn oder Verlust, denn nach diesem wurde vor allen gefragt. Zu den Uebeln, welche dem neuen Finanzsysteme ihren Ursprung zu danken hatten, kann nicht nur ein zügelloser Luxus, der alle Stände ergrif, sondern auch die Vernachlässigung des Feldbaues und die außerordentliche Vertheurung der Handarbeiten und Lebensmittel gerechnet werden. Die Städte verschlangen die Dorfschaften; die kostspieligen Freudenfeste Ludwig XIV hatten einen unwiderstehlichen Hang zur Pracht eingeflößt, der sich aber nur allein auf den Hof einschränkte. Und das Beyspiel von reich gewordenen Personen und ihre Leichtigkeit, Geld zu verschwenden und Palläste zu bauen, reitzte auf eine romanhafte Weise die Landbewohner zu ähnlichen Versuchen.

Bald aber verschwand diese Täuschung. Am 21sten Mai 1720 erschien ein Edict, welches die Actien auf die Hälfte heruntersetzte. Diese unglückliche Operation war deshalb unumgänglich nöthig, weil Law weit mehr Papiere ausgetheilt hatte, als mit allem in der Bank befindlichen

Gelde bezahlt zu werden vermochte. Der Jammer war dadurch allgemein und man stand also gegen den Urheber desselben auf. Zwar versprach der Regent seine Entlassung, doch des andern Tags erhielt er seine Stelle wieder und so blieb er, der Verwünschung des Publikums ungeachtet, der Stifter von neuen Unfällen und Mißbräuchen der Obergewalt. Man verboth jeder Privatperson, mehr als 500 Livres an baarem Gelde im Hauße zu haben. Das Parlament, welches der Herzog von Orleans Anfangs geschont hatte, als er dessen Hülfe zur Wiedererlangung seiner Rechte benöthigt war, dem er sogar die Erlaubniß gegeben, Vorstellungen machen zu dürfen, wurde nun, da er einmahl Herr über dasselbe geworden, nicht nur auf die übermüthigste Weise von ihm behandelt, sondern auch sogar nach Pontoise verwiesen. In acht Monathen sah man 33 Edicte, Declarationen und Befehle des Staatsraths erscheinen, um den Werth des Goldes und Silbers zu bestimmen, den Geld- und Juwelenhandel einzuschränken und nicht nur den Preis der klingenden Münze zu erhöhen, sondern auch Mittel und Wege anzugeben, um die Actien auszutheilen, solche zu verringern und an andere zu überlassen; die Bankrechnungen zu eröffnen und zu schließen, darüber ein Register zu halten, u. s. w. Doch war alles dieses nicht im Stande, dem allgemeinen Unglück abzuhelfen; der Jammer, der in der Hauptstadt herrschte, drang bald in die Provinzen, und noch andere Strafgerichte vereinigten sich mit diesen Unfällen. Denn die Pest hatte Marseille verwüstet und eine schreckliche Feuersbrunst die halbe Stadt Rennes in Asche gelegt. So viele traurige Ereignisse mußten schlechterdings den Untergang eines Theils des Königreichs nach sich ziehen. Kurz, Frankreich hatte einen solchen Stoß bekommen, daß noch lange seine Wunden bluteten, ob es gleich sonsten an Rettungsmitteln nicht arm war. Der Urheber alles Unheils, er, der das Volk zum Opfer seiner trügerischen Finanzoperationen zu machen wünschte, Law, war durch die Unterstützung

des Regenten so glücklich, entweichen und das Königreich verlassen zu können *).

Den Herzog von Richelieu, dessen Reichthum in unveräußerlichen Gütern bestand, hatte das allgemeine Unglück nur sehr wenig betroffen; der Lauf seiner Galanterien ward also durch kein Mißgeschick unterbrochen. Nach der Abreise der Prinzessiin von Valois, nunmehrigen Herzogin von Modena, glaubte das Fräulein von Charolois, wenigstens eine Zeitlang ohne Nebenbuhlerin zu bleiben. Zwar schien es Anfangs, als wenn er über seine Leidenschaften den Sieg davon zu tragen vermöchte, da sein bisheriger Aufenthalt in der Bastille die ungestümmen Wünsche seines Herzens gemildert und er nach der Wiederaussöhnung mit dem Regenten, demselben versprochen hatte: nicht länger seinen Ruhm in die Eroberung der Schönen zu setzen; aber wie schwer ist es, seinen angebohrnen Neigungen zu gebiethen! — Mit einem Worte: seine vormahlige Denkart gewann allmählig neue Kräfte wieder; der Anblick reitzender Frauenzimmer brachte in seiner Seele die nähmlichen Wirkungen hervor, und er überzeugte sich immer mehr, daß es eine Thorheit wäre, die Anzahl seiner Eroberungen einzuschränken.

Die gütige Herzogin von **, die noch immer unsern Richelieu mit allen seinen Fehlern liebte, hörte nicht auf, die vorige Freundin und Vertraute seiner Geheimnisse zu seyn. Sie pflegte jetzt öfter ihr Landgut zu besuchen, und der Dûc flog also nach Mantes, um sich mit ihr wegen des aus-

*) Er entfloh in einer Postchaise, die ihm der Herzog von Bourbon-Conde geliehen hatte, indem er weiter nichts mit sich nehmen konnte, als 2000 Stück Louisd'or, die beynahe den ganzen Ueberrest seines so schnell vorübergerauschten Reichthums ausmachten. — Er lebte hierauf einige Zeit zu London von der Freygebigkeit des Marquis von Lassay, und starb zu Venedig in der größten Dürftigkeit. S. Précis du Siecle de Louis XV. par M. de Voltaire. Dresdner Ausg. T. I. S. 29. Anm. des Uebersetzers.

ausgestandenen Kummers zu trösten und jene Freuden zu genießen, die zwar durch andere Verbindungen unterbrochen, aber nichts destoweniger für unsere Liebenden von unschätzbarem Werthe waren. Ueberdieß befand sich immer die auserlesenste Gesellschaft, und besonders die artigsten Frauenzimmer bey der Herzogin, und ihr Geliebter fand daher immer Gelegenheit, auf neue Siege zu denken. Denn sie wollte ihn lieber auf diese Weise in ihrem Hause beschäftigt sehen, als seines gänzlichen Anblicks entbehren.

Hier ward er mit der jungen Marquisin von Duras *) einer schönen, lebhaften und feurigen Dame bekannt, die ihren Gemahl mit der äußersten Zärtlichkeit liebte. Dieß schien ein würdiger Triumph für unsern Richelieu zu seyn, und wiewohl er auf dem Puncte stand, bey der Herzogin von Villeroi glücklich zu werden, so glaubte er dennoch, daß ein Sieg den Andern nicht verdrängen dürfte. Seit langer Zeit war diese Meinung sein Lieblingssystem gewesen, und er befand sich wohl dabey. Er kam also sehr häufig zu der Herzogin von ***, bey welcher die Marquisin einen ganzen Monath zubrachte. Jetzt gebrauchte er alle seine verführerischen Talente, und die junge Duras, die von ihrem Manne im äußersten Grade vernachlässigt wurde, freute sich über die Sorgfalt eines so liebenswürdigen und unermüdeten Anbeters. Ueberdieß überredete sie sich, für ihn nichts weiter als Freundschaft zu fühlen, und ganz natürlich! denn Freundschaft ist Anfangs eine ganz unschuldige Sache, bey welcher man sich willig solchen Neigungen überläßt, die im geringsten nicht gefährlich scheinen; aber bald wird man gewahr, daß eine Empfindung mit der andern verwechselt wurde, und dann vermag man nicht mehr diejenige zu unterdrücken, die man so gerne zu verbannen wünschte. Auch die Marquisin von Duras merkte nur

*) Mutter des Marschalls von Duras, dessen Tod im Jahr 1789 erfolgte.

dann erst ihre Liebe, als ihr Herz von Eifersucht gequält ward. Richelieu war viel zu klug, als daß die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ihn nachlässig machen sollte. Er begab sich daher sehr oft nach Paris, um seinen andern Roman mit der Frau von Villeroi vollends zu Stande zu bringen. Zwar muthmaßte man keineswegs die Ursache seiner kleinen nach der Hauptstadt unternommenen Streifereyen; zwar scherzte man blos darüber, ohne den Beweggrund seiner Abwesenheit errathen zu können; allein Frau von Egmont, die sich einige Zeit lang bey der Herzogin von *** aufhielt, entdeckte doch endlich die Veranlassung dazu. Sie versicherte nähmlich, den Herzog verschiedenemahle in der Oper mit der Frau von Villeroi gesehen zu haben und betheuerte sogar, daß er mit derselben bey der Frau von Villars und selbst bey ihrem Schwiegervater, dem Marschall von Villeroi, gewesen wäre. Kurz: sie hatte genug gesehen, um nicht im geringsten mehr daran zweifeln zu können, ungeachtet die Liebenden alle nur mögliche Sorgfalt anwandten, um ihre Zärtlichkeit vor den Augen der Welt zu verbergen.

Jedes dieser Worte stieß einen schmerzhaften Dolch in das Herz der allzuempfindsamen Marquisin von Duras. Denn sie schloß daraus mit Recht, daß ihr Anbeter sie nicht allein liebte, und daß die Schwüre, die er täglich bey ihr verschwendete, nicht so aufrichtig waren, als er es vorgab. Sie kannte noch überdieß die Frau von Villeroi; ihre Eifersucht also lieh derselben bald eine Menge von Reitzen, welche den Herzog von Richelieu bezaubern mußten, bald aber sprach sie ihr auch den geringsten Schein von Anmuth ab, und diese Beobachtungen endigten sich immer mit dem Gefühle des Hasses gegen eine so glückliche Nebenbuhlerin. Sie überredete sich endlich, daß sie durch einige Gunstbezeugungen ihren Liebhaber an sich zu fesseln vermögen würde. Sie war zwar reitzend, aber doch hielt sie sich, wie jedes, von Eigenliebe beherrschtes, Frauenzimmer noch für weit schöner, als sie wirklich war. Ihr Spiegel versicherte sie, daß sie keine Gegnerin

rin

rin zu fürchten habe, und daß Richelieu, wenn er sie besser würde kennen lernen, sicher ihrer Schönheit huldigen müßte. Und deßwegen hatte sie auch den festen Entschluß gefaßt, jedes Mittel aufzubiethen, welches den Flüchtling in ihren Banden zu halten im Stande wäre.

Die Herzogin von ***, der die Liebe der jungen Marquisin zu den Dûc nicht unbekannt blieb, hatte alles versucht, um ihre Freundin der Gefahr zu entreissen, deren Vermeidung ihr selbsten unmöglich gewesen war. Aus diesem Grunde hatte sie ihr den Geliebten als einen unbeständigen Schmetterling vorgestellt, dessen alleinige Beschäftigung es wäre, ohne Unterschied jedes Frauenzimmer zu verführen. Unglücklicher Weise aber kamen diese Rathschläge zu spät; die Liebe hatte in ihrem Herzen zu tiefe Wurzeln geschlagen und so dienten jene heilsame Warnungen nur zum Zerreissen, nicht aber zum Heilen desselben. Die Herzogin von *** merkte also hieraus, daß ihre Vorstellungen unnütz wären und ihre eigene Erfahrung belehrte sie von der nahen Niederlage der Marquisin. Ja, sie fühlte sogar, daß keine ihrer Bemühungen vermöge, sie auf andere Wege zu bringen, und gewöhnte sich daher allmählich daran, in ihrer Freundin eine Nebenbuhlerin zu sehen.

Die Marquisin von Duras hingegen, die fest entschlossen war, sich unserm Richelieu zu ergeben, um ihn durch eine so große Wohlthat auf ihre Seite zu bringen, konnte sich keineswegs enthalten, ihren Plan der Herzogin von *** mitzutheilen. Diese ward ihre Vertraute; und ungeachtet der Hindernisse, die sie dieser Liebe in Weg legte, zog man sie dennoch zu Rathe. Man kan sich aber leicht vorstellen, daß sie sich mit aller Gewalt einem ihrer Meinung nach so thörigtem Entschlusse widersetzte. Sie sagte der Marquisin, daß das von ihr ausgesonnene Mittel gerade das Gegentheil bewirken und den Verlust ihres Liebhabers beschleunigen müßte; daß, wenn er nur einmahl den höchsten Genuß ihrer Liebe erlangt hätte, nichts

weiter übrig bliebe, was ihn zur beständigen Treue bewegen könnte und daß man ihn sogar lange müßte schmachten lassen, um durch den Reitz der Neuheit seine glühende Liebe zu erhöhen. Kurz, sie leitete die Sache so gut ein, daß die Marquisin versprach, ihre Neigung zu bekämpfen, und den Augenblick weiter hinauszusetzen, den sie Anfangs beschleunigen wollte.

Allein sie hatte mit einem Manne zu thun, der in der Verführungskunst allzu geschickt war, um nicht aus einer, ihm nur etwas günstigen, Gelegenheit den größten Vortheil zu ziehen. Er konnte nicht mehr an der Liebe der jungen Duras gegen ihn zweifeln; und dieses machte seinen Sieg nur desto gewisser. Uebrigens wußte er wohl, daß ihm nur eine Gelegenheit fehlte, um glücklich zu seyn und das Schicksal hatte ihm beständig so heiter gelächelt, daß er diesen Zeitpunct nicht weit entfernt glaubte.

Wirklich kam eines Abends im Kamine der Küche Feuer aus, und wiewohl solches von keiner Bedeutung war, so erschreckte es doch alle Frauenzimmer im Schlosse. Hauptsächlich aber bezeugte die Marquisin von Duras die meiste Furcht, und Richelieu war also bemüht, ihre Besorgnisse zu zerstreuen. Seine Sorgfalt um sie war bey diesen Umständen so natürlich, daß sich deswegen niemand verwunderte. Er war nach der Tafel angelangt, und gewohnt, jede Ereigniß zu benutzen, merkte er wohl, daß die gegenwärtige seine Absichten befördern könnte.

Die Marquisin von Duras, die wegen des ausgestandenen Schreckens etwas unpäßlich geworden, begab sich daher sehr frühzeitig in ihr Zimmer. Sie pflegte sonsten ohne die Begleitung des für sie so furchtbaren Herzogs dahin zu gehen; allein in diesem Augenblicke hatte er so lebhaften Antheil an ihrem Schicksale genommen, daß sie ihm schlechterdings den Eintritt nicht versagen konnte. Wahrlich dieses wäre grausam gewesen und die Marquisin hatte nicht Kraft genug, um solches gegen einen Mann zu seyn, der

so

so außerordentlich auf ihre Rettung bedacht war. Er blieb also bey ihr, und seine Liebe wurde so glühend, daß die junge Duras, von seiner Zärtlichkeit dahingerissen, die vortrefflichen Rathschläge der Herzogin von *** vergaß. Ihre Vernunft ward in Labyrinthe verwickelt, und ihr Herz sprach ganz für den Geliebten, der im geringsten der Mann nicht war, der eine so schöne Gelegenheit ungenützt vorbeystreichen ließ. Er ergriff sie also geschickt, und wollte sogar diese Nacht bey der Marquisin zubringen, die aber aus dem Grunde nicht in sein Begehren willigte, weil sie ihre Kammerfrau, wie sie sagte, an dem Geheimniß nicht wollte Theil nehmen lassen. Letztere schlief nähmlich in einem Cabinette, welches an das Vorzimmer gränzte, und konnte also natürlich fast alle Tritte bemerken. Aus Verdruß über die Weigerung der Marquisin und weil er sich schon vorgenommen hatte, diese Nacht in einem andern Zimmer zuzubringen, bediente sich Richelieu seines Hauptschlüssels, und gieng damit in das Appartement der Herzogin von ***, die jezt von seiner Zärtlichkeit versichert, und, unbekannt mit dem bisher Vorgefallenen, jene Huldigungen empfing, die ihrer Nebenbuhlerin bestimmt waren.

Die Marquisin von Duras, welche des Abends zuvor so furchtsam gewesen, empfand am andern Tage die Gluth der heftigsten Leidenschaft. Die Minuten, welche sie mit ihm zugebracht hatte, schienen ihr die Vorläufer von tausend ähnlichen seyn zu müssen, und sie rechnete schon auf die Entschädigung derjenigen, welche die Kürze der Zeit ihr versagt hatte. Allein ihr Liebhaber, der seine Gunstbezeugungen noch an eine andere Schöne verschwendete, war im mindesten nicht geneigt, ihre günstige Meinung von ihm zu benutzen. Ueberzeugt nähmlich, daß jetzt die Ruhe für ihn das Beste wäre, achtete er keineswegs der Lockungen der jungen Marquisin; sie hingegen bildete sich ein, daß er über ihre Weigerungen verdrüßlich wäre, und suchte also, indeß er sich von ihr entfernte und jede Erklärung seines Betragens auf das sorgfältigste

tigste vermied, alle Mittel hervor, um ihn nur wieder zu besänftigen.

Sie erwartete ihn also in ihrem Zimmer um die Klagen der zärtlichen Liebe aus seinem eigenen Munde zu vernehmen. Die sonst so flüchtigen Augenblicke schienen ihr jetzt in Schneckenschliche verwandelt zu seyn, bey jeder Minute wurde die Taschenuhr zu Rathe gezogen, aber der Zeiger derselben schien stille zu stehen oder zu stocken. Umsonst harrte sie des glücklichen Augenblicks! — denn Richelieu erhohlte sich in Morpheus Armen von den Beschwerlichkeiten des vorigen Abends, und dachte fast gar nicht an die Unruhe und Quaal, die er verursachte. Des langen Wartens müde, glaubte die ungeduldige und für Liebe schmachtende Marquisin in ihrem Bette den Schlaf zu finden, den ihr Geliebter so ruhig genoß; allein er floh sie und sie sah den Tag wieder erscheinen, ohne die Augen schließen zu können. Endlich verschaffte ihr die Ermüdung die durch das schmerzhafte Gefühl einer getäuschten Hoffnung verursacht wurde, einige Stunden Ruhe, welche jedoch die schrecklichsten Träume störten.

Richelieu, der jetzt wieder neue Kräfte gesammelt hatte, kam mit verstärkter Liebe zu der Marquisin, die fest entschlossen war, dem Flüchtlinge ihr Mißvergnügen empfinden zu lassen, die aber, über den Anblick desselben entzückt, jeden Vorwurf auf ihren Lippen ersterben und ihren ganzen Zorn verschwinden sah. Ja sie wagte es nicht, ihn um die Ursache seines Außenbleibens zu fragen und brachte nur nach vielen Umschweifen das Gespräch auf ihre Kammerfrau. Der Herzog ermangelte nicht, ihr die Erklärung zu thun: daß wenn man wahrhaft liebte, allerdings Mittel und Wege könnten gefunden werden, um auf das Thätigste seine Zärtlichkeit zu beweisen. Sie bath ihn endlich selbsten Vorschläge deswegen zu thun, weil es ihr keineswegs an gutem Willen, sondern nur an scheinbaren Gründen mangelte, um ihre Kammerfrau mit Fuge entfernen zu können. Nichts leichter als

dieses,

dieses, versetzte Richelieu, dessen fruchtbarer Geist dergleichen Mittel immer in Bereitschaft hatte, Sie dürfen ja nur sagen, daß diese Weibsperson seit einiger Zeit eine Nachtwandlerin sey, die im Schlafe mit lauter Stimme spräche und öfters aus ihrem Bette aufstünde; ja, daß solche sogar in der vergangenen Nacht Sie im Schlafe gestört hätte.

Die Marquisin von Duras konnte sich nicht enthalten über diese schöne Erfindung zu lachen, und versprach sogar, solche zu nützen. Wirklich beklagte sie sich bey ihrer Kammerfrau über einen Fehler, welchen diese nicht hatte und also nothwendigerweise das Staunen derselben erregen mußte. Das arme Mädchen entschuldigte sich bey ihrer Gebietherin und versetzte, daß sie nie eine solche Krankheit an sich bemerkt habe. Die Marquisin, die ihren Kummer sah, mußte daher ihre ganze Beredtsamkeit zu Hülfe nehmen, um ihr die Versicherung zu geben, daß diese Unbequemlichkeit nicht im geringsten ihrem Geiste schade, sie sey mit ihrem Dienste zufrieden; aber nur müsse sie ein anderes Zimmer zu ihrem Schlaforte wählen.

Frau von Duras schien äußerst kraftlos zu seyn, und weit entfernt, unserm Richelieu die Unruhe aufzubürden, die eine so große Veränderung in ihren Gesichtszügen hervorgebracht hatte, erklärte sie die Kammerfrau für die einzige Ursache ihrer Unpäßlichkeit. Sie erdachte eine Erzählung von allem demjenigen, was diese Weibsperson in der Nacht gethan und von der schrecklichen Furcht, die sie selbsten deswegen hätte ausstehen müssen. Jedermann rieth ihr also eine so gefährliche Nachtwandlerin zu entfernen und die Herzogin von *** war die Erste, welche derselben ein entfernt gelegenes Zimmer anzuweisen bemüht war, worinnen sie nach Gefallen so viel Lärmen, als sie nur wollte, machen konnte. Die arme Kammerfrau war übrigens untröstlich; sie betheuerte mit den heiligsten Schwüren, daß sie sich nichts zu entsinnen vermöchte, denn sie befürchtete, ihre gute Stelle

zu

zu verliehren. Die Marquisin aber, die mit ihren Diensten zufrieden war, machte ihr deshalb verschiedene Geschenke, um sie wieder zu trösten.

Unsere beyden Liebenden, die auf diese Weise von ihrem Argus befreyt wurden, suchten nun aus dessen Abwesenheit wahre Vortheile zu ziehen. Diese Nacht war in Rücksicht der Marquisin von der vorigen außerordentlich verschieden; gestern hatte sie die Ankunft des Tags so sehnlich herbeygewünscht, und heute war sie erstaunt, ihn so bald erscheinen zu sehen.

Der in den Armen der Frau von Duras so glückliche Herzog von Richelieu durfte mit Zuversicht hoffen, auch bey der Herzogin von Villeroi die Freuden des Lebens zu genießen. Alles war zwischen diesen beyden verabredet; die Abwesenheit des Herrn von Villeroi sollte der günstige Augenblick ihrer Wiedervereinigung seyn. La Fosse, dessen sich der Herzog gewöhnlich bey seinen Liebschaften bediente, kam mit einem Billet von der Frau von Villeroi nach Mantes, in welchem diese Schöne den dritten Tag als den glücklichen Zeitpunct angab. Die Schäferstunde war um 11 Uhr des Abends bestimmt, er sollte die kleine Thüre des Gartens offen finden und alsdann durch eine heimliche Treppe in das Zimmer der Herzogin gebracht werden. Jetzt mußte man also dieses neue Abenteuer mit der bey der Frau von Duras gespielten Intrigue vereinigen, und Richelieu, welcher sich niemahls durch Hinderisse in seinem Laufe hemmen ließ, glaubte Anfangs, daß eine vorgeschützte Krankheit ihm dienlich seyn könnnte. Nach reiferem Ueberdenken der Sache aber, wollte er sich dennoch dieses Vorwands nicht bedienen, zumahl da er überzeugt war, daß die beyden Frauenzimmer, die sich für ihn interessirten, sich wechselseitig das Vergnügen ihm Merkmale ihrer innigsten Zärtlichkeit zu geben, streitig machen würden, so wie dieses bey seiner Verbindung mit der unglücklichen Prinzessin von *** der Fall war.

Zu

Zu gleicher Zeit hatte der Herzog erfahren, daß der Marquis von Dangeau sehr krank danieder läge; und weil verschiedene Academiker ihm die erste leere Stelle bey der Academie Françoise versprochen hatten, so hielt er es für seine Pflicht, der Herzogin von * * * und der Marquisin von Duras diese Nachricht mitzütheilen, um frey und ungestört nach Paris zurückkehren zu können. Sein Nahme öffnete ihm ohne Zweifel die Thore der Academie, als einem Bruders-enkel des Stifters; allein er legte den Academikern nicht die Nothwendigkeit auf, ihn zu ernennen. Man bemerkte seine glänzenden Geistestalente und deswegen bestimmte ihn auch die Academie zu einen Mitglied; er war schon unumschränkter Gebiether, als er sich um einen Platz in dieser ehrwürdigen Versammlung bewarb. Und ob er gleich damahls nur erst 24 Jahr alt war, so hatten doch zweifelsohne die 39 Austheiler des litterärischen Ruhms folgenden Grundsatz des großen Corneille vor Augen: daß nur Thaten, nicht aber die Jahre die Größe des Helden bestimmen *).

Richelieu schien mit Ungeduld auf den Augenblick zu warten, der ihn mit diesen vierzig Unsterblichen vereinigen sollte, und diese Begierde nach Ruhm war ein neues Verdienst in den Angen seiner erklärten Freundinnen. Sie drangen daher in ihn, keine Gelegenheit ungenützt vorbeystreichen zu lassen, um in dem Falle, daß der Marquis von Dangeau mit Tod abgehen sollte, sich des guten Willens der Academiker zu versichern. Besonders empfand die Marquisin von Duras den ganzen Werth des Opfers, das sie ihrem Richelieu durch die Erlaubniß: sich von ihr entfernen zu dürfen, zu bringen bereit stand; aber doch konnte sie die Eitelkeit: ihn dadurch zu einem Academiker zu machen, keineswegs unterdrücken. Die Jugend des Candidaten vergrößerte

*) Aux ames bien nées,
La valeur n'attend pas le nombre des années.

größerte noch den Werth dieses ehrenvollen Titels und sie hoffte schon, mit ihm den Beyfall zu theilen, den er nothwendiger Weise erhalten mußte. Aber sie sah nicht voraus, daß sie durch seine Loslassung die Zahl ihrer Nebenbuhlerinnen vermehren würde.

Richelieu flog also, von den Fesseln befreyt, die ihn bisher zurück gehalten hatten, nach Paris, um hier auf einer doppelten Laufbahn sich neue Lorbeere zu sammeln. Durch die Abreise ihres Gemahls in Freyheit gesetzt, überließ sich jetzt die Herzogin von Villeroi allen Vergnügungen. Je eingeschränkter bisher ihre Begierden waren, destomehr Kraft hatten sie gewonnen; und der Herzog vermochte aller seiner Künste ungeachtet, deren er sich im Nothfall bediente, kaum so viele Liebe zu befriedigen, die man ihm zeigte. Indessen aber wußte er der Herzogin zu beweisen, daß er nur alsdann erst das Schlachtfeld räume, wenn man ihm vorher alle Waffen ausgeliefert hätte.

Weil er nun nach jedem seiner Siege nicht das geringste von seiner Liebenswürdigkeit verlohr, so ließ er sich auch von den Ueberwundenen wie eine Gottheit verehren. Die Herzogin glaubte, ihn mit jedem Tage noch mehr lieben zu müssen; sie sah in jedem Gegenstande seine Person und wünschte sogar mit allen, sie umgebenden, Wesen von ihm und ihrer Liebe sprechen zu können. Mit einem Worte: nichts glich in ihren Augen einem solchen Liebhaber; Richelieu war ihr Held, ihr Gott, und sie beging tausend Ausschweifungen; die über lang und kurz ihrer Ehre nachtheilig werden mußte.

Auch das Mademoiselle von Charolois, die noch immer unter Richelieu's Lieblinginnen eine der vornehmsten Stellen einnahm, hatte ihm geschrieben, daß sie ihm bey einem Balle zu sehen wünschte, den man im Hotel von Condé geben würde. Wirklich erschien er auch daselbst und diese Schöne, die ihm gegründete Vorwürfe zu machen hatte, vergaß solche, um die Leichtigkeit seines Tanzens und noch

mehr

mehr seine natürliche Anmuth zu bewundern. In Ermangelung des Mondscheins wurde für den folgenden Abend eine heimliche Zusammenkunft bestimmt, welche der Herzog, wie leicht zu vermuthen, keineswegs ausschlug; ja, er betrug sich dabey mit solcher Liebenswürdigkeit, daß noch in der Folge Mademoiselle von Charolois mit Entzücken an diese seligen Sekunden dachte.

Der Marquis von Dangeau starb indessen, und unser Duc ward einmüthig zu seinem Nachfolger ernannt. Sogleich rangen unterschiedliche Schöngeister mit einander um die Ehre, seinen Aufnahms = Discours verfertigen zu dürfen. Fontenelle, der keine Gelegenheit versäumte, den Großen zu schmeicheln, ergriff die Feder für den Herzog: Destouches und Campistron ahmten ihm nach, so daß es dem Aufzunehmenden Mühe kostete, unter diesen guten Arbeiten die Beste zu wählen. Er verbesserte selbsten, bloß durch ein natürliches Gefühl geleitet, das Mangelhafte derselben, und war er gleich weniger Redner, als diese Schriftsteller, so übertraf doch sein Styl den ihrigen an Kürze. Denn weil er sich nur an die Sachen hielt, so sagte er dasjenige nur, was er nothwendiger Weise sagen mußte. Seine Abhandlung ward daher zu einem schriftstellerischen Werke, welches ihm Ehre machte. Inzwischen findet man doch in den von ihm zurückgelassenen Materialien nichts weiter als einige Ideen, aber weniger Logik und im geringsten keine Orthographie.

In diesem Werkchen ergriff er begierig die Gelegenheit, um Ludwig XIV zu loben. Einige Redensarten werden es unsern Lesern deutlich zu erkennen geben, daß er denselben als den größten König betrachtete.

„Es fehlte, sagt' er unter andern, dem Ruhme der „Academie und der Vollendung der glücklichen Plane des „Cardinals von Richelieu nichts weiter, als daß der größte „König des Erdkreises sie mit seinem Schutze beehrte. Es „war ein herrliches Schauspiel, daß ein Fürst, unter dessen „Regierung die Künste und Wissenschaften beynahe die höch-

„ste Stufe der Vollkommenheit erstiegen, die erste Stelle „unter einer Versammlung einnahm, welche der entscheidende „Richter über die Gelehrsamkeit seyn muß und zu seyn verdient. Ludwig der Große wünschte fast überall Alleinherrscher zu seyn; er wollte in seinem Königreiche über den „Geist und Geschmack eben die Triumphe erlangen, die ihm „durch seine glücklichen Waffen im Auslande zu Theil wurden. Er hatte zwar die Fackel des Kriegs angezündet und „Schrecken über seine Feinde verbreitet; aber doch unterließ „er nicht, die Veranstaltung zu treffen, daß, seiner Eroberungen ungeachtet, Ruhe und Ordnung erhalten wurden."

„Ich will nur das Einzige anführen, — setzt' er hinzu, „indem er noch immer von diesen Prinzen spricht, — daß „ich ihn mit der, seinen Feinden so furchtbaren, Strenge „die Güte eines Vaters vereinigen sah. Sein Hof war „der Zufluchtsort der unglücklichen Fürsten; nie war ein „König mit einer größeren Majestät auf den Thron gestiegen, „und doch war nie der Zutritt zu einem Monarchen leichter, „als hier. Er war bereit, zu jeder Stunde des Tags dem „Geringsten seiner Unterthanen Gehör zu geben und ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denn diese Tugend schien „ihm unter allen die Vorzüglichste zu seyn. Ob er gleich „überall mit freygebiger Hand seine Wohlthaten ausstreute, „so wußte er doch die Kleinsten derselben mit jener Anmuth „zu begleiten, die immer den Werth eines Geschenkes verdoppelt. Und endlich starb er, geehrt von seinen Unterthanen, von seinen Feinden gefürchtet, angebethet von seiner Dienerschaft, von seinem Königreiche beklagt und bewundert von ganz Europa, mit der Standhaftigkeit des „Helden und des Christen dahin."

Könnte man wohl noch etwas größeres von einem Souveraine sagen, wenn er auch gleich ununterbrochen das Glück seines Volks befördert hätte? Aber Richelieu dachte, so wie er es hinschrieb; Ludwig XIV war der größte König für ihn, und es hieße fürwahr seine Grundsätze und sein ganzes

Be-

Betragen mit einander in Widerspruch setzen, wenn man ihm den Tadel dieser Regierung in den Mund legen wollte.

Alle Frauenzimmer, die sich für ihn interessirten — und diese Anzahl war sehr groß — wollten bey seiner academischen Aufnahme zugegen seyn. Die von ihm gehaltene Rede, die man für sein Werk hielt, war in ihren Augen ein neuer Beweis seines unerschöpflichen Geistes; denn in der Person des Geliebten scheint jede, auch die geringfügigste Sache, den Stempel der Vortrefflichkeit an sich zu tragen. Bis zur Bewunderung dahingerissen, fühlten also diese Damen mit innigster Freude die Lobeserhebungen, welche der Aufgenommene in so reichlichem Maße einerndtete, und dieses war allerdings ein außerordentlich großer Antrieb für sie, sich in seiner Gunst zu erhalten.

Bisweilen aber wird ein allzugroßes Verdienst eine fast unerträgliche Bürde; auch der Herzog von Richelieu machte diesen Abend noch die nähmliche Erfahrung. Denn ob er gleich mit litterärischen Lorbeern bedeckt war, so bestimmte ihn die Liebe dennoch eine dreyfache Krone. Er erhielt nähmlich drey schriftliche Einladungen zu einem Rendezvous, und zwar von Mademoiselle von Charolois, der Marquisin von Duras und der Herzogin von Villeroi. Noch andere Briefe benachrichtigten ihn, ohne jedoch eine ausdrückliche Schäferstunde zu bestimmen, bloß von dem Verlangen: seines Anblicks zu genießen. Aber Richelieu war fest entschlossen, keine einzige Schöne unglücklich zu machen. Zwar stand ihm jedes Mittel dazu zu Gebote! allein er wußte geschickt seiner Freundinnen zu schonen. Mit so viel schönen Eigenschaften geziert, glaubte er ohne Gefahr, die obigen drey Einladungen annehmen zu können.

Der Herzogin von Villeroi wurde endlich, als seiner neusten Liebschaft, der Preis der Zärtlichkeit, das heißt die Ehre seines letzten Besuchs, zu Theil. Nur fand er es der Klugheit gemäß, die zu diesen heimlichen Zusammenkünften verlangte Zeit nach seinem Gefallen zu bestimmen.

 Ma-

Mademoiselle von Charolois sollte ihn zuerst bewillkommen. Zwar war ihr Geist mit allzuüberspannten Ideen dergestalt angefüllt, daß es wirklich der ganzen Kunst des Academikers bedurfte, um das Ausbrausen ihrer Gefühle zu mildern; aber Richelieu, welcher die Schönen immer nach seinem Willen zu lenken vermochte, brachte die Ruhe in ihre bestürmte Seele zurück. — Und doch war er nicht zufrieden mit den Gunstbezeugungen dieser glühenden Freundin; sondern er eilte noch an dem nähmlichen Tage zu der Marquisin von Duras, um auch hier die schmeichelhaftesten Glückwünsche zu erhalten, und beantwortete zuletzt mit der hinreissendsten Beredsamkeit die liebevollen Aeußerungen der Frau von Villeroi.

Nach diesen academischen Arbeiten brachte er etliche Tage in dem Innern seines Pallastes zu, um sich von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten zu erhohlen. Indessen aber mußte sein Wagen die besuchtesten Gegenden von Paris durchlaufen und sich an den, von ihm bestimmten, Thoren verweilen, um das Publicum zu überreden, daß er immer beschäftigt wäre und keiner Ruhe bedürfte.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Reise des Herzogs von Richelieu nach Modena. Sein Abentheuer im Kloster * * *, wo er in der Kleidung eines Abbes die Herzogin von Villeroi besucht.

Er hatte während dieser Ereignisse unterschiedliche Briefe von der Herzogin von Modena erhalten, welche alle mit Versicherungen einer beständigen Liebe und mit den feurigsten Schwüren: ihn niemahls zu vergessen, angefüllt waren. Zu gleicher Zeit aber ward ihm darinnen die Nachricht mitgetheilt, daß der Gemahl seiner Geliebten um die ehemahlige Zärtlichkeit derselben gegen ihn wüßte, und daß man also deswegen, mit der größten Behutsamkeit zu Werke zu gehen, gezwungen wäre. Allein sie suchte ihn dennoch zu bereden, bey ihr einen Besuch, nur unter einiger Verkleidung, abzustatten, und Richelieu, der so gerne die größten Schwürigkeiten überwand, und für welchen jede Art von Hinderniß immer ein neuer Antrieb war, machte sogleich den Plan zu einer Reise nach Modena.

Er begab sich also ohne Gefolge auf den Weg und kam unter einen erborgten Nahmen in Italien an. Sein Begleiter hatte sich mit Broschüren und Büchern über die damahligen Zeitangelegenheiten auf das reichlichste versehen. Bey seiner Ankunft in Modena stieg er in einem Wirthshause unter dem Nahmen Gasparini ab, woselbst er, so wie sein Vertrauter, la Fosse, der sich Romano nennen ließ, für einen Bücherverkäufer galt. Den ersten Tag brachten sie bloß mit dem Besehen der Stadt zu, um die Leute im Gasthofe überreden zu können, daß sie vom Haussiren lebten.

Inzwischen zögerten sie nicht, sich in den Pallast der Prinzessin zu begeben, die schon vorher von der Ankunft des Herzogs Nachricht erhalten hatte und den sie auf ihren Weg

zur Messe finden sollte. Jetzt legten Romano und Gasparini ihre Bücher aus; jeder Neugierige drängte sich herzu und Romano fand also bey der Verkleidung als Buchhändler seinen guten Nutzen. Nur Gasparini harrte mit Sehnsucht des Augenblicks, wo die Prinzessin erscheinen würde, legte derselben, als er seine Wünsche erfüllt sah, die mitgebrachten Waaren vor und bemühte sich endlich, jeden Zudringlichen zu entfernen, der ihn den Blicken seiner Geliebten entziehen könnte. Allein sie verweilte nur eine Minute lang bey diesen angeblichen Kaufleuten, besah ihre Bücher und setzte alsdann ihren Weg nach der Kapelle fort.

Richelieu zweifelte, ob er wirklich wäre erkannt worden, inzwischen hatte er doch der Prinzessin einige Bücher gezeigt, hatte mit ihr geredet und mußte daher natürlicher Weise über die geringe Aufmerksamkeit derselben ganz trostlos seyn. Denn diese Komödie gefiel ihm nur deswegen, weil sie ihm eine geheime Unterredung mit der Freundin seines Herzens zu verschaffen im Stande war. Zudem hatte er, wie er sagte, diese Reise bloß in der Absicht unternommen, um dem Herzoge von Modena, dessen Gemahlin sich bisher noch nicht schwanger befand, einen Thronerben zu geben. In der Hoffnung also, bey der Zurückkunft der Prinzessin glücklicher zu werden, fuhr er mit seinem Handel fort, welcher zu Romano's großem Vergnügen und Vortheile ausschlug.

Die Herzogin kam bald darauf wieder zurück und untersuchte mit mehrerer Aufmerksamkeit die ihr gezeigten Bücher, wobey sie immer die Augen auf den Dûc heftete und sich alsdann mit seinem Begleiter in ein Gespräch einließ, in welchem sie sich nach seinem Vaterlande und besonders nach seinem Buchhandel erkundigte. Sie wandte sich endlich hierauf zu unserm Richelieu, dem sie den Auftrag gab, ihr ein gewisses Werk, das sie ihm nannte, zu verschaffen. Dieser versicherte, solches in seinem Gasthofe zu haben und den Augenblick herbringen zu können. Die Prinzessin gab

also,

also, mit seiner Bereitwilligkeit zufrieden, Befehl: diesen Handelsmann in einer Stunde vor sie zu lassen.

Der Dûc, der sich im voraus schon auf diese Zusammenkunft freute, verließ jetzt eiligst seine Boutique, um in dem Gasthofe den Augenblick seines bevorstehenden Glücks zu erwarten. Seit acht Monathen schon hatte er die Herzogin von Modena nicht gesehen, und so erhielt der Besitz derselben gleichsam den Reitz der Neuheit für ihn. Ueberdieß war das Vergnügen: einen eifersüchtigen Prinzen zu täuschen, das angenehmste Geschäfte eines Mannes von Richelieu's Character.

Er begab sich also zur bestimmten Zeit in den Pallast dieser Prinzessin, wo er sogleich zu ihr gebracht wurde und sich alsdann ganz allein mit einem Weibe befand, welches ihn anbethete. Nichts vermag die Freude zu schildern, welche die Herzogin beym Anblick ihres Geliebten fühlte, nichts glich dem Entzücken, das ihre Seele durchströmte bey dem Gedanken: den so lang Entbehrten wieder in die Arme schliesen zu können. Sie wußte ihm wegen der Rolle, die er ihrenthalben spielte, unendlichen Dank, und entschädigte ihn reichlich für die kleinen Unannehmlichkeiten, die ihm bisher zu Theil geworden waren. Kurz: sie fand ihren lieben Herzog als Gasparini bezaubernd; seine Verkleidung war ihm zwar im geringsten nicht vortheilhaft, aber sie zeugte doch von der Größe seiner Liebe, und schon dieser Gedanke verlieh ihm fast übermenschliche Reitze.

Wiewohl diese erste Zusammenkunft im äußersten Grade lebhaft war, so wurde sie doch durch die Besorgniß einer Ueberraschung so ziemlich unterbrochen. Die Vorsicht, diese bey Liebenden sonst so ungewöhnliche Tugend, warnte sie, länger beysammen zu bleiben. Die Prinzessin hatte es nicht gewagt, den Eintritt in ihr Zimmer zu verbiethen, bloß um von jedem Argwohn verschont zu bleiben. Man trennte sich also, mit dem Versprechen: einander bald wieder zu sehen, und da der Fürst sich nach zwey Tagen auf die Jagd be-

geben wollte, ward diese Zeit dazu bestimmt, um sich weit sicherer neuen Entzückungen überlassen zu können.

Sie kam endlich, diese so sehnlich gewünschte Stunde, die in den Augen unserer Verliebten ein ganzes Jahrhundert lang zu verzögern schien; der Herzog von Modena entfernte sich, um die furchtsamen Thiere des Waldes zu bekriegen und Richelieu nahm also sofort dessen Stelle bey seiner Gemahlin ein. Er erhielt nähmlich den Auftrag, ihr neue Bücher zu bringen und die Prinzessin, die durch die Entfernung ihres Gemahls kühner geworden, gab sogar ihren Leuten Befehl, sie mit dem angeblichen Bücherverkäufer allein zu lassen.

Schon des Tages vorher ließ sie ein artiges Cabinet zubereiten, das, wie sie sagte, zur Lectüre bestimmt ward. Allegorische Sinnbilder, die nur Richelieu und sie zu erklären im Stande waren, riefen ihnen das entzückende Andenken ihrer vormahligen Freuden zurück, die sie zu Paris in vollem Maße gekostet hatten. Eine Haarlocke, welche sie einstens im Rausche der Liebe ihrem Anbether entwendete, lag auf einem, von einer Krone umstrahlten Altare, auf welchem sich zwey, in einander geschlungene, Herzen befanden. Sie zeigte ihm diesen Schatz, der, ihren Worten zufolge, nicht nur seit ihrer Vermählung ihr einziger Trost gewesen, sondern welchen sie auch täglich mit Küssen bedeckt, aber noch öfterer in Thränen gebadet hatte. Sie warf sich hierauf in die Arme des Herzogs, der alle nur mögliche Mühe anwendete, den Kummer und das Andenken an die bisherigen Leiden aus der Seele seiner Lieblingin zu verbannen.

Auf diese Weise folgten sich verschiedene Schäferstunden, welche kein unangenehmer Zufall unterbrach. Unsere freyen und sorglosen Liebenden suchten also die Zeit zu benutzen, die ihnen vergönnt war. Die Prinzessin wünschte, ein lebendes Bild von ihrem Geliebten zu haben, sie war sogar ungeduldig, dieses Pfand seiner Zärtlichkeit zu besitzen und wollte sich durchaus nicht eher von ihm trennen, als bis

die=

dieser Wunsch in Erfüllung gegangen wäre. Denn welches Vergnügen versprach sie sich nicht von der Pflege und Erziehung eines Sprößlings desjenigen Mannes, der in ihren Augen den Werth einer Welt aufwog!

Indeß kehrte der Herzog von Modena von der Jagd zurück. An diesem Tage hatte die Glut beyder Liebenden die höchste Stufe erreicht und die Zeit war ihnen mit mehr als Blitzesschnelle entflohen. Zwar sollte sich Richelieu augenblicklich entfernen; doch die Herzogin konnte sich keineswegs entschließen, ihn zu verlassen. Sie hatte ihm beständig etwas Neues zu sagen und so verstrich ganz unbemerkt die Stunde. Jetzt hörte man Lermen und nur bey Vermehrung desselben wurden unsere Liebetrunkenen aufmerksam. Der Gemahl der Prinzessin war wider Vermuthen eher von der Jagd zurückgekommen; sie war glücklich gewesen und deswegen wollte er auch in eigener Person die ihm zu Theil gewordene Freude seiner Gemahlin hinterbringen. Die Verliebten erhohlten sich schnell von ihrer Verwirrung und trafen sogleich Anstalten, dem Sturme entgegen zu gehen. Richelieu, welchen nie die Gegenwart des Geistes verließ, sprach jetzt seiner Freundin Trost zu und bath sie inständigst, im geringsten nicht zu erschrecken, sondern sich nur keck auf ihn zu verlassen.

Als hierauf der Prinz in das Cabinet trat, so nahm geschwind der Herzog von Richelieu, der ihn hatte kommen hören, die mitgebrachten Bücher unter den Arm, und versicherte der Prinzessin mit einer Verbeugung, daß er ihr diejenigen, die sie von ihm zu verlangen die Gnade gehabt hätte, am folgenden Tage verschaffen würde. Unterdessen betrachtete der Gemahl derselben den vermeintlichen Buchhändler, der sich so eben zum Weggehen anschickte, nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit, sondern er befahl ihm auch da zu bleiben, und erkundigte sich endlich nach seinem Handel. Unerschrocken beantwortete Richelieu die ihm vorgelegten Fragen, in einer schlechten, mit Italienisch untermengten, fran-

zösischen Mundart und gab sich zuletzt, als man sein Geburthsort wissen wollte, für einen Piemonteser aus.

Nach verschiedenen andern Fragen, erkundigte sich der Prinz, ob er schon zu Paris gewesen wäre. Unser Buchhändler bejahte dieß mit dem Zusatze: daß er nicht nur daselbst den besten Handel gehabt, sondern daß auch die Schmähschriften auf Law's Finanzsystem und die Broschüren, in welchen die Liebschaften des Abbé Dubois und dessen Einweihung zum Erzbischof von Cambrai, hauptsächlich aber die Art, wie solcher das Priesterthum, Diaconat, Subdiaconat, die vier untern geistlichen Orden und die Tonsur *) bekommen, erzählt würde, sicher sein Glück würde gemacht haben, wenn nicht der neue Erzbischof auf den unglücklichen Einfall gekommen wäre, den strengsten Befehl zu ertheilen, alle diejenigen ins Zuchthaus zu sperren, die sich mit dem Verkaufe der oben genannten Werke befassen würden. Er selbst, fuhr der Ränkevolle fort, wäre damit bedroht worden und nach Italien gekommen, um nicht seinen kleinen Handel zu verliehren. Deswegen bäte er auch unterthänigst Seine Durchlaucht, ihm den nöthigen Schutz angedeihen zu lassen.

Die Herzogin war zwar noch nicht ganz beruhigt; inzwischen aber stillte doch die Keckheit, mit welcher ihr Geliebter sprach, und der Ton, womit derselbe seine Lügen zu Wahrheiten umzuschaffen wußte, ihre Besorgnisse. Ihr Gemahl, der ein außerordentliches Vergnügen an der Erzählung dieses vermeintlichen Buchhändlers fand, fragte ihn noch über verschiedene Gegenstände und hauptsächlich, ob nicht viele, mit der Regentschaft und dem Erzbischofe, als der

*) Einige Schriftsteller melden, daß Dubois, ungeduldig über dieses Ceremoniel, ausgeruffen hätte: muß ich denn nicht auch erst die Taufe erhalten? Treffend aber wäre hierauf die Antwort einiger Witzlinge gewesen, daß er wenigstens an diesem Tage zum erstenmahle zur Communion gegangen wäre.

der Hauptursache derselben, unzufriedene Standspersonen von seinen Broschüren gekauft hätten. Richelieu, vertraut mit den Intriken dieses Hofs, belustigte hierauf den Prinzen durch Mittheilung einiger Nachrichten und Anecdoten, welche dahin abzielten. Im Verfolge dieser, immer lebhafter werdenden Unterredung, erkundigte sich endlich der arglose Fürst, ob sich etwa auch der Herzog von Richelieu unter seinen Kunden befände? — Dieser bejahte die Frage, und setzte hinzu, daß sicher nichts neues erschiene, welches er (der angebliche Buchhändler) ihm nicht bringen müßte. Zudem hätte er mehr, als einmahl, mit demselben gesprochen, und sich fast eben so lang unterhalten, wie jetzt mit Sr. Durchlaucht.

Der Herzog von Modena schien im äußersten Grade erfreut zu seyn, daß unser Bücherverkäufer einen Mann zu kennen behauptete, der ihm nicht nur verdächtig war, sondern von welchem er auch so viel hatte reden hören. Es ist mir allerdings leid, sprach er zu ihm, daß ich solchen während meines Aufenthalts zu Paris nicht gesehen habe; ich speißte zwar einstens in seiner Gesellschaft, er saß aber zu weit von mir entfernt und ich beobachtete ihn damahls gar nicht. Hat Er etwa von den Abentheuern desselben sprechen hören? Sind solche auch wirklich so wahr und mannigfaltig, als man es vorgibt? Ja, Ihro Durchlaucht, erwiederte Richelieu, er wurde, der allgemeinen Sage nach, nicht nur von den ersten Damen am Hofe geliebt und von verschiedenen Prinzessinnen angebethet, sondern er besaß auch ein ganz vorzügliches Talent, die Herzen der Frauenzimmer an sich zu fesseln. Man sprach die ganze Zeit über, als ich mich zu Paris aufhielt, von nichts, als seinen Liebschaften und den Ränken, die er den Müttern und besonders den Ehemännern zu spielen verstünde. So ist er denn also ein ganz ausgelernter Verführer, rief bey diesen Worten der Prinz aus! — Und dieß in einem so hohen Grade, entgegnete der Trugvolle, daß wenn er gewettet hätte, ohne Dero Wissen in diesen Pal-

Pallast zu kommen, um hier einige außerordentliche Abentheuer zu bestehen, ich mit allen Freuden Theil an der Wette nehmen wollte. — Dieß wäre freylich ein wenig viel, sagte endlich der Herzog mit Lächeln; aber ich rathe ihm dennoch nicht, wenn er auch noch so verschlagen wäre, mir einen ähnlichen Streich zu spielen.

Unser Buchhändler beurlaubte sich hierauf, nachdem ihm der Prinz befohlen hatte, ihm unterschiedliche Bücher zu bringen, wenn er wieder zu seiner Gemahlin käme. Richelieu freute sich heimlich über den vorgefallenen Auftritt und konnte sich keineswegs enthalten, den Einfluß seines Glückssterns zu segnen, der ihn in den Besitz eines reitzenden Weibes setzte und den Gatten desselben so künstlich zu hintergehen erlaubte.

Er befolgte also die Befehle des Herzogs und hatte alsdann fast die nähmliche Unterredung mit ihm. Man kann sich aber leicht vorstellen, wie sehr die Liebenden, die einige Tage nachher von ihrem Zwange befreyt wurden, über diese vorgefallenen Auftritte scherzten. Sie wiederhohlten jetzt ihre Schwüre, einander zu lieben, und schloßen endlich mit dem wechselseitigen Rathe, ihre Trennung zu beschleunigen. Die Prinzessin aber vermochte nur unter Vergiessung häufiger Thränen, sich den Armen ihres Günstlings zu entreissen. Sie sagte ihm, daß sie jedes Mittel anwenden wollte, um eine Reise nach Frankreich machen zu dürfen und daß diese Hoffnung allein sie trösten könnte.

Richelieu, welchen zu Paris neue Triumphe erwarteten, verließ Modena mit dem größten Vergnügen; denn er fing an, der Rolle, die er bisher spielen mußte, müde zu werden, zumahl da er bloß aus Gefälligkeit seinen Aufenthalt verlängert hatte. In seinen Schreiben an diejenigen Frauenzimmer, die sich für ihn interessirten, wurde eine Reise erdichtet, die er nach Richelieu hätte machen müssen, und deswegen schickte er auch von Modena aus, alle

alle seine Briefe an einen Mann, der sie bis dahin abfertigte, von wannen sie wieder nach Paris zurückliefen. Durch diese Vorsicht hatte er jeden Argwohn wegen seiner Reise von sich zu entfernen gewußt, und ließ alle seine Freundinnen an der Langweile Theil nehmen, in welche er, seinem Vorgeben nach, versunken war.

Er wurde jetzt wie ein angebetheter Liebhaber empfangen; die Freude die seine Zurückkunft verursachte, strahlte aus allen Augen, und es bedurfte seiner ganzen Geschicklichkeit, um nur dem Eifer Einhalt zu thun, womit man seine Wiedererscheinung zu feyern, bemüht war. Er hatte an die Herzogin von Villeroi geschrieben, welcher Brief aber in die Hände ihres Schwiegervaters fiel, der, wie man sagte, die glühendste Liebe für sie empfand. Dieser hatte schon vorher ihre Liebe zu den Herzog gemerkt, und suchte deswegen jedes Mittel hervor, um sich immer mehr davon überzeugen zu können. — Es gelang ihm! Denn ein Frauenzimmer, welches nicht nur von Liebe überströmt, sondern auch lange den Geliebten seiner Seele entbehren muß, handelt natürlicher Weise unvorsichtig. Auch die junge Herzogin beging diesen Fehler und der Marschall von Villeroi, der einstens unsern Richelieu zur Nachtszeit aus ihrem Zimmer schlüpfen sah, glaubte Ehren halber — Spötter sagten aus Eifersucht — diesem Unfuge steuern zu müssen. Er ließ nähmlich seine ganze Familie zusammen kommen, welche einstimmig den Entschluß faßte, die allzuschwache Herzogin in ein Kloster zu sperren, wo sie den Rausch ihrer Liebe auszuschlafen vermöchte.

Man hatte ihr zwar kaum so viel Zeit gelassen, um ihren Liebling davon benachrichtigen zu können, und so mußte sie also voll Kummer wegen eines so unglücklichen Zufalls, ohne ihn vorher gesehen zu haben, abreisen; aber Richelieu tröstete sich bald über ihren Verlust bey der Frau von Duras und Mademoiselle von Charolois. Ja, er war noch überdieß beschäftigt, der Mademoiselle le Gendre den Hof

zu

zu machen, und dieser angenehme Zeitvertreib zerstreute mit leichter Mühe den Gram, den er wegen der Entfernung der Frau von Villeroi empfinden konnte.

Zwey Monathe verflossen, ohne daß sich Letztere das Vergnügen: ihren Liebling wieder zu sehen, verschaffen konnte. Sie wartete mit Ungeduld auf eine günstige Gelegenheit, und doch vermochte sie keine andere zu finden, als diejenige: heimlich an ihn zu schreiben. Auch Richelieu, den immer die Abwesenheit mit Liebe beseelte, fühlte das brennendste Verlangen: die Hindernisse zu überwinden, die ihn von seiner Freundin entfernten. Und wie leicht ist es für einen Liebhaber, zu seiner Günstlingin zu gelangen, wenn solche mit ihm einverstanden ist! Unser Abenteurer bestätigte diese Wahrheit. Die Herzogin von Villeroi hatte in ihrem Kloster eine Base, die mit dem Prinzen von *** in Verbindung stand und gleichfalls in diesen Kerker war gebracht worden, weil ihre Sinne allzureitzbar und ihr Herz zu gefühlvoll war. Sie befand sich also mit ihrer Anverwandtin in gleicher Lage; beyde glühten für Begierde, die Gegenstände ihrer Liebe zu sehen. Und wirklich benutzten diese Schönen ein Fest, welches man im Kloster feyerte, zumahl die Nonnen an einem solchen Tage viele Beschäftigungen und die Kostgängerinnen mehr Freyheit hatten. Denn sie gaben ihren Liebhabern den Rath, sich als Abbé's zu verkleiden und überhaupt eine so günstige Zeit nicht zu verabsäumen. Man brachte also durch vieles Geld einen Kaplan auf die Seite, bey welchem die Reisenden abstiegen und der solche der Aebtissin als Neffen des Pfarrers von Joire, welcher damahls bey diesem Kloster die Stelle eines Superiors bekleidete, vorstellte.

Dieses Vorgeben verschaffte ihnen eine ausgezeichnete Aufnahme, denn die Aebtissin behandelte sie sogar mit Freundschaft, aber ihre gute Miene sprach noch mehr für sie. Weil man diesen Tag keinen Prediger hatte bekommen können, so ersuchte man sie, eine kleine Rede zu halten. Natürlich daher,

her, daß dieser Antrag sie in Verwirrung setzen und ihnen das Geständniß ablocken mußte, daß sie keinesweges die dazu nöthigen Fähigkeiten besäßen. Aber die Aebtissin hörte nicht auf zu bitten, weil, wie sie sagte, die verlangte Predigt nur in einer Ermahnung zur Frömmigkeit bestehen, und bloß in dem großen Sprachzimmer vorgenommen werden sollte, wobey also der Redner keine Hindernisse zu besiegen hätte. Zugleich aber versprach sie ihm, wenige Zuhörer einzulassen. Umsonst versicherte Richelieu, daß er auf keinen öffentlichen Vortrag sich vorbereitet hätte; denn man drang so lange in ihm, bis er endlich seine Einwilligung gab. Nur bath er um Nachsicht und versprach, alsdann im Ueberflusse zu predigen.

Und wirklich sprach er mit Leichtigkeit und Anmuth; seine Gestalt verschönerte noch seine Rede und die guten Nonnen waren äußerst mit ihm zufrieden. Sie wunderten sich sogar, daß er so vortrefflich aus dem Stegreife zu predigen vermochte, und Richelieu konnte selbsten nicht begreifen, warum er nicht außer Fassung gekommen wäre. Nach Endigung des Gottesdienstes traten sie in einen untern Saal, woselbst die Herzogin von Villeroi und ihre Base befindlich waren. Die Ehrfurcht gegen diese Damen verursachte die Entfernung aller andern Personen, zumal die Aebtissin um Erlaubniß gebethen hatte, hinweg gehen zu dürfen, um einige Befehle zu geben. Auch der oben angeführte Kaplan verlies unsre vier Liebenden unter Vorschützung einiger Geschäfte. Kaum aber befand man sich allein, so wurde aus Furcht einer Ueberraschung die Anstalt getroffen, daß immer ein Paar an der Thüre wachen sollte, indeß sich das andere nach Gefallen unterreden konnte. Das Vergnügen: so viele Kundschafter zu täuschen, war also nicht der geringste Reitz bey diesem Abenteuer.

Indessen hatte die Aebtissin für die jungen Abbé's eine Mahlzeit bereiten lassen. Ihre Schönen theilten solche mit ihnen, und so ward bald die Freude allgemein. Ein

einziges

einziges Wort, eine Bewegung mit der Hand und dem Kopfe, und hauptsächlich ein Blick war hinreichend genug, um sie an die Freuden der Liebe zu erinnern, die sie so eben genossen hatten. Bey dieser Gelegenheit strengten die vermeintlichen Abbé's allen ihren Witz an, um die Aufmerksamkeit der Aebtissin zu erregen, die, ihrer Jahre ungeachtet, noch immer mit den Gefühlen der Zärtlichkeit bekannt war. Besonders schien ihr der Herzog von Richelieu ganz dazu geschaffen zu seyn, um einem Kloster mit Klugheit vorstehen zu können; ja, sie wünschte sogar, ihn an der Stelle seines vorgeblichen Oheims zu sehen. Doch die einbrechende Nacht benachrichtigte die Liebenden von ihrer schmerzlichen Trennung, und unsere beyden Glücksritter verließen das Kloster, nachdem ihnen zuvor nicht nur ihre Lieblinginnen, sondern auch die gute Aebtissin, die, wie sie sagte, einen ganz herrlichen Abend zugebracht hatte, das Versprechen abforderten, bald wieder zu kommen. Allein sie benutzten nur ein einziges mal diese Erlaubniß, weil sie es nicht wagen durften, ihre angefangene Rolle fort zu spielen, und zwar aus Besorgniß der Entdeckung: daß sie keine Neffen des Pfarrers von Joire wären.

Zehntes

Zehntes Kapitel.

Aufnahme des Herzogs in das Parlament als Pair von Frankreich. Verfolg seiner Liebschaften. Ein zu Calais angestelltes Orgienfest.

Die geringste Handlung des Herzogs von Richelieu flog immer von Mund zu Munde. Was an jedem andern unbemerkt blieb, das zog auf einmahl alle Blicke auf sich, wenn die Rede von ihm war. Er wurde am 6. März 1721 wegen seines Herzogthums Richelieu als Pair von Frankreich in das Parlament aufgenommen, und dieses war ein Freudenfest für seine weiblichen Freunde und einen Theil des Volks. Und als er sich im Jahr 1723 wegen des Herzogthums Fronsac einer ähnlichen Ceremonie unterwerfen mußte, da befand sich unter den Zuschauern eine Menge von Frauenzimmern, die entweder wirklich an dieser Ehre Theil nahmen, oder doch wenigstens Theil zu nehmen glaubten.

Frau von Flamarens erfuhr das nähmliche Schicksal, wie ihre Vorgängerinnen, ohne jedoch in höherem Grade die Kunst zu besitzen, ihn in ihren Banden zu halten. Sie hatte am Tage seiner Aufnahme für den neuen Pair eine Schäferstunde bestimmt und glaubte mit Zuversicht, ihn zuerst in ihre Arme zu schließen. Aber die Marquisin von Duras sowohl, als die Mademoiselle le Gendre und die Herzogin von Villeroi — welche beyde jetzt mehrere Freyheit genossen — hatten die nähmlichen Ansprüche, wozu sich auch natürlicher Weise noch Mademoiselle von Charolois gesellte.

Frau von Flamarens hatte eine andächtige Schwiegermutter, die, ihrer Heiligkeit und Jahre ungeachtet, dennoch unendlich sich freute, wenn ihr das Glück: den Herzog von Richelieu sprechen zu können, zu Theil ward. Denn sie fand nicht nur ungemein viel Geist und Lebhaftigkeit in ihm, son-

sondern er wußte sich auch in ihrer Gegenwart dergestalt zu betragen, daß sich ihre vorige Meinung von ihm, in Rücksicht seiner, im Publikum bekannten, Wollust, wo nicht ganz, doch so ziemlich verlohr. Ueberdieß war er klug genug, jedesmahl die schwache Seite dieses Frauenzimmers zu benutzen, wenn er sie bey der Gemahlin ihres Sohnes antraf, wo er sich dann immer eine gute Aufnahme versprechen und ganz ungestört seine Geliebte unterhalten konnte. Eines Tages, als er in der Absicht, das Frühstück bey der letztern einzunehmen, gekommen war und keine unangenehme Zeugen um sich her erblickte, da glaubte er seine Zeit zu etwas bessern, als zum Theetrinken anwenden zu müssen. Frau von Flamarens, die immer den kleinsten Beweis seiner Liebe für eine Wohlthat hielt, überließ sich jetzt ohne Zurückhaltung seiner Willkühr. Doch wurden die Süßigkeiten der Liebe übermäßig genossen, und der Herzog, der noch andere Schönen von seiner Zärtlichkeit überzeugen mußte, befand sich endlich äußerst entkräftet. Er wollte daher so eben nach Hause gehen, um sich durch gewisse Stärkungsmittel wieder zu erquicken, als die gutherzige Schwiegermutter in das Zimmer trat.

Ihre erste Sorge war, den Geliebten zurück zu halten, der sich über seine Gesundheit beklagte und die Lüge ersann, seit einigen Tagen unpäßlich gewesen zu seyn, wodurch er sich also, zumahl bey einer strengen Diät, ein wenig schwach fühlen müßte. Nun pflegte aber diese gute Dame einen kleinen Topf mit Fleischsuppe in dem Zimmer ihrer Kammerfrau beständig warm zu halten; sie both also dem Herzog eine gute Brühe zur Stärkung an. Vergebens wollte er sich ihrem guten Willen entgegen setzen, aber sie bath ihn allzudringend, und verlangte sogar, dieses Erquickungsmittel von ihrer eigenen Hand anzunehmen. Sie entfernte sich hierauf, indem sie ihm zu warten befahl, und unsere Liebenden konnten sich jetzt nicht des Lachens enthalten, daß eine Andächtige so vielen Eifer bezeigte, um die Kräfte ei-

nes

nes Mannes wieder herzustellen, der solche so eben bey ihrer Schwiegertochter verlohren hatte. Sie bewunderten das Allvermögen der Andacht, welches so vortreffliche Sachen zu bereiten im Stande war. Die Betschwester kam endlich wieder zurück und der Herzog von Richelieu, der auf nochmahliges Zureden von der Brühe gekostet und der Geberin seinen Dank dafür abgestattet hatte, versicherte mit der größten Ernsthaftigkeit, daß nie eine Fleischsuppe für ihn von so guter Wirkung gewesen wäre.

Um diese Zeit hatte er sich mit der Frau von Villeroi entzweyt, welche die augenscheinlichsten Beweise von seiner Treulosigkeit in Händen hatte. Eigenliebe und Zorn verdrängten jede zärtliche Empfindung aus dem Herzen dieser Schönen und waren die Ursachen dieses Zwistes. Aber sie haßte den Ungetreuen zu sehr, als daß ihr Groll lange dauern konnte. Denn kaum waren zwey Monathe verflossen, so bereute sie es, ihn so übel behandelt zu haben. Sie ließ also nicht nur mit ihm sprechen, sondern sie suchte auch jede Gelegenheit auf, den Flüchtling wieder zu sehen. Aus dem Grunde begab sie sich in alle die Häuser, wo er hinzugehen pflegte, und schätzte sich noch überglücklich, daß er sie nur wieder annahm, ob sie gleich Willens war, ihm die Vergebung theuer genug erkaufen zu lassen.

Die Herzogin von Modena, die sich noch immer mit unserm Richelieu beschäftigte und sogar die Schwachheit beging, sich von ihm mit allen denjenigen Personen zu unterhalten, bey welchen, ihrer Meinung nach, das Geheimniß dieser Liebe verborgen bleiben mußte, wollte jetzt schlechterdings den Beherrscher ihres Herzens wieder sehen, dessen Bild immer vor ihren Gedanken schwebte. Sie war so eben von einer sehr gefährlichen Krankheit wieder aufgestanden, bey welcher Gelegenheit sie ihren Gemahl versicherte, in dem entscheidenden Augenblicke der Mutter Gottes eine Wallfahrt nach Loretto gelobt zu haben. Zugleich aber bath sie ihm um Erlaubniß, dieses Gelübde erfüllen zu dürfen. Zwar

bewilligte der Prinz ihre Bitte, aber er wollte durchaus der Begleiter seiner liebevollen Gattin werden. Allein diese Gefälligkeit ihres Eheherrn vereitelte alle Plane der Prinzessin welche schon vorher unserm Richelieu in einem Briefe ersucht hatte, sich nach Loretto zu begeben. Sogleich wurde ein neuer Bote an den Herzog gesandt, der ihm diese Reise abrathen und die Versicherung geben mußte, daß die Prinzessin bald nach Paris kommen würde.

Wirklich verdoppelte sie jetzt ihr Bestreben, den Herzog, ihren Gemahl, durch Ueberredungen zu täuschen. Sie gab ihm nähmlich zu verstehen, daß nicht nur die Wallfahrten für sie ersprießlich wären, sondern daß auch ihre Gesundheit durch ferneres Reisen vielleicht ganz wieder hergestellt zu werden vermöchte. Dem zu Folge that sie ihm den Vorschlag, ihr das Vergnügen zu verschaffen, auf einige Zeit ihren Vater besuchen zu dürfen; und der gutwillige Prinz, der jetzt von seiner Eifersucht geheilet war, wagte es nicht, diese Bitte seiner zärtlichen Gattin abzuschlagen. Sie schiffte sich also mit ihm zu Ancona ein und blieb dann etliche Tage zu Venedig, um hernach den Weg nach Frankreich zu nehmen. Bey ihrer Ankunft zu Bologna fanden sie den Genuesischen Gesandten, Chavigny, der auf Befehl des Hofs den Finanzspeculator, Law, erwarten mußte. Dieser Bothschafter stattete seinen Besuch bey unsern Reisenden ab, bey welcher Gelegenheit die Prinzessin unvorsichtig genug war, ihrer Absicht, nach Frankreich zu gehen, Erwähnung zu thun. Aber Chavigny, dem ungemein viel daran lag, dem Regenten den Hof zu machen, meldete demselben diese Neuigkeit, und sogleich ward ein Courier abgefertigt, um den Herzog von Modena zur Einstellung seiner Reise zu bereden. Zwar versuchte die Prinzessin, ihren Gemahl auf andere Gedanken zu bringen; aber alles umsonst! Sie mußte nach Modena zurückkehren und auf halbem Wege die Hoffnung verliehren, den Geliebten ihrer Seele zu sehen. Ueberdieß hatte der Regent unsern Duc zu sich rufen lassen und ihm auf

das

das Ernstlichste befohlen, in Paris zu bleiben; bloß das Einzige erlaubte er ihm, an seine Tochter schreiben zu dürfen.

Der Herzog, der nicht so außerordentlich verliebt war, um über diesen Zufall bekümmert zu seyn, erwarb sich seines Gehorsams wegen ein neues Verdienst um den Regenten. Er sah wohl ein, daß dieser Prinz einen bittern Groll gegen ihn hegte, und deßwegen auf ihn neidisch wäre, weil er ihn bey jeder Gelegenheit verdrängt hatte. Ueberdieß war unser Richelieu nicht nur von allen Seiten für den Verlust dieser Liebschaft entschädigt, sondern er war auch überhaupt jetzt mehr auf Erhohlung als auf Liebschaften bedacht.

Die Marquisin von Anceny, die er bey der Marschalin von Villars gesehen hatte, fachte in seinem Herzen die zärtlichen Gefühle wieder an, die sich dem Erlöschen zu nahen schienen. Er hatte seit einigen Tagen Blut ausgeworfen; aber ein wenig Erhohlung und Enthaltsamkeit stellten bald seine Gesundheit wieder her. Alle seine Liebhaberinnen bezeigten die größte Unruhe darüber und bathen ihn inständigst, auf seine Schonung bedacht zu seyn. Mademoiselle von Charolois war die erste, die ihm eine verlangte Schäferstunde verweigerte. Nur die Frau von Villars, die er seit einiger Zeit sehr selten besucht hatte, weil immer neue Abenteuer seine Seele beschäftigten, war jetzt mit seinen fleißigen Aufwartungen im äußersten Grade zufrieden. Zwar muthmaßte sie nicht ohne Grund, daß diese Rückkehr etwas zur Absicht haben müsse; aber doch merkte sie nur allzubald, daß die Marquisin von Anceny die Ursache derselben wäre.

Diese Dame hatte fast überall gesagt, daß Richelieu im mindesten der Mann nicht wäre, der ihr furchtbar zu seyn vermöchte, weil sie, mit seinen verführerischen Kunstgriffen bekannt, den festen Entschluß gefaßt hätte, seinen Nachstellungen Trotz zu biethen. Aber diese Prahlerey, die, wie leicht zu vermuthen, unser Duc bald wieder erfuhr, war

jetzt eine Lockung mehr für ihn, dieses sorglose Weib zu berücken, und ihr Anblick brachte sein Vorhaben zur Reife.

Dennoch fieng die Marquisin an, zumahl sie in Gedanken bereits des Siegs über ihn gewiß war, ihre Arme nach ihn auszustrecken, um seine Fesseln zu tragen; denn er hatte bey ihr einen so überredenden Ton angenommen, daß sie mit Zuversicht glaubte, das einzige Frauenzimmer zu seyn, welches ihn fest halten könnte. Zwar hielt sie dieses lange für unmöglich; aber endlich wurde sie doch von der Eigenliebe und noch mehr von dem Vertrauen auf ihre Schönheit getäuscht. Alles verkündete ihm, daß es unendlich schmeichelhaft für sie wäre, einen Mann mit der Beständigkeit bekannt zu machen, der bisher nichts, als Veränderung liebte. Denn sie überdachte keineswegs, daß schon zwanzig Andere vor ihr sich in dieser schimärischen Hoffnung gewiegt hätten. Die Marquisin war noch überdieß zu unerfahren, um überzeugt zu seyn, daß das vorzunehmende Wagniß beynahe alle menschliche Kräfte übertreffe; aber nur allzubald erwarb sie sich diese traurige und kummererregende Gewißheit.

Denn ihr Geliebter knüpfte sogar unter ihren eigenen Augen seine alte Bekanntschaft mit der Marschallin von Villars wieder an, die ihm zwar mit den heiligsten Schwüren versichert hatte, seine immerwährende Freundin und Vertraute zu bleiben, aber bisweilen auf den Einfall kam, die Hauptrolle zu spielen. Denn weil sich immer eine zahlreiche Gesellschaft in ihrem Hause versammelte, wo also Richelieu sehr leicht seine Neigungen zu befriedigen vermochte, so glaubte sie auch bey jeder seiner neuen Verbindungen für ihre Toleranz nicht wenig fordern zu dürfen.

Zu den genauern Bekannten des Herzogs gehörte jetzt auch der Marquis de la Fare, der ganz die Liebe der jungen Prinzessin von Conti besaß. Richelieu war aber nicht im Stande, diese Schöne zu sehen, ohne den Wunsch

in

in sich aufsteigen zu fühlen, ihren Besitz theilen zu dürfen. Er war einstens Zeuge von einer Scene der Eifersucht gewesen, die zwischen den beyden Liebenden entstand, bey welcher die Prinzessin so viel Geist und Empfindung von sich blicken ließ, daß er ganz von ihr bezaubert ward. Er nützte also den Augenblick, wo es aufs neue zu vorwürfevollen Auftritten zwischen ihnen kam, und beklagte bey dieser Gelegenheit die Heisgeliebte nicht nur wegen des Kummers, der sich ihrer bemächtigt hatte, sondern er versicherte sie auch, daß sie eines Mannes würdig wäre, der ihr alle andere Frauenzimmer aufzuopfern vermöchte. Hauptsächlich aber bemühte er sich, den la Fare in dem schuldvollsten Lichte darzustellen. Die Prinzessin befand sich eben in einer Lage, wo man willig jeden Eindruck annimmt; sie beredete sich, keine Liebe für ihren ungetreuen Anbether mehr zu empfinden und Richelieu wußte ihr die Rache als unumgänglich nöthig zu schildern. Zudem waren schon einige Tage vergangen, ohne daß la Fare die Vergebung seiner Geliebten erfleht hatte, die Erbitterung nahm also zu und die Beredsamkeit des Herzogs vollendete das Uebrige.

Die erstaunte Prinzessin folgte daher einem Drange, den sie für Liebe hielt. Zwar sollte die Trunkenheit ihrer Sinne jedes andere Bild aus ihrem Herzen verdrängen; aber unglücklicher Weise störte öfters der Gedanke an la Fare ihre Ruhe. Sie empfand Gewissensbisse, die sie nicht zu verbannen vermochte und von denen sie, alles Widerstrebens ungeachtet, unaufhörlich gequält wurde. Doch endlich warf sich der Marquis, von Reue und Liebe bezwungen, wieder zu ihren Füssen. Er hatte in ihren Augen nichts von seiner Liebenswürdigkeit verlohren; nur die Eifersucht allein war im Stande gewesen, ihm auf einige Minuten seine Reize zu nehmen. Das Herz gehörte ihm noch, und wiewohl solches durch einen ränkevollen Mann auf Abwege war gebracht worden, so fühlte sich doch die Schöne zuletzt ganz unaufhalt-

sam zu dem ersteren, von ihm gewählten, Gegenstande hingezogen. La Fare wurde also mit eben so vieler Nachsicht aufgenommen, als er Thränen vergoß und die Prinzessin verzieh jetzt dem Reuevollen, weil sie so ganz wieder glücklich war. Eine wechselseitige Vergebung wurde nach allen Regeln ertheilt und angenommen, und beyde schwuren sich wieder ewige und unverbrüchliche Liebe.

Mittlerweile aber hatte die Prinzessin mit unserm Richelieu so manche menschliche Schwachheit begangen, und überdieß befand sich in seinen Händen ein Brief von ihr, welcher ihm Stoff zu Verläumdungen geben konnte. Sie wollte den Ruhm haben, einem Schuldigen zu verzeihen, ohne die Demüthigung zu erfahren, selbsten für die Verbrecherin angesehen zu werden, und schrieb also einen Brief an den Herzog, der über diese Bothschaft nicht wenig in Verlegenheit gerieth, weil er um die nähmliche Stunde eine heimliche Zusammenkunft mit Mademoiselle von Charolois verabredet hatte. Da es ihm aber niemahls an Entschuldigungsgründen fehlte, so nahm er, wiewohl ungern, die Einladung der Prinzessin von Conti an. Er hatte mit Zuversicht gehofft, daß diese Schöne seine Liebkosungen erwiedern würde; wie erstaunte er aber über die folgende Scene! Diese bisherige Gebietherin seines Herzens bediente sich lauter Umschweife, um nicht ihre Eigenliebe zu kränken, und schloß endlich mit dem Geständniß der Wiederaussöhnung mit la Faren. Sie sagte ihm, daß nicht nur der erste Eindruck schwer auszurotten sey, sondern daß auch der Anblick und die Reue ihres Liebhabers jene Empfindungen wieder angefacht habe, die sie für erloschen gehalten. Uebrigens sey sie von seiner Großmuth zu sehr überzeugt, um nur den Gedanken zu hegen, daß er auch künftig eine Verbindung, welche ihr Glück ausmache, trennen werde. Auch ersuchte sie ihn, ihre Schwachheit in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen, weil nur von seinem Stillschweigen allein ihre Ruhe abhinge.

Und

Und endlich schloß sie sogar mit den Worten: daß sie keinesweges sich schäme, sich bis zum Bitten zu erniedrigen, um jene einzigen Beweise ihres Fehltritts wieder zu bekommen; daß er, (Richelieu) aber nach la Fare, nicht nur die erste Stelle in ihrem Herzen behalten, sondern auch immer ihr Freund bleiben sollte, wenn anders die zärtlichste Freundschaft ihm für Liebe gnügen würde.

Unserm Duc, der immer zuerst brach, mußte allerdings diese Erklärung, die dem la Fare einen ausgezeichneten Vorzug hoffen ließ, ganz unerwartet seyn. Weil er aber bekanntlich der Mann nicht war, den solche Dinge ausser Fassung zu bringen vermochten, so bath er die Prinzessin um einen neuen Beweiß ihrer gütigen Gesinnungen gegen ihn, bevor er ihre Wünsche erfüllen würde. Allein sie blieb unerbittlich, ohne jedoch den Zorn eines für sie so furchtbaren Mannes zu reitzen; denn sie bediente sich, um ihn nach ihren Willen zu lenken, des gewöhnlichen Zufluchtsmittels des weiblichen Geschlechtes — der Thränen. Der Herzog, der also sicher glauben konnte, daß alle Bemühungen entweder vergeblich, oder ihm doch wenigstens keine frohen Augenblicke zu verschaffen im Stande wären, spielte jetzt ganz den Großmüthigen und gab nicht nur der Prinzessin die verlangten Papiere wieder zurück, sondern versicherte sie auch von seiner künftigen Hochachtung und Verschwiegenheit. Er hatte genug Befriedigungen seiner Eitelkeit von ihr erhalten; sie war gegen ihren heißgeliebten la Fare, mitten in der Glut der heftigsten Liebe, ungetreu gewesen, und dieser Triumph war für unsern Richelieu viel zu glänzend, als daß er noch ein neues Opfer verlangen konnte. Eine andere Schöne streckte die Arme nach ihm aus, und er flog also dahin, um von derselben eine ungetheilte Huldigung zu empfangen.

Sein Regiment lag damahls zu Calais in Garnison, woselbst er einige Monathe hinzubringen gezwungen war.

Allein er konnte die Hauptstadt nicht verlassen, ohne den Kummer der Zärtlichkeit bey so mancher Schöne zu erregen; in der Provinz hingegen machte alles Anstalt, ihn würdig zu empfangen; denn man freute sich im Voraus schon auf seine Ankunft, weil er, wie man sich auszudrücken beliebte, ein junger Herr wäre, von dem jedermann sprach. Vorzüglich aber wetteiferten die Schönen um den Besitz seines Herzens, und es gab deren eine große Menge, die dem Schicksale, Schlachtopfer ihrer Gefälligkeiten gegen ihn zu werden, nicht entgehen konnten. Unter den Offizieren seines Regimentes befand sich auch ein gewisser Laboularderie, ein immer heiterer Wüstling und vortrefflicher Zechbruder, der eben so, wie der Herzog, sich in jede Lage fügen konnte und von solchem schönen Körperbau war, daß sein Oberster ihn einer Vertraulichkeit würdigte, die nothwendiger Weise zuletzt Verdacht erregen mußte. Kein Wunder also, daß dieser Mann, stolz auf Richelieu's Freundschaft, sich jede Art von Ausschweifungen erlaubte! — Zwar bewirthete der Duc sehr oft seine Offiziere; aber die Nacht vor der Aschermittwoche war hauptsächlich durch die Zügellosigkeit derselben merkwürdig.

Gegen fünf Uhr des Morgens zogen sie auf den Exerzierplatz, in dessen Mitte ein Obelisk mit einem Kruzifix stand, bey welcher Gelegenheit sie auf den Gedanken geriethen, einen Reihentanz um dasselbe anzustellen. Laboularderie aber, dem man mit Recht den Vorwurf machen konnte, daß er eben so, wie Cäsar, der Mann von unzähligen Weibern und die Frau mehr als eines Mannes wäre, brachte ein öffentliches Bachantenfest von der seltsamsten Art in Vorschlag, woraus man also sehr leicht die Zügellosigkeit und den Zustand ihres, von Wein erhitzten, Kopfes wahrnehmen kann. Dieser Antrag wurde mit Freuden angenommen, und das ärgerliche Fest, das man sonst in ganz Griechenland zu feyern pflegte, wieder erneuert. Alle dabey

bey befindliche Personen sangen die aus Quinault's Oper bekannten Worte:

Eine solche schöne Kette
sollte ewig währen. *)

Der dadurch verursachte Lärm lockte jetzt einige Bewohner der Stadt herbey, die über Gottlosigkeit schrien und wodurch sich also wahrscheinlicher Weise der ganze Haufe zerstreute. Allein der Procurator des Königs, Longeville mit Nahmen, der von diesem nächtlichen Vorfall Nachricht erhielt, bereitete sich zu einer strengen Untersuchung vor. Die Zeugen wurden abgehört und er verfuhr dabey auf eine Art, welche glauben ließ, daß die Sache noch weiter gehen würde. Er war nähmlich der habsüchtigste Mann, welchen bloß der Eigennutz, nicht aber der Wunsch: zu dem öffentlichen Wohl beyzutragen, leitete, und deswegen nützte er auch diesen Vorfall als die herrlichste Gelegenheit, um sich Geld zu erwerben. Richelieu und seine Kameraden erhohlten sich durch den Schlaf von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten; aber sie wußten nicht, welches Unheil sich gegen sie anspann, und wirklich konnte dieses Abenteuer für die Meisten, hauptsächlich aber für den Herzog die unseligsten Folgen haben. Der arme Ritter de la Barre kam nicht so gut davon, denn er verlohr zu Abbeville den Kopf. Ohne Zweifel aber wird dieses nicht nur ein ewiger Vorwurf für die Richter, die ihn verurtheilten, sondern auch für die Geistlichkeit seyn, die seine Hinrichtung verlangte.

Zu allem Glücke eilte ein Einwohner dieser Stadt, der Rechtschaffenheit und Einsicht genug besaß, um Handlungen der Unbesonnenheit und des Rausches von eigentlichen Verbrechen zu unterscheiden, zu dem obengedachten Longeville mit der Bitte, die fernern Untersuchungen in dieser Sache ein=

*) Une chaîne si belle
Devroit être éternelle.

einzustellen. Dieser ehrwürdige Mann war nähmlich der Vater des Herrn de la Place, eines noch lebenden beliebten Schriftstellers, der ehemahls Gelegenheit gehabt hatte, den Herzog von Richelieu kennen zu lernen. Er stellte dem habsüchtigen Procurator vor, daß vielleicht die Erzählung der Thatsachen übertrieben wäre; daß, wenn solche ja Wahrheit enthielte, die Klugheit erfordere, ein ewiges Stillschweigen deswegen zu beobachten, weil die vermeintlichen Verbrecher bloß im Rausche gesündigt hätten; daß man also im Gegentheil die edelste Handlung beginge, wenn das in der Stadt ausgestreute Gerücht für falsch erklärt würde, indem junge Leute ohne eine Sünde zu begehen, einen Tanz anstellen könnten und die Gegenwart eines Kruzifixes keine erlaubte Freude untersagte. Longeville aber, der bey diesem Vorschlage im geringsten seine Rechnung nicht fand, schrie jetzt über das unanständige und schreckliche Betragen der in diesem Handel verwickelten Personen und behauptete sogar, daß, weil die Religion von ihnen höchlich wäre beleidigt worden, sie auch die größte Strafe zu erwarten hätten, damit Andern ein warnendes Beyspiel vor Augen gestellt würde.

Da der Herr de la Place sahe, daß er von dem hartherzigen Longeville nichts erhalten konnte, so eilte er schnurstracks zu seinem Oheim, welcher diesem raubgierigen Procurator das zum Ankauf seiner Stelle nöthige Geld vorgestreckt hatte, und brachte es, weil er ganz die Liebe desselben genoß, mit leichter Mühe dahin, daß die Bezahlung der verfallenen Summen gefodert wurde. Longeville, der jetzt keineswegs im Stande war, sein gethanes Versprechen zu erfüllen, und noch überdieß mit dem Verkauf aller seiner Habseligkeiten bedroht wurde, sah sich also gezwungen, alle fernere Untersuchungen einzustellen. Man foderte sogar von ihm die Vertilgung der schon angefangenen Criminalacten und das Protocoll wurde ins Feuer geworfen.

Der

Der Herzog von Richelieu, der von diesen freundschaftlichen Gesinnungen des Herrn de la Place Nachricht erhielt, fühlte durch sein ganzes Leben hindurch die größte Dankbarkeit für diesen vortrefflichen Mann. Besonders aber erwies er dem Sohne desselben viele Gefälligkeiten und war immer zu seinem Dienste bereit. Unter andern gab er ihm einen Beweiß seines vorzüglichen Wohlwollens nach der günstigen Aufnahme des geretteten Venedigs. Herr de la Place hatte nähmlich ein Trauerspiel: Adéle von Ponthieu genannt, verfertigt, welches den ungetheilten Beyfall des Publicums und der Schauspieler erhielt. Kaum aber waren zwey Jahre vergangen, so verweigerten die Letzteren, die ein Voltairsches Stück erwarteten, die nochmahlige Aufführung desselben. Dieß hörte der Marschall von Richelieu und führte, noch immer von Erkenntlichkeit durchdrungen, diesen Schriftsteller in die Versammlung der Schauspieler. „Ich höre, sprach er zu ihnen, daß in acht „Tagen das Trauerspiel dieses Herrn gegeben werden soll. „Zwar weiß ich allerdings, daß der Herzog von Villars, „der Herr von Argental und Andere, hauptsächlich aber un„ser anwesender Freund le Kain alle andere Stücke hinter„setzen, um ausschlußweise diejenigen von Voltaire zu spie„len. Niemand läßt den letzteren so viele Gerechtigkeit wie„derfahren und liebt ihren Verfasser so zärtlich als ich; aber „ich begreife doch keineswegs, daß es einen ausschließenden „Vorzug gebe.“

Man mußte jetzt diesem Befehle gehorchen; die Schauspieler lernten also, wiewohl mit dem äußersten Mißvergnügen, ihre Rolle; das Trauerspiel wurde gegeben, und die günstige Aufnahme desselben erbitterte sie. Doch ward solches nie wieder aufgeführt. — Damahls hatten die Schriftsteller ihren Platz über der Loge der ersten Kammerherren; Herr de la Place verfertigte bey dieser Gelegenheit die nachstehenden Verse, die er dem Marschall, um ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen, zuwarf:

Ton

Ton oncle conquit la Rochéle.
Combla les arts de bienfaits éclatans;
Digne héritier de ses rares talens,
Tu pris Minorque. — et fis jouer Adéle! *)

Eilftes Kapitel.

Rückkehr des Herzogs von Richelieu nach Paris. Der Tod des Cardinals Dubois und des Reichs-Regenten.

Der Herzog von Richelieu verließ jetzt Calais mit dem größten Vergnügen und bezeugte eben so viel Ungeduld, nach Paris zurück zu kehren, als man daselbst empfand, seines Anblicks wieder genießen zu können. Besonders aber glaubte Mademoiselle von Charolois, daß kein Liebhaber mit ihm verglichen zu werden, verdiente; denn sie hatte sich seitdem schon einigemahle in der Lage befunden, um diesen Unterschied zu bemerken und daher entschied ihr Herz und die Erfahrung immer für den Herzog. An seine Treulosigkeiten gewöhnt, fühlte sie sich doch glücklich bey seiner Liebe, wenn sie nur nicht an die Vergangenheit und Zukunft dachte. Frau von Villeroi hingegen befand sich eben im Bade zu Bourbonne und konnte nicht so gut hintergangen werden.

Einige Zeit nachher fühlte die Frau von Duras sich schwanger und war also im Stande, ihrem Geliebten ein lebendes Geschenk zu bringen. Ihr gutherziger Mann aber, der mehr den Bacchus, als seine Gemahlin liebte, hatte sich, wiewohl er über die Massen der sinnlichen Wollust erge-

*) Dein Oheim eroberte la Rochele und überhäufte die Wissenschaften mit ausgezeichneten Wohlthaten; du aber, würdiger Erbe der seltnen Geistesgaben dieses trefflichen Mannes, du nahmst Minorka ein und befahlst, meine Adele zu spielen.

ergeben war, seit einigen Monathen des Genusses der ehelichen Freuden enthalten. Man mußte ihn also zurückrufen, damit diese Schwangerschaft ihm nicht außerordentlich dünken könnte, und seine verschlagene Gattin verstand sich trefflich darauf, durch jene Liebkosungen und Gefälligkeiten, die immer die Weiber in Bereitschaft haben, wenn sie ihre Ehehälften täuschen wollen, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Herr von Duras betrachtete wirklich das Kind, das ihm seine Gemahlin gebar, als die Frucht seiner seligsten Stunde, und nur in der Folge schöpfte er einigen Argwohn. Freylich begnügte die Frau von Duras sich keineswegs mit dem verstohlnen Genuß ihrer unerlaubten Liebe; denn sie gestand ihren vertrautesten Freunden, die wegen der allzugroßen Aehnlichkeit des Kindes mit dem Herzog von Richelieu ihre Verwunderung bezeigten, daß es allerdings ihm ähnlich seyn müßte, weil es sein Sprößling wäre.

Dieß war der ohnlängst verstorbene Marschall von Duras. Jedermann weiß um diese Anecdote. Richelieu, der ihn wirklich als seinen Sohn betrachtete, erbath von Ludwig XV für ihn die Stelle eines ersten Kammerherrns. Zwar verweigerte Anfangs der König, der eine ungünstige Meinung von demselben gefaßt hatte, seine Einwilligung; aber endlich gab er den unaufhörlichen Bitten seines Günstlings Gehör. Doch schrieb er ihm bey dieser Gelegenheit in ziemlich harten Ausdrücken und ließ sogar folgende Worte mit einfließen:

„Ja, ich lasse mirs gefallen, die bewußte Stelle dem „jungen Duras zu ertheilen, für welchen Sie sich unaufhörlich bey mir verwenden und gebe bloß deßwegen „meine Einwilligung dazu, weil Sie es so sehr zu wünschen scheinen; aber sagen Sie ihm in meinem Nahmen, „daß er sich künftig besser betragen soll, wenn er anders „nicht wieder fortgejagt seyn will."

Herr von Duras hatte nicht sobald diese Stelle erhalten, als er sofort dem Herzog von Richelieu in allen Stücken zuwi-

wider war. Dieses veranlaßte den letztern, als jener sogar seine durchdachtesten Entwürfe vereitelte, öfters das Geständniß zu thun: nur durch seine Kinder unglücklich geworden zu seyn.

Die Vermählung Ludwig XV mit der Infantin von Spanien war unterdessen verabredet worden, und man beschloß endlich, ihre Ankunft in Frankreich so lange aufzuschieben, bis die wirkliche Hochzeit könnte vollzogen werden. Der König hatte damahls jene Gesinnungen nicht, die ihm in der Folge gleichsam zur andern Natur wurden, denn er weinte, als man ihm Nachricht von seiner Heirath gab und ließ sich dann nur erst wieder beruhigen, da ihm mit den heiligsten Schwüren versichert wurde, daß er in langer Zeit seine Gemahlin nicht beschlafen dürfte. Am 2. März 1722 kam endlich die Infantin an; der König ging ihr bis Bourg la Reine entgegen, wo er sie umarmte, aber kein einziges Wort mit ihr sprach. Er kam wieder nach Paris zurück, um sie im Louvre zu empfangen, aber auch hier blieb er stumm. Seine Verlobte sagte daher, daß er zwar schön wäre, aber ganz die Sprache ihrer Puppe hätte. Eben diese Prinzessin wurde zur Schande der französischen Regierung, noch ehe drey Jahre verflossen waren, nach Spanien zurückgeschickt und in der Folge mit dem Sohne des Königs von Portugall vermählt.

An dem nähmlichen Tage wollte Mademoiselle von Charolois, der heimlichen Zusammenkünfte überdrüßig, die bisher von ihr im Hotel von Condé gegeben wurden, das Lustschloß des Herzogs von Richelieu zu besuchen, weil sie schon viel davon hatte sprechen hören. Zwey von ihren Kammerfrauen waren mit ihren Liebschaften bekannt, und durch diese ließ sie dem Duc folgendes Billet schreiben:

„Zwar spricht die Göttin nicht selbsten, aber die Nym-
„phen, ihre Günstlinginnen, warnen den Halbgott, dem
„höckerichten Manne in die morgende Versammlung des
„Parlamentes zu folgen.“

Der

Der Herzog, welcher sonsten keine Gelegenheit verabsäumte, seinen Platz bey diesem hohen Gerichte zu behaupten, opferte jetzt willig die Ehrbegierde den Wünschen der Prinzessin auf und empfing diese zärtliche Freundin in seiner geheimnißvollen Einsiedeley, allwo man ihn für das gebrachte Opfer hinlänglich zu entschädigen suchte. Nicht zufrieden mit dem Genusse einer einzigen Schäferstunde, hatte er am nähmlichen Abend ein Frauenzimmer besucht, nach dessen Besitz der Cardinal Dubois sehr eifrig strebte. Allein diese Schöne gab, ungeachtet der Allgewalt des Premierministers, dennoch unserm Richelieu den Vorzug, und der Cardinal wußte lange nicht, wer der Nebenbuhler wäre, der ihm den Sieg streitig machte.

Richelieu betrug sich in Rücksicht der Mademoiselle von Charolois mit eben der Klugheit, die er immer bey ähnlichen Gelegenheiten zu beobachten pflegte. — Einstens befand er sich in der Versammlung der Academiker, die so eben den Cardinal Dubois zu ihrem Mitgliede angenommen hatten. Fontenelle entehrte bey der Aufnahme dieses neuen Bruders seine Beredsamkeit, indem er das Lob desselben bis zu den Sternen erhob; denn er verglich ihn niederträchtiger Weise mit den größten Ministern. Und wirklich kann man nicht ohne Unwillen die Rede lesen, die er bey dieser Gelegenheit hielt. Muß aber das Genie seine Lobeserhebungen deßwegen an Böswichter verschwenden, weil solche die höchsten Ehrenstellen bekleiden? Dubois, der Verworfenste unter den Menschen, fand unter den Philosophen einige Männer, die seine Laster zu Tugenden zu erheben suchten.

Der Herzog verließ die Academie, um jene Schöne zu besuchen, die ihn mit heißer Sehnsucht erwartete; aber Dubois störte bald die Freuden unserer Liebenden. Zwar hatte Frau von *** ihren Leuten befohlen, niemand vor sie zu lassen; doch der argwöhnische Cardinal, der sich über alles hinwegsetzte, betheuerte mit den heftigsten Schwüren, daß er schlechterdings mit ihr sprechen müßte, weil er Sachen

von der größten Wichtigkeit ihr mitzutheilen hätte. Die Bedienten, welche den Character dieses Mitglieds des sogenannten heiligen Collegiums *) genau kannten und ehemahls Zeugen von der Achtung gewesen waren, die ihre Gebietherin gegen ihn hatte blicken lassen, fürchteten natürlicher Weise einen Premierminister und wagten es also nicht, ihm den Eingang zu verwehren. Aber was sah er, als er in das Zimmer trat, die beyden Verliebten hatten, weil sie allein sich glaubten, jede zwangvolle Zurückhaltung bey ihrer Zusammenkunft verdrängt. Das Erstaunen des Cardinals kann also nur mit dem Schrecken des Herzogs und seiner Geliebten verglichen werden. Denn man hatte dem Prälaten für den Tag seiner Aufnahme bey der Academie gewisse Vergnügungen versprochen; und jetzt sah er die so eifrig gesuchte Stelle von einem andern besetzt. Aber keine Feder vermag seinen Zorn zu schildern; der endlich in diese kraftvollen Worte ausbrach: „Zum Henker, Madame! es verlohnte „sich wohl der Mühe, in meiner Gegenwart ein solcher Zieraffe zu seyn und so viele Tugend zu heucheln, um die Buhldirne dieses verteufelten Kerls zu werden, den man fast „überall antrifft und nirgends verdrängen kann. Aber ich „schwöre Ihnen, daß ich nicht länger der Narr seyn will, „der sich von Ihnen bey der Nase herum ziehen läßt; und „bald sollen Sie innen werden, daß man meiner nicht spotten darf!“

Richelieu wollte jetzt den Cardinal besänftigen, der aber im geringsten keine Schonung bewieß, sondern sich der pöbelhaftesten und schmutzigsten Schimpfwörter gegen die Frau von *** und ihren Geliebten bediente. Daher glaubte der Herzog, den nähmlichen Ton annehmen zu müssen, und wahrscheinlich wäre der Streit sehr ernsthaft geworden, wenn nicht die zitternde Schöne, welche die Rache des Ministers befürchtete, ihm künftig eine bessere Aufnahme verspro-

*) Le sacré collége, das Cardinalscollegium.

sprochen hätte. Auch both Richelieu, der nun wohl merkte, daß ein solcher Zwist ihn lächerlich zu machen vermöchte, dem erzürnten Priester willig die Hand; und so wurde der Friede wieder hergestellt, nachdem Se. Eminenz aufs Neue alle Ihre Galle ausgespieen hatte.

Der Herzog, dem sehr wenig an dem Besitze der Frau von *** gelegen war, erboth sich hierauf, dem Cardinal mit diesem Frauenzimmer allein zu lassen. Doch war derselbe noch allzusehr erbittert, als daß er dieses verbindliche Anerbiethen benützen konnte. „Ich brauche Sie nicht dazu, „sprach er zu ihm, sondern verlange nur so viel von Ihnen, „daß Sie nicht immer den artigsten Weibern nachjagen, da„mit ich doch wenigstens eine einzige bekommen kann.“

„Lieber Mitbruder, versetzte hierauf lächelnd unser Ri„chelieu, geben Sie mir nur Ihre Liste, und ich verspreche „Ihnen solche gewiß zu respectiren.“

Dubois fand diese Antwort sehr witzig und wurde auf einmahl wieder guter Laune; denn er liebte unsern Richelieu außerordentlich, ob er gleich von ihm aller seiner Maitressen beraubt wurde, denn der Listige war überhaupt kein unangenehmer Gesellschafter. Und so ging es auch dem Regenten. Als aber hierauf der Herzog dem Cardinal seiner academischen Rede wegen, die schmeichelhaftesten Complimente vorzusagen begann, da antwortete unter andern der Prälat: „Ich habe mehr zu thun, als diese Leute durch Declamation „zu belustigen; überdieß ist meine Rede eben so wenig von „mir selbst verfertigt worden, als die Ihrige aus Ihrem „Kopfe geflossen ist.“ Zugleich verließ er ihn mit folgenden Ausdrücken: „Lieber Mitbruder, — weil es ja Mitbruder „heißen soll, denken Sie nur fleißig daran, daß ich Sie viel „lieber in der Academie, als hier sehe.“

Der Herzog von Richelieu hatte noch einige lustige Auftritte mit dem Cardinal Dubois, und vielleicht war es sein Glück, daß diese Eminenz durch ihre vielen Ausschweifungen ihren Tod beschleunigte. Das Privatleben dieses Prie-

sters war eine beständige Reihe von wollüstigen Handlungen, von Irreligion und Schurkenstreichen; er glaubte weder an Gott, noch an irgend eine Tugend. Deßwegen beging er auch die größten Abscheulichkeiten, wenn er nur seinen Endzweck erreichen konnte; nichts war ihm so heilig, das er nicht aufzuopfern bereit stand, so bald es sein Vortheil erforderte. Er verschwendete die Reichthümer des öffentlichen Schatzes und beredete die Franzosen zu einem Kriege gegen die Spanier, bloß um des Cardinalshuths willen, dessen er in jedem Betrachte unwürdig war. Er ließ dem Regenten vergessen, daß der angegriffene Fürst der Oheim des Königs und eben derjenige wäre, der vorher dem Reiche so viel Blut und Geld gekostet hatte, um ihn auf den Spanischen Thron zu erheben. Ein Jahrgehalt von mehr als einer Million, welches er von den Engländern empfing, bestimmte ihn, die Alliance dieses Volks der Freundschaft gegen die Spanier vorzuziehen; eine Freundschaft, die sich doch ganz auf die Natur gründete und welche zu brechen, keine vernünftige Ursache vorhanden war. Edelmüthig zum Schein und von geitzigem Character, erschöpfte er den königlichen Schatz und hinterließ nach seinem Tode 1,100,000 Livres, ohne seine rückständige jährliche Einnahme zu rechnen, die sich auf mehr als 1700000 Livres belief. Sein Mobiliar-Vermögen war unermeßlich; er hatte sich ein goldnes Tischgeschirr verfertigen lassen, und indeß er seine Tage in solchem Wohlleben dahin brachte, gab er seiner Gemahlin, die erst 20 Jahre nach ihm starb, kaum die nöthigsten Lebensbedürfnisse. Jedermann weiß, daß er verheirathet war, und doch wollte er dieses Geheimniß vor den Augen der Welt verbergen. Aus diesem Grunde beredete er den Intendanten der Provinz jede Spur davon zu vertilgen. Dieser begab sich also, da ihm unendlich viel an der Gnade des Ministers gelegen war, zu dem Geistlichen, welcher den Cardinal copulirt hatte, und bemächtigte sich der Schlüssel des Pfarrers, nachdem zuvor dessen Wein mit einem Schlaftrunke war vermischt worden, dann aber be-

ging

ging er sogar die Kühnheit, das Blat, worauf Dubois Trauung stand, aus dem Kirchenbuche zu reissen. Ueberhaupt empörte der Eintritt des Letztern in den Staatsrath die Herzen aller Rechtschaffenen und war fast die alleinige Ursache, warum so viele Große ihre Stellen niederlegten. Als Erzbischof, Cardinal und Premierminister hatte er die größten Lobeserhebungen vernommen; aber nach seinem Tode wagte es niemand, einem so gefürchteten und verachtungswerthen Menschen eine Leichenrede zu halten.

Er starb am 10. August 1723 an den Folgen seiner übermäßigen Wollust, denn man mußte einen ohnehin schon sehr gefährlichen Schnitt an ihm vornehmen, der dadurch um so gefährlicher ward, weil er während der Sommerhitze und an einem 66jährigen Manne geschah. Aller angewandten Vorsicht ungeachtet, offenbarte sich dennoch in kurzem der Krebs und weil also alle Hoffnung verlohren war, den Patienten retten zu können, so that man ihm den Vorschlag: das Abendmahl zu genießen; allein die schrecklichsten Flüche waren die Antwort hierauf. Doch das Sonderbarste war ohne Zweifel dieses, daß der Regent selbsten ihn zuletzt zum Empfang der Sacramente beredete *). Das abgeschnittene Glied stand noch in einem Gefäße auf einer Commode, wohin der Priester, stolz darauf, eine Eminenz berichten zu dürfen, ohne Ueberlegung das Viaticum stellte. Gewiß ein empörendes und selt-

*) Dieser Priester starb an einer Folge seiner Ausschweifungen. Er fand ein Mittel, um in seinen letzten Augenblicken den beschwerlichen Pflichten der Religion zu entgehen, von welcher er bekanntlich sehr wenig hielt. Er schützte nähmlich vor, daß es für die Cardinäle ein besonderes Ceremoniel gäbe und daß ein Cardinal niemahls die letzte Oelung und das Viaticum empfange. Der Pfarrer von Versailles stellte hierauf deshalb eine Untersuchung an; unterdessen aber starb unser Dubois. S. le Siecle de Louis XV par M. de Voltaire, S. 36. Es ist also deutlich, daß dieser Cardinal noch nicht die Sacramente empfangen hatte, als er dahin starb, wie man etwa aus unserem Texte muthmassen könnte. Anm. des Uebers.

seltsames Schauspiel, das ein Oberhaupt der Kirche in seinen letzten Augenblicken dem Französischen Hofe gab.

Der Regent beschäftigte sich nach Dubois Tode immer mehr mit den Angelegenheiten des Staats und entsagte, wo nicht der Wollust selbsten, doch wenigstens dem äußern Scheine derselben. Ueberhaupt war dieser Fürst sehr liebenswürdig, aber unglücklicher Weise zu schwach und, durch das Beyspiel seines Ministers verleitet, einer ausschweifenden Trunkenheit ergeben. Freundlichkeit, Geduld und Sanftmuth, dieß waren die Grundzüge seines Characters; er hörte jedermann mit jener Güte an, wodurch so leicht die Herzen der Menschen gefesselt werden, und konnte sogar alle Weigerung ertragen. Welcher Unterschied nun zwischen ihm und der stolzen Unbiegsamkeit des Cardinals! Warlich! dieser Letztere verdient mit Recht die Verwünschungen eines jeden Rechtschaffenen, da er einen Prinzen verdarb, welchem die Pariser, ungeachtet der Unfälle, die er durch die Errichtung jener allgemeinen Bank über sie verhängte, dennoch mit heisser Liebe anhingen. Seine Handlungen während den vier Monathen, da er seinen elenden Günstling überlebte, beweisen hinlänglich, daß er mit leichter Mühe das Verderben des Reichs hätte entfernen können, wenn er den Rathschlägen mancher Böswichter weniger gefolgt wäre. Er starb am 2. November des nähmlichen Jahrs in den Armen einer seiner Maitressen, der Herzogin von Phalaris, an einem Schlagflusse. Zweifelsohne erfolgte sein Tod für Frankreich zu früh, denn er hatte versprochen, seinem unglücklichen Vaterlande wieder empor zu helfen. Es scheint aber, daß seine abscheulichen Gewohnheiten, noch mehr aber sein Hang zur sinnlichen Wollust, seine Organen dergestalt abstumpften, daß er fast zu jedem Geschäfte unfähig ward.

Er hatte sich, als seine Regentschaft begann, die Hochachtung und Liebe der ganzen Nation erworben; denn er beschützte nicht nur die Gelehrten und Künstler, sondern war auch überhaupt ein gütiger Herr, der sehr wenig mit dem Ge-

Gefühle der Rache bekannt schien *). Wenn er ja einige Erbitterung zeigte, so geschah es bloß gegen die legitimirten Prinzen; von denen der Eine — der Herzog du Maine — nebst der Frau von Maintenon und dem Pater le Tellier alle nur mögliche Kunstgriffe aufboth, um ihm die Regentschaft zu nehmen. Das Volk nannte ihn nur Philipp den Sanftmüthigen **) zumahl die ehedem allgemein verbreitete Sage: daß er den Herzog von Bourgogne mit Frau und Kindern vergiftet habe, als Verläumdung befunden wurde. Dennoch glaubten ihn einige alte Diener Ludwig XIV dieser Abscheulichkeit schuldig; aber ihr Argwohn wurde durch keine Gewißheit bestättigt. Jeder Böswicht hat immer bey Begehung eines Bubenstücks irgend eine versteckte Absicht; welchen Endzweck konnte aber der Herzog von Orleans bey diesem vorgeblichen Morde erreichen? Vielleicht keinen andern, als sich selbsten auf den Thron zu erheben. Aber stand nicht der Herzog von Anjou, nachmahliger König Ludwig XV, der Einzige, der zur Regierung gelangen konnte, seinen Absichten entgegen? Warum suchte er diesen nicht aus dem Wege zu schaffen? Ich will gerne zugeben, daß er ihn bey Lebzeiten seines Oheims nicht vergiften konnte. Aber er hatte doch, dem öffentlichen Gerüchte zufolge, Mittel gefunden, drey Prinzen aus der Welt zu räumen; die Hinrichtung eines schwachen und kraftlosen Kindes, das ihm die Krone entriß, war also sicher keine Unmöglichkeit für ihn. Und vermochte er nicht, während seiner Regentschaft, das Maß seiner Verbrechen voll zu machen? Die Regierung Ludwig XV ist also ein deutlicher Beweiß von der Nichtigkeit dieser abscheulichen Beschuldigung.

Nur sein außerordentlicher Hang zu den schändlichsten Vergnügungen, seine Entfernung von der Arbeit und die Be-

*) Mit Recht vergleicht ihm deswegen Voltaire a. a. O. S. 37. mit dem Könige Heinrich IV. Anm. des Uebers.

**) Philippe le Débonnaire.

Befolgung verderblicher Rathschläge sind die eigentlichen Flecken seines Lebens; denn sie verursachten nicht nur den Verfall der Finanzen und so manche Widerwärtigkeiten der Kirche und des Staats, sondern machten auch verschiedene Jahre seiner Regentschaft unruhig und gefahrvoll. Aber dennoch war dieser Fürst selbst mitten unter seinen Ausschweifungen, gegen die Gefährten seiner ärgerlichen Freuden zurückhaltend und weder seine Günstlinge, noch seine Maitressen erfuhren jemahls in jenen Augenblicken, wo sich bisweilen das Herz zutrauensvoll aufschließt, etwas von den Angelegenheiten des Staats.

Ohne Zweifel aber wird man es ihm niemahls vergeben können, daß er den lasterhaften Dubois seines gänzlichen Vertrauens würdigte; umsonst würde man ihn damit entschuldigen, daß dieser Mann sein Erzieher gewesen. Er kannte ihn sicher genau, weil er schon als Jüngling von ihm verdorben und auf den Weg des Lasters geführt wurde; er hielt ihn selbsten für das, wofür ihn in der Folge das Publicum hielt. Dieses beweisen folgende Worte, als er ihn zum Staatsrath erhoben hatte: „Ich bitte Dich, lieber Abbé, „beobachte künftig mehr Rechtschaffenheit und denke auf die „Veredlung deines Characters!“

Aus Unwissenheit also konnte keineswegs der Regent den niederträchtigen Cardinal zu den höchsten Ehrenstellen erhoben haben; er wurde vielmehr dadurch noch schuldvoller, daß er Frankreichs Schicksal den Händen eines Mannes vertraute, den er selbsten verabscheute. Möchte er ihn doch immer zum Diener seiner geheimen Freuden gewählt und ihm ausschlußweise diese schändliche Beschäftigung übertragen haben; sie war dieses Priesters würdig und konnte nur zum Falle einiger Weiber gereichen, für die sich kein Rechtschaffener interessirte. Aber einen Erzbischof und Cardinal, und sogar einen Premierminister aus ihm zu machen — dieses hieß zu gleicher Zeit der Religion spotten und das Glück der Franzosen für welches er sorgen sollte, auf das Spiel setzen!

Kurz:

Kurz: diese Wahl ist ein unauslöschlicher Flecken in seinem Leben. Denn er mußte allerdings die Unmöglichkeit voraus sehen, einen Mann, in dessen Augen die Rechtschaffenheit eine Schimäre war, und der alles seinem Privatvortheile aufopferte, auf andere Wege zu bringen.

Zwölftes Kapitel.

Der Herzog von Bourbon-Condé *) wird Premierminister. Richelieu macht der Frau von Prie, der Maitresse dieses Prinzen, den Hof. Er übergibt demselben ein, die Vermählung Ludwig XV betreffendes Memoire, als dieser, zum Nachtheil der Infantin mit der Tochter des Königs von Pohlen sollte verheirathet werden.

Das Volk, welches immer glücklich zu werden hofft und doch so selten seine Hoffnungen erfüllt sieht, glaubte jetzt daß eine Veränderung im Ministerium sein Schicksal verbessern könnte. Es sah also mit der innigsten Freude die Stelle des Regenten, der seinem niederträchtigen Minister bald im Tode nachfolgte, durch den Herzog von Bourbon-Condé besetzt, welcher gleich nach dem Hintritte des Herzogs von Orleans, den König um die Ertheilung dieses Postens ersucht hatte. Denn der Bischof von Fréjus, nachmahliger Cardinal von Fleury, der im Geheim nach der Regierung des Staates strebte, glaubte noch nicht soviel Credit zu besitzen um einem Prinzen von Geblüt den Rang streitig machen zu können, und deßwegen leistete er ihm auch bey dem jungen Monarchen unterschiedliche Dienste.

War vormahls der Regent von einem nichtswürdigen und ränkevollen Manne beherrscht worden, so ward es jetzt

*) Im Originale: M. le Duc.

der Herzog von Bourbon-Condé nicht minder von einem artigen Frauenzimmer, das statt seiner das Ruder des Staats führen wollte. Die Marquisin von Prie, Gemahlin des Französischen Abgesandten am Turiner Hofe, unterjochte ihn dergestalt, daß sie Frankreich nach eigener Willkühr zu regieren vermochte. Auch nahm die zwischen den Häusern Orleans und Condé herrschende Erbitterung immer mehr über Hand; die Kreaturen des Regenten wurden ihrer Stellen entsetzt und man beschloß sogar die Zurücksendung der Infantin, bloß unter dem Vorwande, daß sie für den König noch zu jung wäre.

Der Herzog von Richelieu, der bisher bey den von ihm angesponnenen Intriken auf nichts weiter, als auf die Vortheile seines Vergnügens gesehen hatte, glaubte jetzt, diese Ränke zu seiner Beförderung anwenden zu müssen. Er bemühte sich also, bey der Frau von Prie jene anmuthsvolle Talente zu enthüllen, die ehedessen die Besiegung so mancher Schönen beschleunigt hatten. Gedachte Dame, die sich dem Herzog von Bourbon-Condé mehr aus Ehrsucht als aus Liebe ergeben hatte, verschmähte keineswegs die Liebkosungen eines jungen Mannes, mit welchem sich das Publicum lange schon beschäftigte und dessen unbedeutendste Handlungen als äußerst wichtig befunden wurden. Sie weihte ihn hierauf in den Geheimnissen der Regierung ein und benachrigte ihn unter allen andern zuerst von dem Project einer Vermählung Ludwig XV mit der Tochter des Königs von Pohlen.

Richelieu kannte den leichtsinnigen Character der Frau von Prie und hatte sich willig in der Treulosigkeit den Vorrang ablaufen lassen, um mit jedem Vorwurfe verschont zu bleiben. Er wußte noch überdieß seine Nachgiebigkeit geltend zu machen und genoß daher immer ihr Zutrauen und ihre Freundschaft. Denn die Marquisin entdeckte ihm nicht nur die wichtigsten Geheimnisse, sondern auch sogar das von ihr entworfene Project: dem Könige eine Gemahlin zu geben,

ben, die keine andere Stütze hätte als den Herzog von Bourbon-Condé und sie. Zwar war anfangs die Wahl auf die Prinzessin von Vermandois, die Schwester dieses Prinzen, gefallen; allein die Verachtung, womit sie der Günstlingin begegnete, als solche unter einem erborgten Nahmen zu ihr in das Kloster nach Tours gekommen war, vereitelte bald diese schmeichelhaften Hoffnungen.

Der Herzog von Richelieu endlich von der Nothwendigkeit: sich nützlich zu beschäftigen, überzeugt, widmete sich immer mehr und mehr den öffentlichen Angelegenheiten. Allein dieses verhinderte ihn dennoch nicht, der Frau von Gontaut den Hof zu machen, und durch sie die Zahl seiner Lieblinginnen zu vermehren. Diese Dame besaß ungemein viel Klugheit und Gefühl; und wäre Richelieu für eine ernsthafte Verbindung geschaffen gewesen, so hätte ohne Zweifel nur sie die Siegerkrone erbeutet. Aber die Frau von Matignon, die einige Zeit nachher ihre Stelle einnahm, war vielleicht der unwiderlegbarste Beweis, daß sie keine ausschließende Gewalt über sein Herz hatte. Frau von Gontaut, welche die Beförderung ihres Liebhabers mit Sehnsucht herbeywünschte, suchte jetzt seinen Hang zum Studieren, der bisher erloschen schien, wieder zur Glut anzufachen. Sie stellte ihm vor, daß er einstens Minister werden könnte, und so verdoppelte das Verlangen nach der Herrschergewalt seine Thätigkeit.

Als die Rede von der Vermählung des Königs war, so theilte sie ihm ein Memoire mit, daß man ihr in der Absicht übergeben hatte, um die Wahl der Pohlnischen Prinzessin zu hintertreiben, und Richelieu legte bey der Frau von Prie wirklich damit Ehre ein. Ein kurzer Auszug desselben kann also unsern Lesern nicht unwillkommen seyn.

„Man muß sich allerdings verwundern, heißt es unter andern darinnen, daß unter so vielen Vorschlägen, die „Heirath des Königs betreffend, derjenige in Rücksicht der „Tochter

„Tochter des Grafen von Leczinski in einige Betrachtung
„kommen konnte."

„Denn ohne der außerordentlichen Ungleichheit zu ge-
„denken, die sich zwischen einem so großen Prinzen und ei-
„nem Frauenzimmer ohne Rang und Geburt, das noch über-
„dieß nur aus dem niedern Pohlnischen Adel abstammt und
„dessen Reize und andere persönlichen Vortheile von gerin-
„gem Belange sind, befindet; so scheinen noch viele wichti-
„ge Gründe, in Ansehung des Staatsinteresse sowohl, als
„der gegenwärtigen Lage der öffentlichen Angelegenhei-
„ten und unzähliger glänzenden Aussichten, womit sich noch
„der Ruhm des verstorbenen Königs und der Nation verei-
„nigt, ein Project zu verwerfen, welches dem allen schnur-
„stracks entgegen seyn würde; ja es müßte nur ein besonde-
„res unglückliches Verhängniß obwalten, wenn die Sache so
„weit käme, daß man eine Parthie für den König von Frank-
„reich als vortheilhaft erklären könnte, die sein Obersi-
„kammerherr sowohl, als der Prinz von Baden, der Bru-
„der der Herzogin von Orleans und sogar ein bloßer Ka-
„valier seines Reichs ausgeschlagen hätte."

„Aber so wichtig auch immer diese Gründe seyn mö-
„gen, so gibt es doch noch einen stärkern, der überhaupt
„eine besondere Aufmerksamkeit verdient."

„Schwerlich überdenkt man die drückende Last, die
„durch diese Heirath dem Könige aufgelegt würde, wenn er
„sich mit Leuten befassen müßte, deren Wünsche unmöglich
„zu befriedigen wären und die also in kurzem, so bald sie
„sich in ihren überspannten Hoffnungen getäuscht fühlten,
„zu dem unerträglichsten Mißvergnügen herabsänken."

„Und wenn sie auch jetzt, zur Erreichung ihrer Absich-
„ten, alle Bedingnisse eingingen, die man ihnen nach Maß-
„gabe des Interesse von Frankreich und der Würde des de-
„thronisirten Königs von Pohlen, der weiter nichts, als
„den blosen Titel, besitzt, vorschreiben würde; so bliebe
„doch sicher das Bestreben; ihren überspannten Ideen und
„Ansprü-

„Ansprüchen sowohl, als ihren, wahrscheinlicher Weise un„erfüllbaren, Wünschen ein Ziel zu setzen, vergeblich."

„Es erhellt also, wie ich glaube, deutlich hieraus, daß „man sich auf jedem Fall, wo nicht einer außerordentlichen „Gefahr, doch wenigstens gewissen Verdrüßlichkeiten Preis „gibt. Denn die Vermählung des Königs mag entweder „zu Stande kommen oder nicht, so entsteht doch immer eine „oder die andere dieser Inconvenienzen hieraus."

„Kommt sie nicht zu Stande, wie dieses leicht gesche„hen kann, wie vielen Vorwürfen müßte man sich dann von „Seiten des Prinzen und der Nation aussetzen? Und wel„cher Darstellung wäre diese Sache nicht fähig?"

„Geht übrigens diese Vermählung vor sich und erlangt „wirklich die erwählte Person vermöge der Superiorität ihres „Alters einige Gewalt über das Herz des jungen Prinzen, „wird man wohl dadurch von der Besorgniß befreyt werden, „daß selbige, von dem unvermeidlichen Mißvergnügen ihrer „Anverwandten geleitet, eben diese Gewalt zum Nachtheil „ihrer Wohlthäter mißbrauchen könnte? Und wie vermöchte „man den auffallenden Schritt, in Rücksicht der Zurücksendung „der Infantin, gegen Spanien und das ganze Europa zu „rechtfertigen, wenn solcher nur durch eine Wahl unterstützt „würde, welche der Erwartung des katholischen Königs und „aller derjenigen, welche die Weisheit und Vorsicht der „Französischen Regierung kennen, so unwürdig ist? Würde „aber letztere im Gegentheil nicht mit Ruhm überhäuft wer„den, wenn dasjenige, was sie zum Wohl ihres Vaterlands „that, von solchen Maßregeln begleitet wäre, welche selbst „die Mißvergnügten billigen müßten?"

„Aus diesem Grunde schlägt man zwey Prinzessinnen „aus einem erlauchten Hause vor, von denen jede mit den „Vorzügen der Geburt zugleich alle persönlichen Eigenschaf„ten, Jugend, Schönheit, Erziehung, gute Sitten und „Rechtschaffenheit des Herzens in sich vereinigt und daher „einen für die Wahl des Königs von Frankreich und die Auf-

„merk-

„merksamkeit der Regierung würdigern Gegenstand dar-
„stellt. Diese Damen sind:

„Die Tochter des regierenden Herzogs von Sachsen-
„Eisenach und einer Prinzessin von Weissenfels Christine Wilhelmine, gebohren den 3. September
„1711.

„Und die Prinzessin Louise Dorothea, Tochter des
„regierenden Herzogs von Sachsen-Meinungen und
„einer Prinzessin Friedrich Wilhelms, Kurfürsten von
„Brandenburg, gebohren 1710."

„Man kann sich zwar keineswegs in der Wahl der einen und der andern dieser Prinzessinnen vergreifen; aber „doch wünschte der Verfasser dieses Aufsatzes der Letztern, „ihres Alters wegen den Vorzug geben zu dürfen. Denn „es ist, seiner Meinung nach, kein anderer Ausweg vorhanden, aus der gegenwärtigen Lage, die an und für sich „schon bedenklich ist und eben deßwegen dem Publicum verborgen bleiben muß, sich besser und mit leichterer Mühe zu „retten."

„Die einzige, im Wege stehende, Schwürigkeit wäre „vielleicht die Religion: allein außerdem, daß sie hier von „minderem Gewichte seyn würde, als sie es ehedessen bey „einer Prinzessin von der sogenannten reformirten Kirche, „oder in Ansehung Englands, Dännemarks und Preussens „in jenem kritischen Zeitpunkte der Religionsstreitigkeiten gewesen war, so hätte man doch jetzt weiter keine Hindernisse „zu befürchten, zumahl die vorgeschlagene Prinzessin sich nicht „nur, so zu sagen, ganz isolirt fände, sondern auch aus einem Hause abstammte, dessen Oberhäuptern, als nunmehrigen ächten Bekennern des Katholizismus, der heilige „Stuhl unendlich viel zu verdanken hätte. Ja, es würde „sogar ein gewisses Hülfsmittel geben, um diese Schwürigkeit aus dem Wege zu räumen, wenn man nähmlich durch „die Minister des Pohlnischen Hofs etwas von dieser Sache „zu Rom merken ließe, damit endlich der Papst selbsten die

„oben-

„obenerwähnte Person zur künftigen Gemahlin unsers Kö-
„nigs vorschlüge, welches also wahrscheinlicher Weise die
„Widerspruchsparthey zum Stillschweigen bringen würde."

„Ohne Zweifel müßte die Bekehrung einer Sächsischen
„Prinzessin für den römischen Hof ein sehr wichtiger Gegen-
„stand seyn, und zwar der glänzenden Aussichten wegen, die
„demselben in Rücksicht dieses Hauses zu Theil werden könn-
„ten, ob man gleich eingestehen muß, daß die Besorgniß des
„heiligen Vaters, in Ansehung einer andern protestantischen
„Familie, nicht ganz ungegründet wäre. Man könnte sich
„übrigens in der Folge des Credits des Königs von Pohlen
„bey dem Römischen Hofe mit Nutzen bedienen, um das gute
„Vernehmen mit Spanien wieder herzustellen, welches, al-
„lem Anscheine nach, nur durch diesen Weg geschehen kann,
„da jede Hoffnung auf die Unterstützung des Englischen Mi-
„nisteriums verschwunden ist."

„Wenn der obige Vorschlag genehmigt würde, so woll-
„te man die Mittel und Wege, deren man zur glücklichen
„Ausführung desselben benöthigt wäre, weitläuftiger ange-
„ben; wenn aber ja wider alle Erwartung die Sache schon zu
„weit gekommen und eine Wahl getroffen wäre: dann be-
„dürfte man vielleicht keiner Gründe mehr, dann hätte man
„bloß solche Mittel nöthig, die zur Beendigung dieses Laby-
„rinthes beytragen könnten."

„Sowohl in dem einen, als in dem andern, Falle ver-
„lange man nur sechzehn oder achtzehn Tage — eine Zeit,
„die zur Absendung und zur Wiederkehr eines Couriers unum-
„gänglich nöthig sey — um entweder den neuen Vorschlag
„zu bestättigen, oder doch wenigstens dem erstern eine schick-
„liche Gestalt zu geben und die Bedingnisse fest zu setzen, die
„nicht nur die Verbindung mit dem Könige von Pohlen, son-
„dern auch das Interesse der Regierung zu fördern scheinen.
„Denn welche Vorwürfe würde man sich nicht machen müs-
„sen, wenn man ohne einen kleinen Aufschub bey einer so
„wichtigen Sache zu beobachten, in einiges Ungemach ver-

„fiele?

„fiele? Und wie vermöchte man die Aufopferungen der obi„gen wichtigen Vorschläge, die noch dazu von solchen ein„leuchtenden und unwiderlegbaren Gründen unterstützt wer„den, nicht nur gegen das unpartheiische Publicum und den „König von Spanien, der mit Recht die Ehre seiner Fami„lie und seines Reichs aufrecht zu erhalten wünscht, sondern „auch sogar gegen unsern Monarchen zu rechtfertigen? Gäbe „nicht die Vernachlässigung dieser Gründe den augenschein„lichsten Stoff zu einem unausbleiblichen Vorwurfe und „Tadel?“

Frau von Gontaut stellte hierauf dem Herzog von Richelieu vor, daß die künftige Gemahlin des Königs, wenn er zu ihrer Erhebung auf den Thron etwas beytrüge, schlechterdings gegen ihn dankbar seyn müßte. Zwar war unser Held selbsten von dieser Wahrheit überzeugt, und er verdoppelte daher sein Bestreben: die Wahl einer Sächsischen Prinzessin zu bewerkstelligen; allein Paris Duvernai, einer der vorzüglichsten Lieblinge des Herzogs von Bourbon-Condé und der Frau von Prie, vereitelte alle Versuche. Denn er gab der so eben gedachten Dame zu verstehen, daß sie die Königin unumschränkt beherrschen könnte, wenn solche die höchste Stufe des Glücks nur durch ihre Hülfe erreicht hätte. Durch dergleichen Vorspiegelungen verführt, brachte es die listige Günstlingin in kurzem so weit, daß die Tochter eines abgesetzten Königs, deren Mitgift bloß in schimärischen Ansprüchen bestand und die noch dazu Ludwig den XV an Alter übertraf, den größten Prinzessinnen vorgezogen wurde. Mit einem Worte: der fast allmächtige Einfluß jener Mätresse des Premierministers, noch mehr aber die Zurücksendung der Spanischen Infantin, deren Vermählung mit dem Könige hintertrieben wurde, bedeckte die Französische Nation mit der unauslöschlichsten Schande. Denn man hielt dem Enkel Ludwigs des XIV, Philipp dem V das gegebene Versprechen nicht, obschon keine gegründete Ursache zu diesem Schritte vorhanden war; ja, es wurde sogar eine Wahl getroffen,

troffen, die nothwendiger Weise das Erstaunen von ganz Europa erregen mußte. Wahrlich ein wichtiges Beyspiel von der gränzenlosen Gewalt der Minister, die alles ihrem Vortheile und Ehrgeitz aufopfern und oft die Sclaven des Eigensinns ihrer Mätressen sind! Die Könige müssen ihnen einen Theil ihrer Macht anvertrauen, und diese Uebertragung der Herrschaft verbreitet entweder Glück oder Unglück um sich herum, je nachdem sie gut oder schlimm ausgetheilt ist. Wenn ein trefflicher und standhafter König selbsten das Staatsruder zu führen verstünde, so könnte er nie zu mächtig werden; denn seine Obergewalt würde nur dazu dienen, um die Verbrecher jeder Art und aus allen Ständen ohne Unterschied zu bestrafen. Der Wille eines Einzigen wird allemahl geschwinder vollzogen, als die Befehle mehrerer Menschen: die Züchtigungen würden daher immer dem Laster auf der Ferse nachfolgen und die Belohnungen mit Ueberlegung ausgetheilt werden. Zum Unglück aber sind oft die Könige in die Nothwendigkeit versetzt, die Zügel der Regierung solchen Männern zu überlassen, die sich wohl hüthen, sie mit der Kunst: selbige zu führen, bekannt zu machen; und so herrschen unter ihrem Nahmen Habsucht, Stolz und Tyranney. Diese schreckliche Hyder nun mußte man zuletzt von der Erde vertilgen; und man kann daher dem Dekrete der Nationalversammlung, wodurch die Verantwortlichkeit *) der Minister anbefohlen wurde, unmöglich seinen Beyfall versagen, wenn anders keine besondern Aussichten oder Intriken die Vollziehung dieses Gebothes verhindern. —

Schimmernd hatte man jetzt die Vermählung des Königs gefeyert und die junge Monarchin staunte mit Recht den Glanz an, der sich um sie her verbreitete. Denn noch nie hatte sich etwas so täuschungsvolles ihrem Auge dargestellt; sie saß zitternd auf dem Throne, der für sie bestimmt war und bezweifelte immer ihr Glück. In ihrer schüchternen Einfalt

*) responsabilité.

Einfalt betrachtete sie alles, was sie sah, als einen Traum, von dessen Wirklichkeit sie sich nicht überzeugen konnte. Aber dennoch wurde diese, anfangs tadelswerthe, Heirath, vermöge einer Folge von Begebenheiten für Frankreich sehr nützlich, weil ihm dadurch der Besitz der Herzogthümer Lothringen und Bar — von denen der Vater der Königin die Nutzniesung hatte — zugesichert wurde. Ja, man muß gestehen, daß keine andere Verbindung, selbst mit den größten Monarchen in Europa nicht, dem Reiche so viele wesentliche Vortheile gebracht hätte. Aber weder der Herzog von Bourbon-Condé, noch die Frau von Prie, vermochten so weit zu sehen; sie zogen bloß ihre Leidenschaften zu Rathe und waren nur auf Mittel bedacht, um ihre Habsucht auf lange Zeit hinaus zu befriedigen.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Herzog von Richelieu wird als außerordentlicher Gesandter nach Wien geschickt. Er gilt daselbst für einen Spion. Sein Zwist mit dem Herzog von Riperda *), Spanischen Bothschafter.

Der Hof des Regenten war so verdorben gewesen, daß man jetzt in Rücksicht der Wahl der Personen, aus welchen der Hofstaat der Königin bestehen sollte, außerordentlich verlegen war. Zwar wünschte man lauter Frauenzimmer von unbescholtenem Rufe bey ihr anzustellen; allein man mußte dieses Project aufgeben und weit weniger kritlich seyn. Es wurden also nur diejenigen dazu genommen, die am wenigsten den öffentlichen Gesprächen ausgesetzt waren; und doch mußten sich fast alle den Vorwurf machen, dem Herzog von Richelieu allzuviel Gehör gegeben zu haben. Er vermochte daher keinen einzigen Schritt an dem Hofe zu thun, ohne eine Geliebte anzutreffen; ja, er verstand sich sogar vortrefflich darauf, sie alle zusammen in sein Interesse zu ziehen.

Die Anhänglichkeit, die er gegen die Frau von Prie bezeigte, hinderte ihn jedoch keineswegs, auch bey dem Bischofe von Frejus häufige Besuche abzustatten. Denn er kannte die Gewalt desselben über das Herz des jungen Monarchen, und sein durchdringender Geist sah also bald voraus, daß das Steuerruder des Staats über lang oder kurz sich in den Händen dieses Prälaten befinden würde. Fleury suchte zwar nur allmählig seine Absichten zu erreichen; er war aber beynahe der Erfüllung seiner Wünsche gewiß. Von

 einem

*) Dieser Riperda war ein Holländer von Geburt und vor der Zustandebringung des Tractates mit dem Wiener Hofe, so zu sagen, allmächtig; er fiel aber bald darauf in Ungnade und mußte sich in das Königreich Marokko flüchten, wo er nach vielen vergeblichen Versuchen, der Stifter einer neuen Religion zu werden, in dem kummervollsten Elende dahin starb. Anmerk. des Uebersetzers.

einem gränzenlosen Ehrgeitz beherrscht, wußte er doch als geschickter Staatsmann diese schwache Seite seines Charakters unter der Maske der größten Bescheidenheit zu verbergen; er harrte nur auf eine günstige Gelegenheit und zürnte daher in seinem Herzen auf diejenigen Fehler nicht, welche der Herzog von Bourbon-Condé, durch ein ränkevolles und herrschsüchtiges Weib auf die schändlichste Art hintergangen, zu Schulden kommen ließ. Der Bischof muthmaßte also mit Recht, daß die Mätresse in kurzem ihren Fall beschleunigen und ihm ihre Stelle überlassen müßte. Nur er allein hatte sich der Zurücksendung der Infantin entgegen gesetzt, und deswegen traf er auch die ernstlichsten Anstalten, um nicht seinen Zögling der Pohlnischen Prinzessin Preis zu geben. Denn da er die Hofschranzen kannte, so zweifelte er im geringsten nicht an den guten Willen derselben: die Königin von den Schwierigkeiten zu unterrichten, die er ihrer Erhebung auf den Thron im Weg gestellt hatte. Er sah also jetzt deutlich, daß es hohe Zeit wäre, sich seines ganzen Ansehens bey dem Könige zu bedienen, um jenen Eindruck zu schwächen, den natürlicher Weise das erste Frauenzimmer auf den Jüngling machen mußte; und sein Sieg war so vollkommen, daß die Königin — selbst zu der Zeit, wo ihr Gemahl mit der innigsten Liebe ihr anhieng, wo er sogar diejenigen, die im Gespräche mit ihm anderer Damen erwähnten, fragte: ob es denn noch eine Schönere, als die seinige gäbe? — daß diese Prinzessin sage ich, niemahls einigen Einfluß in den Staatsrath hatte.

Der König und die Königin von Spanien, außerordentlich über den Schimpf aufgebracht, den man ihnen in Rücksicht der Zurücksendung der Prinzessin zugefügt hatte, verstatteten jetzt dem Abbé de Livry, Französischen Minister an dem Portugiesischen Hofe, kaum die nöthige Zeit, sich aus ihren Staaten zu entfernen; ja, das Volk theilte sogar ihre Erbitterung in solchem Maße, daß es alle, ihm aufstoßende, Franzosen beleidigte. Besonders gab die Königin öffentliche Beweise ihres Zorns

und

und bewog endlich ihren Gemahl, dem Herzog von Riperda, seinem Bothschafter zu Wien, die Befehle zuzusenden: seinen Tractat mit dem Kaiser in aller Eile abzuschließen.

In dieser politischen Krisis war es unumgänglich nöthig, einen Minister nach Wien zu senden, der über Frankreichs Interesse zu wachen verstünde. Kein Wunder also, daß der Herzog von Richelieu zu diesem wichtigen Posten ernannt wurde. Seine Abschiedsbesuche bey den Damen seines Herzens waren zärtlich und zahlreich und er entriß sich ihren Armen, bloß von dem Gedanken beseelt: sich durch diese Gesandschaft einen glänzenden Ruhm zu erwerben. Er hatte die Kunst verstanden, alle Minister, besonders den Herzog von Bourbon-Condé auf seine Seite zu bringen. Diese Anhänglichkeit schadete jedoch keinesweges seiner Achtung gegen den Bischof von Frejus. Zwar sah er allerdings voraus, daß einer den andern besiegen würde; allein in diesem Augenblicke hielt er den Triumph des Premierministers für gewiß.

Richelieu, der bisher nur mit seinem Vergnügen beschäftigt war, wird in der Folge beweisen, daß er es ganz verdiente, an einem wichtigen Posten angestellt zu werden; denn sein einige Jahre hindurch ununterbrochenes und mühsames Studium der Kunst: die Geheimnisse der Höfe zu entlocken, vermag uns hinlängliche Proben zu geben, daß er schon in seiner Jugend zum geschickten und glücklichen Staatsmann gereift war, wodurch er also wahrscheinlicher Weise den höchsten Ruhm hätte erlangen können; aber auch andere Epochen seines Lebens zeigen, daß er Fähigkeiten genug besaß, um ehrenvoll die Würde eines Feldherrns zu bekleiden. Doch wir überlassen den Geschichtschreibern die Mühe, in alle einzelne Theile der Regierung einzudringen; unser Zweck ist bloß: die Hauptsache seiner Gesandschaft anzuführen.

Der neue Bothschafter wollte jetzt, nur von dem täuschendsten Schimmer umgeben, in Wien erscheinen, weil er mit Zuversicht glaubte, daß eine reiche Equipage und eine

zahlreiche und prächtig gekleidete Dienerschaft ihn als den Repräsentanten des größten Königs in Europa ankündigen würde. Und wirklich hatte noch nie ein Mann so viel Luxus um sich her verbreitet, als Richelieu, der hier zum erstenmahle jenen Hang zur Pracht befriedigte, der sein ganzes Leben hindurch immer seine Seele beschäftigte. Denn er führte eine große Anzahl von Gesellschafts-Cavalieren, von Pagen, Stallmeistern, Heiducken, Laufern und Bedienten mit sich; aber auch sein übriges Gefolge war sehr zahlreich. Mit einem Worte: er vernachlässigte nichts, was die Augen der Welt zu verblenden vermochte.

Unerachtet dieses Glanzes aber, womit er umgeben war, galt er dennoch für einen Spion des Französischen Hofs und wurde daher als solcher sehr übel empfangen. Man sagte ihm sogar, daß er zu einem Bothschafter noch viel zu jung wäre *); allein der Bischof von Frejus, dem er die Verdrüßlichkeiten meldete, die er auszustehen hatte, bath ihn inständigst, geduldig zu seyn und besonders mit Vorsicht zu Werke zu gehen.

Der Kaiser, Karl VI, obschon von der stolzen Erinnerung an seine Königsgröße und Würde beseelt, war dennoch Sclave der zwangvollsten Etikette. Sein Herz behielt selbst bey Religionsübungen diese Gesinnung und Richelieu mußte sich bequemen, den Schein eines Andächtigen anzunehmen. Allein er bezeugte mehr als einmahl seinen Freundinnen und besonders der Herzogin * *, mit welcher er einen beständigen Briefwechsel unterhielt, seinen Unwillen über ein so beschwerliches Ceremoniel. Er schrieb deswegen auch an den Marquis von Silly, der ihn im Gegentheil mit Nachrichten von dem Französischen Hofe zu trösten suchte.

Die Kaiserlichen Minister blickten übrigens mit Scheelsucht auf den jungen Herzog, weil sie einen von Seiten des Königs bevollmächtigten Bothschafter fürchteten; sie liebten sich

*) Er war damahls erst 29 Jahr alt.

sich nicht untereinander und hauptsächlich war der Prinz Eugen einer der vornehmsten Gegenstände ihrer Eifersucht, zumahl derselbe wegen seiner Beyhülfe in Ansehung der Tractaten mit Spanien immer mehr die Gunst ihres Monarchens zu genießen schien. Aber Karl betrachtete diese Negotiation als sein eignes Werk und war außerordentlich bemüht, sein Vorhaben: einige seiner Prinzessinnen mit Spanischen Infanten zu vermählen, durchzusetzen.

Bey sogestalten Sachen hatte der Französische Gesandte alle nur mögliche Kunst und Standhaftigkeit nöthig; er mußte also eine sehr leidende Rolle spielen. Der Wiener Hof, der gänzlich für Spanien eingenommen war, wollte jetzt öffentlich den Herzog von Riperda in den Besitz der Kapellen setzen und gab also vor, daß immer der Eine warten müßte, wenn der Andere schon angelangt wäre, weil der Zuerstgekommene ohne Unhöflichkeit nicht könnte verdrängt werden. Durch alles dieß suchte man unsern Richelieu zu demüthigen, der jetzt von seinem Hofe Befehle erhalten hatte, seinen Einzug in die Kaiserstadt aufzuschieben. Er that aber deßwegen die lebhaftesten Gegenvorstellungen und behauptete, dem Herzog von Riperda auf alle Fälle die Spitze biethen zu müssen. Zugleich benachrichtigte er die Regierung von der baldigen Abreise desselben nach Spanien, weil ihn Philipp V mit der Würde eines Premierministers bekleidet hätte.

Endlich äußerte er noch in einem Schreiben an den Herrn von Morville, welcher damahls dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten vorstand, daß es höchst nöthig wäre, einen stolzen Ton anzunehmen, wenn man anders die Idee von der Schwäche und Furchtsamkeit des Französischen Ministeriums vertilgen wollte. Denn man könnte dadurch sehr leicht den Kaiserlichen Hof täuschen, der, durch so manche Besorgnisse geschreckt, alle Bedingnisse und sogar den Vorschlag: die Streitigkeiten zwischen Spanien und Ludwig XV zu schlichten, eingehen würde. Ueberdieß habe der Kaiser eine außerordentliche Furcht für den Krieg und

M 4 dächte

dächte nur so ausschlußweise auf die Verheirathung seiner Töchter, daß Spaniens Wiederaussöhnung mit Frankreich bald wieder hergestellt werden könnte.

Ungeachtet der Warnung des Französischen Ministeriums, das noch immer auf schicklichere Gelegenheiten wartete, nahm dennoch der Abgesandte gegen die Kaiserlichen Minister den Ton an, den er seinem Systeme zu Folge, für nöthig hielt, und bald empfing er von ihnen die Versicherungen von dem Wunsche ihres Souverains: mit dem Könige in gutem Vernehmen zu stehen. Inzwischen aber verwarf der Herr von Morville jeden Vorschlag zu einem neuen Bündnisse mit Spanien, wenn solches der Kaiser bewirken sollte; denn er wollte durchaus keinen andern Vermittler, als den König von England haben, von dessen Freundschaft man sich die schmeichelhaftesten Hoffnungen machte. Ja, er behauptete sogar, daß vielmehr Oesterreichs Vortheil erförderte, die Sache nicht nur zu hintertreiben, sondern auch zwischen England und Frankreich Mißhelligkeiten zu stiften. Nichts desto weniger aber bekam der Herzog von Richelieu die Erlaubniß: seinen Einzug halten zu dürfen.

Riperda, der überall seine Kreaturen besaß und noch dazu den Haß seines Hofs gegen Frankreich zu theilen schien, glaubte jetzt, einen jungen Mann, der erst vor kurzem seine diplomatische Laufbahn angetreten hatte, mit verächtlichem Stolze behandeln zu können. Er maßte sich also des Vorrangs über ihn an und dachte solchen beständig erhalten zu müssen. Richelieu aber, der ihn in seinem Herzen für nichts weiter als einen Schurken erkannte, schien dessen Beleidigungen nicht lange zu ertragen. Zwar vermied er auf das sorgfältigste jede Streitigkeit, die deßhalb zwischen beyden Höfen entstehen konnte; allein er machte sich kein Gewissen daraus, seinem Gegner einen Gesandtenstreich zu spielen. Auch both sich die Gelegenheit dazu bald darauf ihm dar. Denn als eines Tages der Herzog von Riperda vor ihm in das Zimmer des Kaisers gehen wollte, sich aber noch

auf

auf der Treppe befand; da eilte der geschwindere Richelieu vor ihm vorbey und gab ihm mit dem Elbogen einen solchen Stoß, daß derselbe zurück taumelte und die Treppe hinunter fiel. Zwar nahm er hierauf seinen Rang ein; weil er aber glaubte, daß diese Uneinigkeit verdrüßliche Folgen haben könnte, so begab er sich des Abends in Riperda's Pallast, der sich jedoch geradezu verläugnen ließ. Des andern Morgens ließ er sich durch einen Bedienten nach dessen Gesundheit erkundigen; allein auch dieser kam ohne Antwort zurück. Endlich traf er selbsten den Beleidigten an, bey welcher Gelegenheit derselbe von ihm um die Ursache seines Stillschweigens befragt wurde. Riperda murmelte hierauf einige unverständliche Worte her und verließ eiligst unsern Helden, dem er nie wieder den Vorrang streitig zu machen, bemüht war. Einige Zeit nachher rief ihn sein Souverain von diesen Gesandtschaftsposten zurück.

Richelieu hatte bisher alle nur mögliche Mittel aufgesucht, um in eine Verbindung mit dem Prinzen Eugen zu kommen, der außerordentlich viel Freundschaft gegen ihn blicken ließ. Aber diese bestand nur in einigen unbedeutenden, wo nicht ganz nichtigen, Höflichkeitsbezeigungen, sie war nichtsweniger als mittheilend und der Gesandte konnte also nicht den Vortheil daraus ziehen, den er gehofft hatte. Doch der Schlaue rief jetzt die Liebe zur Hülfe, denn er glaubte mit Zuversicht, daß sie auch hier für ihn nicht ohne Nutzen seyn könnte, da sie vorher schon zu seiner Beförderung beygetragen hatte. Die Gräfin von B — th — ni war die Geliebte des Prinzen Eugens und besaß ganz das Zutrauen desselben. Richelieu versuchte daher, weil er sich der Kunst: dem schönen Geschlechte gefällig zu werden, bewußt war, die Gewogenheit eines so wichtigen Frauenzimmers zu erlangen.

Als eingeweihter Politiker hielt er die Ausführung dieses Entwurfs für ungemein wichtig. Er schmeichelte sich

ohne einige Unterstützung die Geheimnisse des Kaiserlichen Ministeriums durchdrungen zu haben und suchte daher, um dessen gewiß zu werden, das unbeschränkte Zutrauen der obengedachten Gräfin zu erlangen. Das Glück, welches ihm vorher in Frankreich als Freundin gelächelt hatte, verließ ihn auch jetzt in Teutschland nicht. Sein Nebenbuhler war der Prinz Eugen, der sich durch seine Siege über Ludwig XIV, und besonders über die Türken, unsterblichen Nachruhm erwarb, dem aber sein herannahendes Alter keinen so glücklichen Erfolg in der Liebe zu versprechen schien. Richelieu kam zur Frau von B — th — ni, mit allen Vorzügen der Jugend und Anmuth reichlich geschmückt, und die scharfsichtige Gräfin konnte sich nicht enthalten, ihm heimlich einen ausgezeichneten Vorzug zu geben. Der listige Schmeichler theilte also bald mit dem Prinzen ihre Gunstbezeigungen und erfüllte die Schöne mit dem ganzen Uebermaße seiner Verdienste. Entzückt über eine so lebhafte Liebe, von welcher sie die Proben, so oft sie nur wollte, erhielt, schloß sie mit Recht, daß der Gesandte wenigstens eben so sehr die Kunst zu lieben, als die Besorgung der Angelegenheiten seines Souverains verstünde, und empfand daher eine fast gränzenlose Hochachtung gegen ihn.

Vertraulichkeit ist gewöhnlich die Tochter der Hochachtung. Alle Geheimnisse des Prinzen wurden daher dem neuen Liebhaber vertraut, der durch diese Mittel die Operationen zu vereiteln im Stande war, welche dem Interesse seines Königs schnurstracks entgegen liefen. So zum Beyspiel vernahm unser geschickter Bothschafter durch eben diesen Kanal, daß nicht nur der Kaiser den zu seinem Einzug bestimmten Tag aufzuschieben gedächte, sondern daß auch der Herzog von Riperda, der schon seine Abreise angekündigt hatte, seine Gegenwart in Wien verlängern wollte. Man sah ihn also seine Betriebsamkeit verdoppeln und hörte ihn in einem stolzern Tone sprechen, als er bisher gewohnt war. Allein der

der Prinz Eugen und Herr von Zinzendorf versicherten ihn, daß er bey dem Kaiser mit Gewalt nichts würde ausrichten können.

Vierzehntes Kapitel.

Richelieu's öffentlicher Einzug in Wien. Abenteuer mit der Prinzessin von L — ein bey einer Schlittenfarth. Folgen dieser Begebenheit. Unser Held verschaft dem Bischofe von Frejus den Cardinalshuth. Er wird hierauf, noch ehe er das hiezu bestimmte Alter erreicht hatte, Ritter des heiligen Geists - Ordens. Die Beendigung seiner Negotiation und seine Zurückkehr nach Paris.

Endlich wurde nach vielen neuen Plackereyen und unzähligen Verdrüßlichkeiten sein öffentlicher Einzug auf den 7. November und seine feyerliche Audienz bey dem Kaiser auf den folgenden Tag bestimmt. Bey dieser Gelegenheit enthüllte der Herzog von Richelieu alle die Pracht, die er so gern um sich her verbreitete. Und wirklich war noch kein auswärtiger Bothschafter mit solchem Glanz erschienen. Durch Befriedigung seines Geschmackes glaubte er den Wiener Hof nothwendig täuschen zu müssen. Er hatte 69 Kutschen zu sechs Pferden und sechs andere dergleichen, an welche die größte Pracht verschwendet war. Der erste Staatswagen des Abgesandten war von innen und außen mit karmosinrothem Sammet überzogen und nicht nur mit goldenen Stickereyen, sondern auch mit dergleichen Franzen geziert. An allen vier Seiten, die mit Laubwerk umgeben waren, befanden sich die Wappen des Herzogs von gestickter Arbeit; sein verzogener Nahme, ebenfalls gestickt, war an den beyden Kutschenschlägen angebracht; die Hinterseite schien ganz mit Stickerey belastet, so wie auch die Decke, deren Sammet mit dichtem Laubwerk von gesticktem Golde umgeben war,

wel-

welches sich in der Mitte vereinigte und einen Blumenkranz bildete. Die Pferde waren dunkelbraun, ihr Geschirr bestand aus karmosinrothem Sammet mit vergoldeten silbernen Platten beschlagen und mit goldenen spanischen Spitzen besetzt, sogar die Federbüsche waren karmosinroth mit Gold durchflochten.

Der zweyte von blauem Sammet und von der nähmlichen Pracht war mit den Sinnbildern des Friedens geschmückt: er wurde von Apfelschimmeln gezogen, welche blaue Federbüsche mit goldenen Zierrathen auf dem Kopfe trugen und deren Geschirr eben so, wie der Sammet an der Kutsche, mit Gold gestickt war.

Der dritte Wagen von grünem Sammet war mit Gold gestickt und mit den nähmlichen Franzen besetzt, die Decke hatte man mit künstlichen Arbeiten von vergoldetem Metalle geziert; die Pferde waren isabellfärbig, ihre Geschirre gestickt und die Federbüsche grün mit Gold garnirt.

Der vierte von gelbem Sammet schien mit silbernen Stickereyen und eben dergleichen Franzen ganz bedeckt zu seyn; an der Decke sah man die Figuren der Klugheit, des Geheimnisses u. s. w. Er wurde von sechs schwarzen neapolitanischen Hengsten gezogen, deren Geschirr mit dem Sammet in der Kutsche von gleicher Farbe und mit silbernen Platten und Stickereyen besetzt war; auch ihre Federbüsche hatte man mit Silber durchflochten.

Die Eine von den beyden andern Kutschen war von hanfgrauem Sammet und Gold gestickt und die Geschirre und Federbüsche von gleicher Farbe, und die Andere hatte man rosenfarb ausgeschlagen und mit Silber bordirt. Die Pferde davon waren Rothfüchse, die Geschirre rosenfarb mit silbernen Platten und Stickereyen, so wie auch die Federbüsche.

Das Gefolge war eben so glänzend. Zuerst erschienen sechs Läufer in rother sammeter Kleidung, die durchaus mit sil-

silbernen Tressen besetzt war und das Uebrige ihres Putzes bestand aus Silberstoff und Franzen.

Hierauf kamen funfzig Bediente in Scharlach gekleidet, deren Röcke mit Purpurseide und Silber bordirt waren, und welche Tressenhüthe mit weißen Federn und silberne Degen trugen.

Ihnen folgten zwölf Heiducken mit silbernen Stäben.

An diese schloßen sich zwölf Pagen zu Pferde, alle in rother sammeter und mit Silber gestickten Kleidung. Der übrige Zug wurde verhältnißmäßig angeordnet und von dem Pagenhofmeister und Unterhofmeister, Stallmeister, Unterstallmeistern, Schweitzern und vier und zwanzig Stallknechten sowohl mit Handpferden, als reitend beschlossen.

Dieser prachtvolle Aufzug ging von der Laustrasser Vorstadt aus durch das Italienische Thor nach der St. Johannis Strasse, woselbst der Abgesandte seinen Pallast hatte.

Aber noch ein außerordentlicherer Umstand zeichnete dieses glanzvolle Schauspiel vor allen, bisher gesehenen, aus. Denn nicht nur die Reit- und Handpferde, sondern auch diejenigen an dem Wagen des Herzogs waren mit Silber beschlagen; diese Beschläge bestanden aus zwey Theilen und waren nur mit einem ganz kleinen Nagel angeheftet, so daß sie alle auf dem Wege verlohren gingen und von dem Volke erbeutet wurden.

Des andern Tags hatte der Bothschafter seine öffentliche Audienz bey dem Kaiser, der regierenden Kaiserin und der Kaiserin Amalia, bey welchen Gelegenheiten immer die nähmliche Pracht zu sehen war. Der Herzog erschien an diesem Tage in französischer Kleidung, und zwar in dem Anzuge der Pairs, wenn sie ins Parlament gehen, und beobachtete diesen Gebrauch bey allen öffentlichen Gesellschaften. Dießmahl hielt er in seinem Pallaste eine zahlreiche Tafel von mehr als 500 Personen; die Cavaliere des päpstlichen Nuntius und des Erzbischofs von Wien waren dazu eingeladen, alle Hausofficianten des hohen Adels fanden hier ihre Stelle

und

und um dem Volke, welches haufenweis herzu lief, um an diesem verschwenderischen Feste Theil zu nehmen, mehrere Freyheit zu verschaffen, ließ der Gesandte alle seine Zimmer öffnen und begab sich nur sehr spät zur Ruhe.

Aber das Merkwürdigste an diesem Tage war die schleunige Abreise des Herzogs von Riperda.

Als Richelieu die Verbannung des Herzogs von Bourbon=Condé und der Frau von Prie erfuhr, so bekümmerte ihn zwar diese Nachricht, ohne ihn jedoch zu erschrecken. Er war bey seiner Ankunft in Wien von dem Hasse, den man gegen den Premierminister trug, Zeuge gewesen; denn es verging kein Tag, wo nicht eine neue erdichtete Erzählung oder Spottlieder auf seine Person zum Vorscheine kamen, und es blieb ihm also kein Zweifel mehr übrig, daß seine Gegner ihn aufopfern würden. Ueberdieß hatte ihn die Herzogin von ***, von den Vorkehrungen des Bischofs von Frejus benachrichtiget, welcher, voll Vertrauen auf seinen Einfluß, nach der zweyten Würde im Königreich strebte und daher jede Klage benutzte, die gegen den Premierminister und seine Günstlingin erhoben ward.

Unterdessen hatte der Herzog durch Herrn von Morville vom Könige Befehl erhalten, sich keiner andern Vermittelung, als derjenigen des Papstes und des Königs von England zu bedienen, weil der Kaiser aller Wahrscheinlichkeit nach die Wiederaussöhnung mit Spanien zu hintertreiben Willens wäre. Richelieu mußte daher, zumahl er von dem Gegentheile überzeugt war, zugleich diese Ideen des Staatsraths von Versailles und die Entwürfe des Wiener Hofs bestreiten, und dieses brachte eine gänzliche Veränderung in seiner Lebensart hervor. Denn er war nicht mehr derjenige Mann, dessen Seele nur immer von Vergnügungen träumte; zwölf, funfzehen Stunden lange Arbeit des Tags über vermochte ihn nicht zu schrecken; er widmete sogar viele Augenblicke der Nacht seiner Correspondenz, und sein Schlaf, der ehemahls nur durch die Empfindungen der Liebe gestört wur=

wurde, ward jetzt durch ernsthaftere Gegenstände unterbrochen.

Aber eben diese Veränderung in seiner Lebensart, und noch mehr seine allzugroßen Beschäftigungen, brachten eine außerordentliche Zerrüttung seiner Gesundheitsumstände hervor. In Wien empfand er zum erstenmahle einige Anfälle von Hypochondrie; allein mitten unter seinen Besorgnissen traf er durch einen wunderbaren Zufall jenen allwissenden Damis wieder an, den er in Frankreich so sehr bedauert hatte. Seine Freude darüber zerstreute alle Furcht; aber sie war dennoch nicht ganz vollkommen, weil dieser Mann, seinem Vorgeben nach, sich nicht mehr mit der Auffindung des Steins der Weisen befassen wollte. Richelieu mußte sich also jetzt mit dessen Heilkunde begnügen und ob ihm gleich derselbe einige fruchtlose Rathschläge gegeben hatte, so befand er sich doch bey dem Gebrauche des Thee's so wohl, daß er solchen durch sein ganzes Leben ununterbrochen fortsetzte. Er studierte mit seinem Lieblinge die Medizin und bemühte sich, die Recepte einer Menge von Arzneyen zu sammeln, welche, ihren Aufschriften zufolge, alle von bewundernswürdiger Wirkung sind.

Inzwischen konnte der kostspielige Aufwand, den unser Abgesandte machte, nicht lange ohne Schulden fortgesetzt werden. Und wirklich gerieth Richelieu, weil ihm aus Frankreich wenig Geld nachgeschickt wurde, in keine geringe Verlegenheit dadurch. Er war also gezwungen, zumahl ihm die Teutschen nicht auf Credit borgen wollten, im Geheim seine Juwelen und Diamanten zu versetzen. Als er aber sah, daß man ihm die versprochenen Summen vorenthielt und er natürlicher Weise dadurch in seinen Entwürfen gehindert wurde, so drohte er endlich um seine Zurückberufung anzuhalten. Ueberdieß lud ihn der Kaiser zu keiner besondern Lustbarkeit, sondern bloß zum Gottesdienste ein, wo denn sein Geist einen sehr geringen Wirkungskreiß fand, und seine Lage war also sehr mühsam und beschwerlich. Kein

Wun-

Wunder also, daß er sich darüber unzähligemahle bey dem Herrn von Morville und dem Bischofe von Frejus beklagte, von welchem letztern er aber folgenden Brief empfing:

Rambouillet, den 4. May 1726.

Mein Herr!

„Ich habe zwey Tage hintereinander Ihre beyden, vom 10ten und 17ten des vergangenen Monaths datirten, Briefe empfangen, mit welchen Sie mich zu beehren geruhten. Freylich zeugten Ihre Depeschen von einer außerordentlichen Begierde: die Hauptstadt des teutschen Reichs zu verlassen, ja Sie schienen sogar darinnen vollkommen überzeugt zu seyn, daß der König Ihre Rückkehr nach Frankreich bewilligen würde. Auch Herr von St. Saphorin stand in der nähmlichen Meinung, zumahl vor zwey Monathen schon Ihre Zurückberufung höchst wahrscheinlich war. Und wirklich vermag niemand diesen Wunsch Ihres Herzens übel zu deuten; denn es ist sehr natürlich, daß Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage der Zeit Ihrer Wiederkehr nach Paris auf das sehnsuchtsvollste entgegen sehen. Sie können inzwischen versichert seyn, daß Ihr Verlangen hier im Geringsten keine Spur von irgend einem Mißvergnügen zurück ließ, ja daß sogar, wenn Ihre Abrufung von dem Gesandtschaftsposten bey den jetzigen Zeitumständen keine widrige Wirkung verursachte, schon die Verachtung des Kaisers, der an unserm Hofe keinen Bothschafter, sondern einen bloßen Residenten hält, ein wichtiger Beweggrund seyn würde, um Ihrer Bitte zu willfahren.“

„Wiewohl wir mit den Kenntnissen des Herrn von St. Saphorin nicht hinlänglich genug bekannt sind, so weiß man doch, daß wenn er mit Ihnen sehr genau verbunden ist, er, so zu sagen, mit Ihrem Kalbe zu pflügen vermag. Man kann übrigens nicht umhin, Ihrem ganzen Betragen das gebührende Lob zu ertheilen, besonders da Sie mit der vollkommensten Einsicht von dem Charakter des Hofes reden,

an

an welchem Sie die Angelegenheiten unsers Souverains besorgen und man überläßt also Ihrer Klugheit die Art und Weise, die Sie in Rücksicht der Verhandlungen mit ihm für gut befinden werden. Zwar können allerdings die großen Versprechungen des Herzogs von Riperda diesem Hofe einigen Lust zum Kriege eingeflößt haben; aber es ist doch mehr als wahrscheinlich, daß der Kaiser, der von jenem betrogen worden zu seyn glaubt, in der Meinung stehe, der König von Spanien habe selbst nicht so viel Geld, um seine Truppen nebst seinen Hofstaat bezahlen zu können. Deswegen stimmen auch, allem Anscheine nach, diese Herren Minister ihren Ton herab und geben uns die heiligsten Versicherungen von ihrer Friedensliebe; denn sie müssen jetzt nur zu groben Kunstgriffen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie uns mit England entzweyen wollen. Doch sie werden sicher dadurch ihren Zweck nicht erreichen können." —

„Mit Recht aber sind Sie wegen der allzulangen Vorenthaltung der Ihnen versprochenen Summen unruhig und Herr von Morville muß es sicher auch seyn, weil er immer die Bezahlung derselben in Vorschlag bringt. Indessen ist doch ziemliche Hoffnung vorhanden, daß nicht nur das Geld in Zukunft weit mehr circuliren werde, als es bisher geschehen ist, sondern daß auch der König Sie in Kurzem zu befriedigen vermöge. Auch Ihre Gründe, warum Sie so sorgfältig den Mangel, der Sie bedroht, zu verbergen suchen, heischen meinen ganzen Beyfall und es soll auch darüber von mir das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachtet werden."

„Daher scheint es mir auch billig zu seyn, Ihnen die ganze Lage der Sachen zu entdecken und sie mit jenem gränzenlosen Zutrauen zu beehren, das Sie in so vielen Rücksichten schlechterdings verdienen. Also frey heraus gestanden! Wir befinden uns in einer übeln Crisis und zuletzt muß sich dennoch alles enthüllen; denn Europa ist jetzt in einer viel zu

heftigen Bewegung, um lange in diesem Zustande bleiben zu können."

„Schlüßlich bitte ich Sie, von der Hochachtung und vollkommenen Ergebenheit überzeugt zu seyn, womit ich immer verharren werde u. s. w."

A. H. Bischof von Frejus.

Man bemerkt also leicht, daß dieses Schreiben unserm Richelieu keine nahe Hülfe verkündigte, und daß sich eben deßwegen seine Verlegenheit mit jedem Tage vermehren mußte. Ueberdieß vernahm er, daß man in Frankreich in Rücksicht der Wiederaussöhnung mit Spanien von der Vermittelung des Papstes und des Königs von England die schmeichelhafteste Hoffnung sich machte; und so wären beynahe alle seine Entwürfe gescheitert, hätte nicht sein muthiger Geist über jedes Vorurtheil sich hinweg gesetzt und standhaft behauptet, daß jenes wichtige Werk nur durch den Kaiser allein beendigt werden könnte.

Sein Rentmeister, welcher den Auftrag erhalten hatte, ohne Säumniß und sogar mit Aufopferung mancher Vortheile, Geld für ihn aufzutreiben, schickte ihm 60000 Livres, wodurch er so ziemlich wieder aufgerichtet wurde. Auch die Herzogin von ***, die eben so mit den Gefühlen wahrer Freundschaft, wie mit der Liebe bekannt und jetzt zur Witwe und Eigenthümerin ihres Vermögens geworden war, beschenkte ihn mit vier Wechselbriefen, jeden zu 25000 Livres, die ihn also natürlicher Weise in Stand setzten, jene Summen mit Muse erwarten zu können, welche Herr von Morville immer versprach und — niemahls übersandte.

Inzwischen bekam dennoch in Kurzem die Sache ein ganz anderes Ansehen; denn der Herzog von Richelieu, der jetzt noch mehr seine Thätigkeit verdoppelte und durchgehends die Würde seines Ranges zu behaupten bemüht war, sah endlich mit vielem Vergnügen den Tag anbrechen, wo man seine Vorstellungen in Ueberlegung zu nehmen schien. Zwar

Zwar waren die Grafen von Zinzendorf und Stahrenberg so ziemlich geneigt, den ihnen gethanen Vorschlägen Gehör zu geben; allein der Prinz Eugen sprach mit ungemein vieler Hitze gegen Frankreich und glaubte durch seinen stolzen Ton unsern Gesandten erschrecken zu können; ja, er legte dadurch zu gleicher Zeit seine ganze Erbitterung gegen den König von England an den Tag. Doch Richelieu, der sonsten nicht gewohnt war, dergleichen Großsprechereyen anzuhören, mäsigte sich jetzt und zog, weil er sich ganz kaltblütig dabey betrug, die größten Vortheile aus dieser Unterhandlung. Denn er sah bey allen Drohungen des Prinzen dennoch die Furcht, die derselbe für den Krieg hatte; und obgleich der Vicekanzler, um persönlicher Absichten willen, sich alle nur mögliche Mühe gab, die Sachen in Verwirrung zu bringen, so wußte doch unser Bothschafter mit wahrer Geschicklichkeit den Prinzen zu besänftigen und in Kurzem dessen Freundschaft zu erhalten.

Er merkte aber, daß ihn die andern Minister unabläßlich hintergingen, und erst bey einer Schlittenfarth erfuhr er in einem Augenblicke, wo er es am wenigsten erwartete, alle Geheimnisse des Wiener Hofs. Der Kaiser, der, wie gesagt, nur in Ansehung des Gottesdienstes an den Herzog zu denken schien, bey allen öffentlichen Lustbarkeiten aber seiner vergas, lud ihn endlich zu einer prächtigen Schlittenfarth ein. Richelieu glaubte bey dieser Gelegenheit mit seinem gewöhnlichen Glanze erscheinen zu müssen, und zu allem Glücke traf ihn die Reihe, die Prinzessin von L — — stein zu führen, welche mit den Vorzügen des Körpers auch die seltensten Geistesgaben vereinigte und mit allen Ministern in Verbindung stand. Diese sagte nach den Gewohnheitscomplimenten unterwegs zu ihm, daß der Eifer, den er für seinen Hof bezeigte, ihm allerdings Ehre machte, und daß sie daher Willens wäre, aus Neigung zu ihm, ihm einige Nachrichten zu ertheilen,

Man kann sich leicht denken, daß dieser Beweiß des Zutrauens von dem Herzoge mit Dank angenommen wurde. Er bath sie also, ihm die ganze Sache umständlich zu erzählen, und jetzt erfuhr er, daß Mäßigung nicht im Geringsten die Parthey wäre, die er ergreiffen müßte, weil die Vermehrung der Kaiserlichen Truppen kein Zeichen des Kriegs, sondern nur ein Hülfsmittel seyn sollte, um Frankreich zu schrecken, und daß die Politik seines Vaterlandes erforderte, sich ebenfalls zu rüsten, damit es nicht den Anschein hätte, als wenn solches einen unglücklichen Ausgang der ihm angekündigten Fehde besorgen müßte. Ueberdieß hätte, setzte die Prinzessin hinzu, das Wiener Ministerium keinen allzuguten Begriff von der Französischen Regierung und bloß der Gedanke an die Schwäche derselben, wäre im Stande gewesen, den Kaiser zur Annahme eines so stolzen Tones zu verleiten. Frankreich würde sich also übel berathen, wenn es den Papst und den König von England zu seinen Vermittlern mit Spanien wählte, weil nur der Kaiser allein die erwünschte Wiederaussöhnung bewerkstelligen könnte.

Der Herzog von Richelieu sah nun mit nahmenloser Freude, daß die, ihm enthüllten Geheimnisse, mit seiner Beobachtungsart vollkommen übereinstimmten. In der Ueberzeugung, daß er sich keineswegs getäuscht habe und daß das schon angegebene Mittel, um diese wichtige Unterhandlung zu beendigen, unter allen das beste wäre, verdoppelte er jetzt seine Zudringlichkeiten bey den Französischen Ministern, und antwortete dem Wiener Hofe, der ihn mit Krieg bedrohte, daß sein Souverain ebenfalls gerüstet stünde, und daß nicht Mangel an Geld noch an Truppen, sondern bloß der Abscheu gegen die Vergießung von Menschenblut denselben bewogen hätte, sich mit dem Kaiser in Unterhandlungen einzulassen. Mit einem Worte: er war so glücklich, seine Ideen durchzusetzen und man ließ also seiner scharfsichtigen Politik die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren.

Den=

Dennoch hatten seine Feinde, die ihn zwar vorher wegen seines außerordentlichen Glücks in der Liebe beneideten, jetzt aber von Zorn über seine Erhebung zu dem wichtigen Posten eines Gesandten glühten, die nachtheiligsten Gerüchte von ihm auszusprengen gesucht. Ihrem Vorgeben nach hatte er die Geheimnisse des Staats verrathen; allein die Vorsicht des Herzogs und noch mehr der glückliche Erfolg seiner Negociationen mußte sie allerdings zum Stillschweigen bringen. Weil man also unserm Richelieu nichts aufzubürden vermochte, so schloß man endlich mit dem Erstaunen, daß ein so junger und ausschweifender Mann alle nöthigen Eigenschaften eines Bothschafters besässe.

Die Prinzessin von L — — stein, welche so viele Theilnahme für den Helden unserer Geschichte bewiesen hatte, verdiente wohl, von demselben mit Augen der Dankbarkeit angesehen zu werden. Die ihrigen hingegen blickten schon lange liebevoll den Herzog an, und schienen ganz von seiner geistreichen Liebenswürdigkeit hingerissen zu seyn. Kein Wunder also, daß Richelieu die Bande wieder zu trennen suchte, die ihn bisher an die Gräfin von B — th — ni gefesselt hatten, besonders, da er glaubte, ein ununterbrochenes Liebesverständniß mit der so eben gedachten Prinzessin unterhalten zu können. Diese neue Verbindung vergalt dem Herzog die auszustehende Beschwerlichkeiten seines Postens; und das geheime Dunkel, welches sie umhüllte, machte ihre Freuden lebhaft und dauernd. Denn er konnte sich nur des Nachts zu dieser Geliebten begeben, wenn er anders des guten Rufes derselben schonen und bey dem Wiener Ministerium keinen Argwohn erregen wollte. Gewöhnlich ging er zu Fuße, in der einfachsten Kleidung und ohne alles Gefolge nach ihrem Pallast, wo er auf ein verabredetes Zeichen durch eine heimliche Thüre eingelassen wurde. Eines Abends aber, als er in diesem sonderbaren Aufzuge und in der nähmlichen Absicht ausgegangen war, da stieß er nahe bey der Wohnung seiner Lieblingin auf drey Bedienten von ihm, die ihn aber, weil

sie etwas zu viel getrunken hatten, nicht erkannten. Sie glaubten bloß einen Menschen zu sehen, der sich alle nur mögliche Mühe gab, um nicht beobachtet zu werden und wollten ihm deswegen, wie sie sich ausdrückten, zum Besten haben. Das für diesen Tag bestimmte Signal bestand in einem dreymahligen Händeklatschen; der Herzog hatte schon angefangen, als sie auf ihn losgingen, er begab sich also auf die andere Seite der Strasse, aber auch hier ward ihm der Weg vertretten. Voll Ungeduld daher über eine so unanständige Verfolgung versetzte endlich der Herzog, zumahl da er wußte, daß er es mit dreyen von seinen Bedienten zu thun hatte, demjenigen, der am nächsten bey ihm stand, einen überaus derben Streich mit seinen in der Hand habenden Stocke und befahl ihm dabey, seinen Weg zu gehen. Allein dieser, der in der Person unsers Abenteurers keineswegs seinen Gebiether vermuthete, rief in der unaussprechlichsten Wuth, daß man die Livrée des Französischen Bothschafters beschimpfte. Die andern kamen zu seiner Hülfe herbey, und schon wollte die herzueilende Wache unsern Richelieu verhaften, als er aus Furcht vor Mißhandlungen seinen Nahmen nannte. Kaum war er erkannt, so wurde die Scene noch unangenehmer für ihn; seine Leute warfen sich ihm zu Füssen, um die Verzeihung des so sehr Beleidigten zu erflehen; die Worte: Ihro Durchlaucht, Excellenz u. s. w. wurden verschwendet, und der Herzog, welcher das strengste Incognito zu beobachten wünschte, war jetzt eben so aufgebracht, da er sich erkannt erblickte, als er es bey dem ihm wiederfahrnen Schimpfe seyn mußte. Als aber immer mehr Leute sich einfanden, so ward er dadurch natürlicher Weise genöthigt, nach Hause zu gehen, bey welcher Gelegenheit es ihm weit größere Mühe kostete, sich den Entschuldigungen, als den ersten Aufwallungen des Zorns zu entziehen. Allein die Prinzessin, welche des andern Morgens von diesem Vorfalle benachrichtiget wurde, bestimmte ihrem Anbether für den nähmlichen Tag eine heimliche Zusam-

sammenkunft, in welcher die Zärtlichkeit die beyden Liebenden für die so eben erzählten Widerwärtigkeiten hinlänglich entschädigte.

Der Herzog von Richelieu war also in Rücksicht der Unannehmlichkeiten, die seine Negotiationen erschwerten, nicht nur genugsam getröstet, sondern seine Standhaftigkeit wurde auch, so zu sagen, mit Wucherzinns vergolten, weil der Kaiser, durch ihn bewogen, seinen Ton herabstimmte und einen Tractat unterzeichnete, der für Frankreich äußerst vortheilhaft war. Wir überlassen den Geschichtschreibern das Vergnügen, ihren Lesern eine genaue und umständliche Erzählung von dieser ganzen Unterhandlung zu liefern, uns gnügt es, nur das Einzige anzuführen, daß solche durch Richelieu's Sorgfalt und Geschicklichkeit, noch mehr aber durch seinen einschmeichelnden Geist, beendigt wurde. Doch schränkte sich unser Herzog nicht bloß auf diese Negotiation ein, er half auch dem Bischofe von Frejus den Cardinalshuth erwerben. Dieser nachmahlige Premierminister, der sich bisher mit nichts zu befassen schien, hatte jetzt den König bewogen, das Verbannungsurtheil des Herzogs von Bourbon-Condé zu unterschreiben, und bey dieser Gelegenheit zeigte zum erstenmahle der Monarch jene Verstellungskunst die in Wahrheit keinem Könige Ehre macht, und von welcher sein Vorfahrer, indem er dem Herrn Fouquet seine Gnade entzog, ein augenscheinliches Beyspiel gegeben hatte. Ludwig XV bewieß also, wie gesagt, dem Herzog von Bourbon-Condé noch an eben dem Tage, an welchem er den Befehl zu dessen Verbannung nach Chantilly ertheilte, ungemein viele Gunstbezeigungen, und der Unglückliche empfing sein Urtheil erst in dem Augenblicke, in welchem er nach Rambouillet abzugehen im Begriff war. Unmöglich kann man also ohne Unwillen sehen, daß der Cardinal von Fleury seinen Zögling zu solchen Schritten verleitete, die des Oberhaupts einer mächtigen Nation ganz unwürdig sind. Freylich verdiente der Premierminister seine Entlassung, weil

sich ganz Frankreich über ihn beklagte und besonders wegen seiner blinden Anhänglichkeit an der Frau von Prie, welche bekanntlich das Steuerruder des Staats allein lenkte. Er hatte es wie jeder Minister gemacht, der beym Antritt seiner Stelle alle guten und schlimmen Vorkehrungen seiner Vorgänger vernichtet; welcher nur immer solche Entwürfe wählte, die sein eignes Werk sind, und von welchen immer das Volk das unglückliche Schlachtopfer seyn muß. Allein nichts zwang den Cardinal von Fleury, den König dahin zu bringen, um diese elende Komödie zu spielen, deren Entwickelung jeder Vernünftige von selbsten einsehen mußte. Endlich erklärte Ludwig XV auf das Anrathen dieses Priesters, daß er den Herzog von Bourbon-Condé seiner Würden entsetzt hätte; ja, er schrieb sogar an den Cardinal von Noailles, daß, weil er die Regierung selbsten zu übernehmen Willens wäre, sich aber dazu noch viel zu schwach fände, man öffentliche Gebethe anordnen sollte, um den Beystand Gottes zu erflehen, dessen er zur klugen Beherrschung seiner Staaten äußerst bedürfte. Der Weihrauch stieg also in allen Tempeln empor, und das Volk, das immer geneigt ist, jedes gute Gerücht von seinen Königen zu glauben, bezeigte jetzt die unaussprechlichste Freude bey der Nachricht: daß sein Souverain bloß mit eigenen Augen sehen und an der Beförderung des Glücks seiner Unterthanen arbeiten wollte.

Unterdessen bemächtigte sich der bescheidene Bischof von Frejus allmählig der Obergewalt, nachdem er zuvor Sorge getragen hatte, alle seine Nebenbuhler zu entfernen und seinen Kreaturen die wichtigsten Stellen zu verschaffen. Doch sein vorzüglichstes Augenmerk war die gänzliche Entziehung seines Mündels von allen Staatsgeschäften und überhaupt von jeder Arbeit. Denn er wußte wohl, daß sein Gebiether, in Unwissenheit auferzogen, keinen Schritt zu thun vermochte, ohne ihn vorher um Rath zu fragen. Er regierte also, ohne daß er die Herrschergewalt in Händen zu haben

schien

schien, an der Stelle dieses Schwächlings, dem, so zu sagen der Thron ganz fremd blieb. Bald aber waren seine Absichten nicht mehr zweifelhaft, denn er wollte nicht nur eines von den Mitoberhäuptern der Kirche werden, sondern er übte auch ohne den Titel eines Premierministers zu führen, die Souverainität in ihrem ganzen Umfange aus. Dieser sanftmüthige Prälat, dessen Vorschritte nichts weiter, als Schneckenschliche, zu seyn schienen, hatte niemahls den Zweck, den er erreichen wollte, aus dem Gesichte verlohren; er gelangte dazu in einem Alter von 73 Jahren und erhielt bis zu dem Ende seiner Laufbahn, deren Ziel die Natur so weit hinaus gesetzt hatte, die seltenste Geistesgegenwart.

Fleury besaß übrigens keine von jenen glänzenden Eigenschaften, die ein großer Minister nothwendig besitzen soll, und doch war Frankreich unter seiner Staatsverwaltung am glücklichsten. Denn es nahm bald eine ganz andere Gestalt an und ob es gleich durch Law's Finanzsystem so ziemlich erschöpft war, so glaubte dennoch der Cardinal, daß noch unzählige Hülfsmittel vorhanden wären, wodurch jener Verlust ersetzt zu werden vermöchte. Gleich einem geschickten Arzte, welcher die schwächlichen Umstände seines Patienten genau kennt und ihn daher, weil er ihm keine allzustarke Arzney zu verordnen wagt, der Sorgfalt der heilsamen Natur überläßt, erkaufte auch der ruheliebende Cardinal, weil er den Krieg scheute, den Frieden vielleicht um einen allzuhohen Preiß; allein dieser Friede brachte die Handlung wieder in Aufnahme und führte den Ueberfluß in Frankreichs Gefilde zurück. Fleury verrichtete im Grunde nichts großes; allein eben dadurch wurde das Glück seines Vaterlandes befördert. Zwar war sein Geist furchtsam und also keineswegs zu wichtigen Unternehmungen geschaffen; aber er verstand die vollkommenste Oekonomie und betrachtete den Staat als ein großes Haus, worüber er die Aufsicht erhalten hatte. Mit einem Worte: nur durch Ruhe allein erhohlte sich Frankreich von seinen erlittenen Unfällen. — Fleury war sicher der

Mann nicht, der weit aussehende Plane entwerfen konnte, und mithin hatte auch sein Genie keinen Einfluß auf das Glück seines, bisher zu Boden gedrückten, Vaterlandes; aber seine Staatsverwaltung beweißt, daß man nur ein ehrlicher Mann zu seyn und in einem Reiche den Frieden zu erhalten braucht, wenn man solches auf den Gipfel des höchsten Wohlstands erheben will; daß ein Staat, wie Frankreich, keines Ministers bedürfe, der, mit einer unruhigen Seele und der kühnsten Thatkraft ausgerüstet, auf die Durchsetzung seiner allesumfassenden Entwürfe denkt; kurz: daß es genug sey, die Machtquellen des Landes keinem ränkevollen Schurken anzuvertrauen. Das Ministerium des Cardinals, der, wie man leicht aus seinen Vorkehrungen sehen kann, kein Politiker der ersten Größe war, spricht also allen seinen Nachfolgern das Urtheil.

Der Herzog von Richelieu sah jetzt mit der innigsten Freude das Ende seiner Negotiationen herannahen; seine Gesundheitsumstände waren zerrüttet und er strebte daher, nach Frankreich zurück zu kehren. Unterdessen war in dem Staatsrathe von Versailles der Vorschlag gethan worden, ihn als Bothschafter nach Spanien zu schicken; und wirklich konnte diese Gesandtschaft allein seinen Ehrgeitz aufs neue beleben. Aber er wünschte, bevor dieses geschehen würde, einige Zeit in Paris hinzubringen. Ermüdet von seinen bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten, schrieb er ohn Unterlaß an seine Maitressen und an den Marquis von Silly, daß er keine andere Ehrenbezeugung verlange, als die Würde eines Statthalters, oder sonst einen wichtigen Posten am Hofe. Zwar war seine Gegenwart in Wien noch immer nothwendig, und er hoffte daher, zum ersten bevollmächtigten Französischen Minister bey dem Congresse ernannt zu werden; allein der Cardinal Fleury hatte sich selbst diese Stelle vorbehalten. Folgender Brief kann uns übrigens zum Beweise dienen, daß derselbe nicht nur von seiner Allgewalt völlig überzeugt war, sondern daß er auch zu gleicher

Zeit

Zeit den Verdiensten des Herzogs von Richelieu die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Rambouillet den 26. Junius 1725.

„Ich antworte Ihnen jetzt, mein Herr, auf das unterm 14. dieses Monaths an mich erlassene Schreiben, mit welchen Sie mir den vom Herrn von Bournonville im Nahmen des Königs von Spanien unterschriebenen Tractat und folglich den Schluß der Ihnen aufgetragenen Unterhandlung überschickten. Zugleich begreife ich Ihre Ungeduld: einen für Ihre Gesundheit und übrigen häuslichen Vortheile so widrigen Ort zu verlassen, gar wohl; und weil Sie um Ihre Zurückberufung so dringlich ansuchen, so ist jetzt der König, in Rücksicht Ihrer Verdienste um ihn, zur Erfüllung Ihrer Bitte geneigt. Jetzt kommt es nur darauf an, Ihnen öffentliche Beweise dieser so wohl verdienten Zufriedenheit zu geben, und einen andern Mann aufzusuchen, welcher das gute Einverständniß zwischen den beyden Höfen, das beyläufig schon durch die Unterzeichnung der Präliminarartikel wieder hergestellt ist, erhalten könnte. Ich glaube Ihnen also schon im voraus von Seiten des Königs die Versicherung geben zu können, daß Sie im kommenden Januar zum Ritter des heiligen Geistsordens geschlagen werden; allein bis Se. Majestät sich über diesen Punct näher erklären, will ich Ihnen das Geheimniß mittheilen, das ich bereits schon Ihrem Geschäftsträger, dem Abbé von St. Remi, anvertraut habe. Es würde freylich schicklich seyn, Sie bey dem zu Stande gekommenen Friedens-Congresse zum bevollmächtigten Minister unsers Königs zu ernennen; allein Sie werden mir erlauben, Ihnen die drey folgenden Gedanken vorzulegen, die ich ernstlich zu überdenken bitte:“

„Erstens will ich Ihnen offenbahren, daß Se. Majestät mich zu Ihren ersten Bevollmächtigten ernennen werden, weil vielleicht meine Gegenwart bey dem Congresse von einigem Nutzen seyn kann, und dann weiß ich nicht, ob Sie in diesem Falle

nach

nach mir der Zweyte zu seyn, sich entschließen könnten, besonders da die andern Herzoge einen solchen Schritt für Erniedrigung ihres Ranges halten würden."

„Zweytens ist es wahrscheinlich, daß der Congreß von langer Dauer und mit den größten Beschwerlichkeiten verknüpft ist. Diese Langwierigkeit und noch mehr jene Lappereyen, die sich unmöglich von den Negotiationen mit so vielen, in Rücksicht der Denkart unendlich weit von einander verschiedenen und zum Theil ziemlich trägen, Völkerschaften, trennen lassen, könnten Ihnen vielleicht die tödlichste Langweile verursachen, oder doch wenigstens nicht nach Ihrem Geschmacke seyn. Ich hingegen könnte nicht im geringsten, im Fall mich der König mit der gedachten Stelle begnadigte, diese Verdrüßlichkeiten erfahren, weil ich nur von Zeit zu Zeit, wenn meine Gegenwart unumgänglich nöthig wäre, diesem Congresse beywohnen würde."

„Drittens wissen Sie ohne Zweifel von selbsten, daß die Engländer Ihnen nicht allzuviel trauen und Sie als einen Mann ansehen, der überall ihrem Interesse zuwider handelt. Dieses könnte vielleicht manche Schwierigkeiten erregen und Sie vielen Plackereyen aussetzen, die gewöhnlich mit einer solchen vorgefaßten Meinung verbunden sind. Würde es aber in diesem Falle nicht schwer halten, diese gegen Sie aufgebrachte Nation, deren Beystand jetzt zur Schliessung eines dauerhaften Friedens schlechterdings erfordert wird, eines Bessern zu überzeugen?"

„Sie werden die Güte haben und diese drey Gründe reiflich überdenken. Nur bitte ich Sie, mir in balden Ihren Entschluß wissen zu lassen, weil wir unmöglich die Ernennung der bevollmächtigten Minister auf die lange Bank schieben können. Im Fall es Ihnen nicht gefällig wäre, einer davon zu seyn, Se. Majestät aber Sie dennoch dazu zu ernennen beliebten, so könnten Sie gewiß die triftigsten Gründe angeben, warum Sie die angebothene Ehrenstelle von sich abzulehnen suchten. Der König braucht übrigens die

die eigentlichen Umstände davon keineswegs zu erfahren und vielleicht bringt Ihnen diese Weigerung nicht weniger Ehre, als selbsten Ihre Erhebung auf den oben angeführten Posten.“

„Ich habe schon dem Abbé von St. Remi die Versicherung gegeben, daß ich gewiß nichts vergessen würde, um Sie in den Stand zu setzen, die Hauptstadt des Teutschen Reichs mit Ihrer gewöhnlichen Pracht zu verlassen, wenn Sie mir nur die Mittel dazu an die Hand zu geben geruhen wollten.“

„Vielleicht ist es unnöthig, Ihnen einen Nachfolger zu geben, besonders da der Kaiser schon seit drey Jahren keinen beständigen Bothschafter an dem dortigen Hofe hält, und deßwegen braucht man auch, wenigstens nach meiner Meinung, niemanden anders nach Wien zu senden, als einen bevollmächtigten Minister, dessen Wahl, die, wie leicht zu erachten, alle Ueberlegung fordert, wir in balden bestimmen müssen.“

„Sie täuschten sich übrigens keineswegs in Ansehung des Kaiserlichen Ministeriums; Ihr ganzes Betragen ist also durch das bisher Vorgefallene hinlänglich gerechtfertigt worden.“

„Der Marquis von Grimaldi überbrachte mir vor zehn oder zwölf Tagen Ihr Schreiben vom 12. April dieses Jahres, womit Sie mich zu beehren geruhten. Sie können deßwegen seinem Oheim die Versicherung ertheilen, daß ich alles aufsuchen werde, um in der Person seines Neffen ihm alle die Hochachtung und Ehrfurcht zu beweisen, die ich einem so ehrwürdigen Prälaten schuldig bin. Auch werden Sie die Gewogenheit haben, dem Prinzen Eugen *) meinen verbindlichsten Dank für so viele, mir erzeigte, Gefälligkeiten zu hinterbringen und ihm noch außerdem zu sagen, daß ich, ohne der freundschaftlichen Güte zu gedenken, womit

*) Dieser hatte nähmlich dazu beygetragen, daß der Kaiser sich alle nur mögliche Mühe gab, ihm den Kardinalshuth zu verschaffen.

mit er mich während seines Aufenthalts zu Frejus überhäufte, die Rechtschaffenheit seines Herzens verehre, welche mir ungleich schätzbarer ist, als seine andern großen Eigenschaften.“

„Uebrigens können Sie versichert seyn, daß ich Sie unter Allen am meisten verehre und mit dem innigsten Gefühle der aufrichtigsten Freundschaft bin u. s. w.“

Der Kardinal von Fleury.

Der Herzog von Richelieu war außerordentlich über die Nachricht erfreut, daß er zum Ordensritter sollte ernannt werden, ob er gleich noch nicht das in den Statuten vorgeschriebene Alter erreicht hatte. Um desto kostbarer wurde ihm daher diese Gnadenbezeugung und er suchte jetzt im mindesten nicht die Stelle eines bevollmächtigten Ministers bey dem Congresse zu erhalten; seine Wünsche waren bloß dahin eingeschränkt, sein geliebtes Paris wieder zu sehen, allwo ihn neue Vergnügungen erwarteten. Ueberdieß war er noch immer zweifelhaft gewesen, ob er die Gesandtschaft nach Spanien annehmen sollte, allein erst zu Paris kam ihm, besonders da ihn der König mit seiner Gunst beehrte, der Gedanke ein: diese Laufbahn zu verlassen. Denn er schloß aus den bisher erhaltenen Nachrichten mit Recht, daß Ludwig XV ein sehr schwacher Fürst seyn müßte, den jeder Verschlagene nach Gutdünken zu lenken vermöchte. Seit diesem Augenblick entwarf er also den Plan, einen ziemlich großen Antheil an dessen Gefälligkeiten zu haben, und man wird in der Folge sehen, daß er vollkommen die Kunst verstand: nicht nur die Gnade seines Gebiethers zu erlangen, sondern sich auch darinnen zu erhalten.

Gegen das Ende des Jahrs 1728 übersandte ihm der König den heiligen Geistorden. Weil es ihm aber erlaubt war, solchen noch vor der wirklichen Aufnahme zu tragen, so geschah die gewöhnliche Untersuchung am 24. Februar zu Wien, und zwar in Gegenwart des Kardinals Kollonicz.

Die

Die Zeugen dabey waren der Prinz Eugen, der Graf von Zinzendorf, Kanzler des Kaisers und der Beichtvater desselben, Tournemain, ein Jesuite. Richelieu war damahls noch nicht zwey und dreißig Jahr alt, und jedermann weiß, daß fünf und dreißig dazu erfordert werden, wenn man in diesen Orden aufgenommen seyn will; diese Ehre wiederfuhr ihm zu Versailles am ersten Januar 1729.

Endlich nahte sich die Zeit der Abreise des Herzogs von Richelieu; die Prinzessin von L— — stein vermochte der Scheidestunde nicht ohne Thränen entgegen zu sehen und die Gräfin von B — th — ni schien ganz trostlos über seine Entfernung. Diese letzte Verbindung hatte den Prinzen Eugen wider ihn aufgebracht, der nicht ohne Eifersucht einen solchen begünstigten Nebenbuhler bey seiner Geliebten erblicken konnte. Sie verliesen sich also ganz gleichgültig, und erst einige Zeit nachher gewann ihre Freundschaft durch die Abwesenheit neue Stärke wieder.

Funfzehntes Kapitel.

Tod der Herzogin von ***. Richelieu vermählt sich mit einer Tochter des Prinzen von Guise, in die er verliebt wird. Er bleibt ihr ein halbes Jahr getreu, und macht hernach der Frau de la Marteliere, der Gattin eines Finanzraths, den Hof. Eine andere Liebschaft mit einer gewissen Demoiselle Julie, der Mätresse eben dieses Mannes, einem sehr sonderbaren Mädchen.

Der Herzog ward jetzt bey seiner Ankunft in Paris von dem Könige und dessen Ministern auf das gnädigste empfangen. Dieser Monarch war schon vorher durch den Kardinal für ihn eingenommen worden und fing also an, ihn mit einem besondern Wohlwollen zu behandeln. Aber auch die Liebe bereitete ihm eine wonnevolle Aufnahme; seine Freundinnen, über den Ruhm entzückt, der ihm in so reichem Maße zu Theil geworden war, flogen ihm entgegen und es stand nur in seinem Belieben, sich unter ihnen die Artigste herauszusuchen. Er fand die Herzogin von *** sehr verändert wieder und hatte sogar acht Monathe nachher das Unglück, sie zu verlieren. Eine Verstopfung der Leber entriß ihm seine beste Freundin, die ihrer Kammerfrau den Auftrag gegeben hatte, unserm Helden ihr Portrait und einen, etliche Tage vor ihrem Tode an ihn geschriebenen, Brief zu überliefern.

Richelieu zollte der Freundschaft einige Thränen; allein hingerissen von Liebe, schwand bald dieser Kummer aus seinem Herzen. Unterdessen war er gezwungen worden, seine alte Verbindung mit Mademoiselle von Charolois mehr aus Begierde: ihrer unaufhörlichen Verfolgungen los zu werden, als aus eignem Geschmacke, wieder zu erneuern. Auch die Frau von Duras bestrebte sich jetzt außerordentlich, ihn aufs neue in ihre Fesseln zu schmieden; allein alle diese Liebschaften waren von kurzer Dauer. Nur Frau von Gontaut, die eben so, wie die Herzogin von ***, Liebe mit Nachsicht zu verbin-

verbinden wußte, hielt den Flüchtling am längsten in ihren Banden. Zuletzt hatte der Herzog auch mit der Frau von Tencin, der Schwester des Cardinals gleiches Nahmens, die aus einer Nonne zu einem Frauenzimmer nach der Mode umgeschaffen wurde und sich auf gleiche Weise mit der Litteratur, wie mit den Angelegenheiten des Staats, beschäftigte, sich den vertraulichsten Umgang erworben. Diese Eroberung war ihm übrigens nicht allzuschwer geworden, weil ihm schon andere den Weg dazu gebahnt hatten; hauptsächlich aber gefiel sie unserm Richelieu wegen ihres Geistes, ja, sie brachte ihm sogar, vermöge ihrer Intriken, unzählige Vortheile. Denn er unterhielt mit ihr einen besondern Briefwechsel, wobey sich die beyden Liebenden bloßer Charactere bedienten und sich also wechselseitig von den Geschichten des Hofs unterrichten konnten, ohne jemahls Gefahr zu laufen, deßhalb verrathen zu werden.

Im Jahr 1731 ernannte ihn die Academie der Wissenschaften zu ihrem Ehrenmitgliede. Kurz nach seiner Aufnahme mußte er seine bisherigen Vergnügungen unterbrechen. Denn die Anfälle von Unpäßlichkeiten, von welchen er sich befreyt glaubte, kamen jetzt wieder zum Vorschein; die Vertrocknung in seinen Eingeweiden und vorzüglich der Mangel an der gehörigen Verdauungskraft, verursachten eine neue Auszehrung bey ihm, die seinem Leben zu drohen begann. Bey dieser Gelegenheit verordnete man dem Patienten den Gebrauch der Milch, die ihm aber nicht anschlug, sondern vielmehr das Uebel noch ärger machte. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Bestürzung unter seine weiblichen Freunde. Er reißte mit dem Herrn Hunaud, einem verdienstvollen jungen Arzte, nach Holland, um den berühmten Boerhave wegen seiner mißlichen Gesundheitsumstände um Rath zu fragen. Auch dieser schlug ihm die Milch vor; doch ging seine Meinung dahin, solche mit Spaaer Wasser zu vermischen. Und wirklich schlug diese Cur so gut aus,

daß der Kranke in weniger als sechs Wochen völlig von seinem Uebel geheilt wurde.

Sobald er wieder bey Hofe erschienen war, so nahm er seine vorige Lebensart wieder an: allein kurze Zeit darauf beugte ihn die Liebe zum zweytenmahl unter Hymens Joch. Er hatte Mademoiselle de Guise bey ihrem Vater gesehen, dessen Wohnung in dem besuchtesten Theile von Paris, le Temple genannt, befindlich war. Die Nachbarschaft vervielfältigte daher die Besuche des Herzogs von Richelieu, der seinen Pallast auf dem Königsplatze hatte. Diese junge Prinzessin war von einem stattlichen Wuchse; ihre schönen Augen blickten voll Feuer umher, der Umriß ihres Gesichtes war reitzend, der Mund aber etwas zu groß und mit schlechten Zähnen versehen. Ihre Miene, und besonders ihr Gang, war sanft und majestätisch; mit einem Worte: sie gefiel unserm Helden, der sich noch überdieß für äußerst glücklich schätzte, durch sie mit einem Hause in Verbindung zu kommen, welches das Scepter des Reichs in Händen hatte. So erhaben aber auch immer die Geburt der Mademoiselle von Guise seyn mochte, so waren dennoch ihre Vermögensumstände geringfügig. Denn sie hatte einen Bruder, welcher der eigentliche Erbe der väterlichen Güter war, und so blieb also den Töchtern nichts weiter, als der blose Titel, übrig. Allein Richelieu begnügte sich mit diesem Heirathsguthe und er glaubte mit Zuversicht keine bessere Wahl treffen zu können, weil ihm nur der Wunsch: einstens nach seinem Tode Kinder zu hinterlassen, am Herzen lag.

Er bezeigte gegen seine Gemahlin alle nur erdenkliche Aufmerksamkeit und Liebe. Und wirklich vermag kein Mann in den sechs ersten Monathen seiner Verheirathung den Herzog an Zärtlichkeit zu übertreffen; allein länger dauerte auch seine Treue nicht. Denn als er einstens Gelegenheit gefunden hatte, die schöne la Marteliere, die Frau eines Finanzraths, zu sehen, da waren auch sogleich die vor dem Altare

tare ausgesprochenen Schwüre, wie seine übrigen, mit dem größten Leichtsinne vergessen.

Ungeachtet seiner Ergebenheit, die er der Mademoiselle von Guise schuldig zu seyn glaubte, fühlte er dennoch, daß sein, ihr gegebenes, Versprechen: eine ewige Treue zu beobachten, eine überaus drückende Last für ihn war. Inzwischen begegnete er ihr mit einer solchen Schonung, dergleichen er sonst bey andern Frauenzimmern nicht anzuwenden pflegte, und sie war daher glücklich genug, von seiner Treulosigkeit nicht das mindeste zu erfahren, ob sie gleich nicht von jedem Argwohne verschont blieb. Zudem bewies ihr Gemahl so viele Achtung und Sorgfalt für sie, daß oft ihre Zweifel verschwanden. Und ganz natürlich! Denn man weiß aus der Erfahrung, daß viele unangenehme Ereignisse für uns so gut, als ungeschehen, sind, wenn wir nur mit ihnen unbekannt bleiben. Vorzüglich aber betrug sich die Herzogin von Richelieu gegen ihren Mann mit solcher Würde, daß er sich nothwendiger Weise verbunden glaubte, seine neuen Liebesintriken mit einem Schleyer zu umhüllen, der für sie schlechterdings undurchdringlich seyn mußte.

Er vereinigte also die Pflichten eines Ehemanns mit der Liebe, die ihn zur Frau de la Marteliere hinrief. Dieses außerordentlich schöne Frauenzimmer empfing die Huldigungen von Männern aus allen Ständen; Officiere, Magistrats= und Finanzpersonen, — alles lag zu ihren Füßen. Bisher hatte sie einen zufriedenen, aber ganz gleichgültigen, Blick auf ihre Anbeter geworfen; jetzt stellte sich Richelieu in die Reihen, und sein Sieg war nicht mehr zweifelhaft. Die Liebe hatte das Siegel des Glücks dieser an und für sich schon himmlischen Gestalt eingedrückt; alle Nebenbuhler unsers Richelieu schöpften also hieraus die angenehmste Hoffnung, die aber nur für ihn allein in Wirklichkeit überging. Auch der gutherzige la Marteliere fühlte die innigste Freundschaft für den Herzog, welcher diese Zuneigung bestmöglichst zu erwiedern suchte. Voll Vertrauen auf den

Besitz seines eingebildeten Glücks, entdeckte ihm einstens der argwohnlose Hahnrei, daß er, vermöge der feurigen Liebe seiner Gattin zu ihm, sich vollkommen auf ihre Treue verlassen und daher ganz ruhig auf die Menge ihrer Anbeter herabsehen könnte. Seine Sicherheit, in Rücksicht unsers Richelieu war aber auf die Meinung gegründet, daß derselbe noch immer in die Herzogin, seine Gemahlin, verliebt wäre. Und wirklich galt diese Prinzessin in Jedermanns Augen für die einzige Beherrscherin des sonst so wankelmüthigen Liebhabers.

Inzwischen war der angebliche Freund der Frau de la Marteliere immer werther geworden, und jeder Tag schien ihm sein nahes Glück zu verkündigen. Sie kam endlich, diese lange mit Sehnsucht erwartete Stunde, und selbst der Ehemann half unwissend dem Herzog die Beschleunigung derselben befördern. La Marteliere hatte nähmlich einen kleinen Streit mit seiner Gattin, welche deßhalb nicht nur vom Mittagsessen weg blieb, sondern sich auch für unpäßlich ausgab und zuletzt allen ihren Leuten befahl, Niemand zu ihr zu lassen. Der Herzog befand sich schon in der Französischen Comödie, als auch unser la Marteliere von Gram und Unruhe dahin getrieben ward. Dieser Finanzier, stolz darüber, einen Herzog öffentlich seinen Freund nennen zu dürfen, lief jetzt zu Richelieu's Loge und erzählte ihm alles, was seitdem zwischen ihm und seiner Gattin vorgefallen war. Der Duc aber versicherte ihm, daß dergleichen Zwistigkeiten der Liebe nur zum Hülfsmittel dienten, eine baldige Wiederaussöhnung zu bewerkstelligen. La Marteliere erklärte hierauf, daß er dessen gewiß wäre und bewies aufs Neue dem Herzog, wie sehr er sich auf die Tugend seiner Frau verlassen könnte. Ja, er trieb seine Vertraulichkeit so weit, daß er sogar das Geständnis that, neben seiner Gattin noch eine Mätresse zu haben und so ziemlich die Kunst zu verstehen, seine Intrike dergestalt einzuleiten, daß sein Weib und seine Geliebte über die Maßen mit ihm zufrieden wären. In dieser freundschaft-

schaftlichen Herzensergiesung schlug er dem Herzoge vor, mit ihm bey seiner Mätresse zu speisen; allein Richelieu, der jetzt schon im Voraus darauf rechnete, daß diese Abwesenheit des la Marteliere für ihn von großem Nutzen seyn könnte, verweigerte geradezu jede Begleitung. Nun wohl! — schloß endlich der betrogene Ehemann dieses vertrauliche Gespräch — nun wohl, so leisten Sie doch wenigstens auf einen einzigen Augenblick meiner Gattin Gesellschaft; aber ja mit der nöthigen Behuthsamkeit! und besonders geben Sie mir Recht, wenn sie mit Ihnen von unserm Zwiste spricht.

Der glückliche Vertraute versprach beides und eilte sofort in die Straße St. Louis au Marais, woselbst die Wohnung der Frau de la Marteliere befindlich war. Zwar wurde er anfangs abgewiesen; allein auf sein anhaltendes Bitten, und hauptsächlich auf die Versicherung: daß er nothwendiger Weise mit der Gebietherin des Hauses von Seiten ihres Mannes zu sprechen hätte, meldeten ihn endlich die Bedienten an. Anfangs schien sie freylich über seine Gegenwart erstaunt zu seyn, aber dennoch verminderte diese Verwunderung im Geringsten nicht das Vergnügen, welches sie bey seinem Anblick empfand. Der vom Finanzrath angelegten Intrike zufolge erzählte er ihr jetzt beyläufig, was er von demselben wußte, und sogar das mit ihm gehaltene Gespräch in der Comödie, so daß Frau de la Marteliere dadurch nur noch mehr gegen ihren Mann erbittert wurde. Natürlich also, daß Richelieu nicht, wie er versprochen hatte, auf Seiten seines angeblichen Freundes war, sondern ganz die Parthie der so sehr beleidigten Dame ergriff. Ein Gemahl, der sich in so hohem Grade an seinem Weibe versündigt und ihr noch überdieß so schöne Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Rache verschafft, kann unmöglich diesem Schicksale entgehen. Denn wenn der Liebhaber die Kunst zu gefallen versteht, so scheint das Recht nur auf dessen Seite zu seyn. Frau de la Marteliere war hievon eben so, wie andere Frauenzimmer, überzeugt; und Richelieu, von

Zärtlichkeit und Eigenliebe berauscht, befestigte durch sein angenehmes Betragen in dem Herzen der schönen Finanzräthin eine so süße Ueberzeugung. Bey jedem Zweifel, den sie gegen seine Treue äußerte, wurden reichlich von ihm jene Versicherungen verschwendet, welche niemahls das Werk der Heucheley zu seyn scheinen. Endlich mußte sich unser Held, weil er die Menge ihrer Fragen nicht zu beantworten vermochte, von dieser liebenswürdigen Schöne trennen und die Fortsetzung einer so lebhaften Unterhaltung auf ein andermahl verschieben.

Bey seiner Zurückkunft nach Hause erkundigte sich unser la Marteliere sogleich nach dem Befinden seiner Gattin, erhielt aber zur Antwort, daß sie weit kraftloser als des Morgens sich fühlte und deswegen sich frühzeitig zur Ruhe begeben hätte. Als er aber des andern Tages die unterbrochene Einigkeit wieder herzustellen bemüht war, da fand er seine theure Ehehälfte von der Begebenheit des vorigen Abends dergestalt dahin gerissen, daß sie weder seine Liebkosungen noch Entschuldigungsgründe annehmen wollte. Richelieu, welcher dieses häuslichen Zwistes ungeachtet, dennoch seine Besuche fortsetzte, wurde nochmahls der Vertraute unsers Aktäons und bald darauf der Friedensstifter zwischen den streitenden Partheyen. Der Finanzrath versicherte ihm zwar, daß nur eine längst gewünschte Schwangerschaft die völlige Ruhe wieder herzustellen vermöchte; allein der Herzog tröstete seine Ungeduld mit der wahrscheinlichen Hoffnung, diesen Wunsch in balden erfüllt zu sehen.

Nicht zufrieden damit, die Gattin seines Freundes verführt zu haben, wollte Richelieu noch überdieß dessen Mätresse erobern. Statt aber einige Begierde nach den Anblick dieser Schönen zu zeigen, schien er ganz gleichgültig bey dem Vorschlage des la Marteliere: solche bisweilen zu besuchen. Erst nach wiederhohlten Bitten desselben und aus anscheinender Gefälligkeit begab er sich hin zu ihr, ob er gleich schon lange den Plan dazu entworfen hatte. Dieses Mädchen war

war eine artige Blondine von siebenzehn Jahren und mit allen Reitzen der Jugend geschmückt; der Finanzrath hatte im Kloster für ihre Erziehung gesorgt und zur innigen Freude derselben war auch die Sorgfalt für sie nicht vergeblich gewesen, denn fast mit jedem Tage schien sie bezaubernder und anmuthsvoller zu werden. Eine Tante von ihr, welche alle Talente der weiblichen Erziehungskunst in sich vereinigte, war ihre Aufseherin, und die kleine furchtsame Julie, die noch viel zu jung war, um sich selbst leiten zu können, sah die Willensmeinung ihrer Tante für die ihrige an. Auch der Herzog, der sie so ganz nach seinem Geschmacke fand, machte alle diese Bemerkungen und hoffte mit Zuversicht, in kurzem bey ihr seinen Zweck zu erreichen. Der Listige überhäufte also die Tante mit Höflichkeitsbezeugungen, schien aber die interessante Julie nicht der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen; er begnügte sich bloß damit, ihr bisweilen einen heimlichen Blick zuzuwerfen, wenn sie ihn ansah. Doch bediente er sich, um ihr zu gefallen, all der trefflichen Gaben, welche die Natur so überreichlich an ihm verschwendet hatte, und dieses alles ohne Ueberspannung. Der Finanzrath, der eben so sehr dem Bacchus, wie der Liebe ergeben war, wurde, wenn er dem Ersten genug geopfert hatte, allmählig mit den Gefühlen der Zärtlichkeit bekannt und versicherte seinem Vertrauten, indem er die Schönheit seines Mädchens bis zu den Sternen erhob, daß er überaus glücklich sich schätzen würde, wenn seine beyden Göttinnen *) lebendige Früchte seiner Umarmungen unter den Herzen trügen. Richelieu aber versprach ihm mit der Zeit die Erfüllung dieser Wünsche und behauptete sogar, die künftige Fruchtbarkeit der gedachten Frauenzimmer voraus zu sehen.

Der Duc, welchen der einfältige la Marteliere fast immer zur Theilnahme an seinen Vergnügungen einlud, hatte sich unterdessen, ohne daß er selbsten es wußte, die Gunst

*) Frau de la Marteliere und Julie.

der Tante erworben. Dieses Frauenzimmer war noch in den besten Jahren und glaubte daher durch ihre Reitze die Herzen der Mannspersonen besiegen zu können. Wirklich verabsäumte sie jetzt nicht das Geringste, wodurch sie Richelieu's Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Freundschaftliches Zuvorkommen, Lächeln, Seufzer — alles wurde angewendet, und der Herzog hielt das lange für bloße Höflichkeitsbezeugungen, was schon die Wirkung einer heftigen Leidenschaft war. Mit der Eroberung der unschuldigen Julie beschäftiget, bemerkte er die Anlockungen der Tante nicht, besonders da sich dem so leicht geschienenen Sieg über jene ganz unerwartete Hindernisse in den Weg stellten. Julie hatte nähmlich eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, sie war von Natur einsichtsvoll und die Grundsätze, die man ihr eingeprägt hatte, waren tief in ihr Herz geschrieben. Zwar hielt sie allerdings unsern Richelieu für äußerst liebenswürdig und reitzend und zog ihn deswegen dem Finanzrathe, an welchen sie die Gunstbezeugungen ihrer Liebe verschwendete, in jedem Betrachte vor; allein sie glaubte, eine Sünde zu begehen, wenn sie solche mit einem andern theilen würde. Diese Art von Tugend war gewiß eine sehr seltsame Erscheinung in der wirklichen Welt, aber sie hatte doch wenigstens das Verdienst der Wahrheit, weil sie eine herrschende Leidenschaft bekämpfte. Unsere unschuldige Schöne begann übrigens den Herzog von Richelieu auf das glühendste zu lieben, und doch erlaubte sie ihm nicht die mindeste Freyheit. Denn sie überredete sich im Ernste, daß ein Frauenzimmer, wenn solches einmahl gewählt hätte, ohne Schande keine weitern Eroberungen zu machen vermöchte. Dieser Grundsatz hatte seinen Ursprung in ihrer Erziehung, und ihre Tante hatte ihr beständig diese Moral gepredigt, hauptsächlich da sie das blühende Mädchen für den Finanzrath bestimmt glaubte.

Daher begnügte sich unsere Julie bloß mit dem mündlichen Geständnisse ihrer Liebe, so daß der Herzog dadurch um keinen Schritt seinem Ziele näher kam. Nie hatte ein

Frauen-

Frauenzimmer ihm einen so fortdauernden Widerstand gethan; mit jedem Augenblicke mußte sich also sein Erstaunen verdoppeln, solche erhabene Tugend bey einem Freudenmädchen zu finden. Mit einem Worte: er war schon oftmahls im Begriff, dieses unerklärbare Geschöpf, das ihn fast mit jedem Tage glühender liebte, ohne deßwegen minder strenge zu seyn, seinem Schicksale zu überlassen. Sie weinte zuweilen in seiner Gegenwart darüber, daß der Zufall ihm nicht die Stelle des la Marteliere gegeben hätte; ja, sie versicherte sogar mit den heiligsten Schwüren, daß nur er allein ihr zu gefallen vermöchte. Allein sie war mit dem Finanzrathe verbunden; ihr Versprechen: getreu zu seyn, fesselte sie und die Gewissenhaftigheit ihres Herzens verboth ihr die Begehung der kleinsten Schwachheitssünde. Man muß also gestehen, daß diese Julie gewiß das einzige Frauenzimmer dieser Art war und zweifelsohne auch bleiben wird.

Richelieu, der, wie gesagt, schon oftmahls im Begriff stand, diese romanhafte Schöne nie wieder zu sehen, hatte dennoch die Kraft nicht, diesen Entschluß zur Reife zu bringen. Seine Gemahlin, die ihn unterdessen mit einem Sohne beschenkt hatte, war jetzt auf einige Tage nach Arcueil gegangen, und diese kleine Reise erlaubte ihm also, seine Aufwartungen bey der reitzenden Julie zu verdoppeln. Die Tante sah ihn nun häufiger, und ihre Liebe, die der Herzog entweder nicht bemerkte, oder doch wenigstens nicht bemerken wollte, gestattete ihr kein längeres Stillschweigen. Als eines Tages ihre Nichte sich ganz allein in die Messe begeben hatte, da benutzte sie diese Abwesenheit, um dem Unaufmerksamen ihre Zärtlichkeit zu gestehen. Richelieu, ganz betäubt über diese Erklärung, war Anfangs keiner Antwort fähig: nach reiferem Ueberlegen der Sache aber, glaubte er, wichtige Vortheile aus diesem Abenteuer zu ziehen und setzte deßwegen seine Gunstbezeugungen um einen sehr hohen Preis an. Er gab nähmlich der Tante zu verstehen, daß er zwar über ihre Güte gerührt sey, daß sie

aber von selbsten die Schwachheit des menschlichen Herzens kennen müßte. Eben diese unwillkührliche Neigung, von welcher sie sich zu ihm hingerissen fühle, lege ihm die Nothwendigkeit auf, der Anbether ihrer Nichte zu seyn, und es hänge von ihr nur allein ab, sich und ihn glücklich zu machen. Doch versicherte er ihr zu gleicher Zeit, daß seine Zärtlichkeit gegen Julien ihn nicht verhindern sollte, auch der ihrigen Gehör zu geben, wenn sie nur vorher zur Bekehrung ihrer Nichte beygetragen hätte. Man kann sich aber leicht denken, daß dieser Vorschlag dem guten Weibchen nicht gefiel; sie weinte, bath — aber alles umsonst! der Herzog beharrte auf ihren Beystand zur Besiegung der grausamen Julie. Doch was vermag eine gränzenlose Liebe nicht? Die zärtliche Tante willigte also, weil sie wohl einsah, daß sie nicht das mindeste für sich erhalten konnte, ohne ihrer Zöglingin den Vorrang zu lassen, in alles, was Richelieu von ihr verlangte. Es wurde beschlossen, daß noch an dem nähmlichen Abend der Herzog in Juliens Zimmer sich verbergen und hernach den Augenblick benutzen sollte, in welchem dieselbe würde eingeschlafen seyn.

An diesem Tage schien alles seine Wünsche zu begünstigen, la Marteliere hatte den Schnuppen bekommen und mußte deswegen das Zimmer hüthen. Der Herzog brachte einen Theil der Abendszeit bey ihm zu und schützte sodann wichtige Geschäfte vor, um sich nur vor Tische zu Julien begeben zu können, so wie er es mit der Tante verabredet hatte. Bey seiner Ankunft glänzte die Freude in den Augen dieser beyden Frauenzimmer, denn die Nichte verhehlte ihm niemahls die Freundschaft, die sie für ihn empfand, ohne ihm jedoch das höchste Glück des Lebens schmecken zu lassen. Die Einladung zum Abendessen wurde angenommen, und jetzt verdoppelte unser Held seine zudringlichen Gefälligkeiten. Zwar entfernte er sich um die gewöhnliche Zeit, allein die dienstwillige Tante führte ihn ungesehen durch ein Cabinet in Juliens Zimmer. Er hatte sich zuerst hinter einen Kleiderschrank

schrank verborgen, legte sich aber endlich, weil er an diesem Orte entdeckt zu werden besorgte, unter das Bette. Julie erschien; ihr Nachtlager war bereitet und sie enthüllte jetzt beym Auskleiden vor dem ungeduldigen Liebhaber solche blendende Reitze, die nothwendig seine, ohnehin schon heftige, Begierde zur Flamme anfachen mußte. Sie saß dem Bette gegenüber, und keine ihrer Bewegungen ging für den aufmerksamen Beobachter verlohren. Sie legte sich endlich nieder; allein der feurige Liebhaber, der ihr Einschlaffen nicht zur erwarten vermochte, stürzte sich plötzlich in ihre Arme. Erschrocken über einen so unvermutheten Zufall brach hier die furchtsame Julie in ein lautes Geschrey aus; zwar nannte der Herzog seinen Nahmen, aber nichts war im Stande, die Unruhe ihres Herzens zu stillen. Das Geschrey verdoppelte sich, und jetzt erschien die Tante, die nicht gerne die Magd zur Zeugin dieses herrlichen Auftritts zu haben wünschte, in dem Zimmer. Julie flüchtete sich sogleich zu ihr und bath sie aufs flehendlichste, sie vor diesen gefährlichen Verfolger zu schützen. Mittlerweile schien Richelieu, der sich keines solchen Widerstands versehen hatte, ganz in Träumen versunken zu seyn und vermochte sich kaum aus diesem Labyrinthe seiner zahllosen Gefühle zu retten. Die gute Tante hingegen tröstete ihre Nichte, indem sie derselben die Versicherung gab, daß es ein wahres Glück für sie wäre, wenn ein Herzog und Pair von Frankreich sich entschließen könnte, ihr seine Liebe zu schenken, und daß viele andere Mädchen sicher diese Ehre zu schätzen verstünden; aber die Kleine behauptete mit thränenden Augen, daß sie, ungeachtet der glühenden Liebe zu ihm, doch niemahls in sein Begehren willigen würde. Ihre Aufseherin, die ihr vorher solche edle Grundsätze eingeprägt hatte, und also dagegen nicht das Geringste erwiedern konnte, hielt jetzt das Weggehen fürs beste. Der Duc mußte noch lange alle nur mögliche Mühe anwenden, um vollends unsere gewissenhafte Schöne zu besiegen. Es gelang ihm; allein ob er gleich sich auch künftig

von

von diesem Mädchen angebethet sah, so war er doch mit all seiner Ueberredungskunst keinesweges im Stande, ihre immer wiederkehrende Gewissensvorwürfe zu verbannen. — Kaum war jetzt die durch zweyfachen Kampf ermüdete Julie eingeschlafen, so gedachte Richelieu an sein der Tante gegebenes Versprechen, besonders da er sich noch stark genug fühlte, sich dessen entledigen zu können.

Er stand also ganz leise auf und schlich sich langsam in das Zimmer der gutwilligen Tante, die bey dem, von ihm gemachten, Geräusche erwachte. Sie glaubte zu träumen, als er sich nannte und gerieth bald auf den Gedanken, daß der Zeitpunct einer solchen Visite sehr übel gewählt wäre; denn sie kannte denjenigen nicht, mit dem sie zu thun hatte und der sie in einer Minute von ihrem Irrthum befreyte; noch nie erfüllte ein Mann vom Stande so pünctlich sein Versprechen.

Diese Verbindung dauerte einige Zeit hindurch und Julie bewieß unserm Richelieu täglich mehr Liebe; ihre Neigung gegen la Marteliere minderte sich hingegen mit jeder Sekunde. Der Herzog und die Tante boten daher jede Kraft der Ueberredung auf, die Besuche desselben, wie bisher anzunehmen. Sie wollte ihm gestehen, daß ein anderer ihre Liebe besäße, und machte ihm endlich, als ihre Freunde sie von diesem Schritte zurückhielten, den Antrag, sie in ein Kloster gehen zu lassen. Mit einem Worte: dieses Mädchen wurde mit jedem Tage kaltsinniger gegen ihren vorigen Liebhaber und Richelieu mußte immer zugegen seyn, um ihren Kummer zu zerstreuen.

Frau de la Marteliere hatte bisher von der Existenz dieser Julie noch nicht das Geringste erfahren; sie genoß also ruhig das Glück: von dem Herzog geliebt zu werden. Ihre heimlichen Zusammenkünfte mit ihm waren so gut angeordnet, daß man von dieser ganzen Intrike fast gar nichts zu muthmassen vermochte. Inzwischen trug sie ein Pfand von sei-

seiner Zärtlichkeit unter dem Herzen, und la Marteliere, der von diesem Zustande seiner Gattin Nachricht erhielt und gewiß glaubte, daß solches sein eigenes Werk seyn müßte, war jetzt der Erste, der mit seiner Kunsterfahrenheit prahlte, zur Vermehrung des menschlichen Geschlechtes beygetragen zu haben.

Allein noch ein anderes Glück erwartete ihn bey der reitzenden Julie. Eine Unpäßlichkeit, die sie nicht erklären konnte, verkündete das Daseyn einer Schwangerschaft. Hingerissen von Freude, erzählte jetzt der Finanzrath auch diese Begebenheit dem Herzog, der ihm hierauf lächelnd zur Antwort gab: „Sie sehen, mein Freund, daß mit der „Zeit sich alles noch zu Ihrem Besten verwandelt."

Sechzehntes Kapitel.

Belagerung von Philippsburg. Zweykampf des Herzogs von Richelieu mit dem Prinzen von Lixen, einem Anverwandten seiner Gemahlin. Letzterer kommt dabey um sein Leben. Der Herzog wird Brigadier der Armeen des Königs. Seine Rückkehr nach Paris. Niederkunft der Frau la Marteliere und der Demoiselle Julie. Absterben der Letztern.

Ungeachtet der Friedensliebe des Cardinals von Fleury glaubte dennoch Ludwig XV, sein Interesse nicht verabsäumen zu dürfen, besonders da die Hoffnungen seines Schwiegervaters, Stanislaus Leczinsky, durch den Tod des Königs von Pohlen, Friedrich Augusts, aufs Neue belebt wurden. Er wollte demselben den Thron wieder geben, den man ihm so ungerechter Weise entrissen hatte, und machte deßwegen, ob sich gleich der Teutsche Kaiser und Rußland für den Sohn Friedrich Augusts erklärten, öffentlich bekannt, daß er alle Kräfte

Kräfte aufbiethen würde, seinen Schwiegervater in seine verlohrnen Rechte wieder einzusetzen. Indeß man fast überall die Sage verbreitete, daß eine von Brest nach dem Balthischen Meere ausgelaufene Escadre den Monarchen am Bord hätte, kam Stanislaus verkleidet nach Pohlen, und hatte kein anderes Gefolge, als einen einzigen Bedienten, bey sich. Jetzt ward er von allen einstimmig zum König erwählt; bloß ein einziger Magnat ging aus der Versammlung und zog sich mit seinen Truppen etwas von dem Wahlfelde zurück. Zwar bath man den neuen König, sich an die Spitze seiner Unterthanen zu stellen, um den Verräther zu strafen; allein Stanislaus besaß keineswegs den hiezu erforderlichen Muth; vielmehr verstattete er der Gegenparthey aus Unvorsicht so viel Zeit, sich zu verstärken und die Russen um Hülfe zu rufen. Endlich ward zu Prag eine Versammlung gehalten, in welcher der Churfürst von Sachsen unter dem Nahmen August II erwählt wurde.

Stanislaus, der nun weiter nichts, als den bloßen Titel besaß und mit einem Theile des Pohlnischen Adels nach Danzig sich flüchtete, ward jetzt von dem General Lascy mit einem Moskowitischen Heere angegriffen. Die Franzosen kamen in eben dem Augenblicke zu seiner Hülfe herbey, als der Graf Münnich, der unterdessen das Commando übernommen hatte, sich der vorzüglichsten Vestungswerke bemächtigte, wodurch also jene die Absicht: sich in die Stadt zu werfen, nicht erreichen konnten.

Der Cardinal Fleury, welchen wir oben als einen Mann schilderten, der äußerst furchtsam in der Ausführung seiner Entwürfe war, gab auch hier einen auffallenden Beweiß seines Kleinmuths. Statt eine Armee dem Stanislaus zur Unterstützung zu schicken, welche fähig gewesen wäre, demselben die Krone zu erhalten, begnügte er sich, aus Schonung gegen England, das er durch allzugroße Kriegsanstalten unruhig zu machen fürchtete, bloß mit der Ausrüstung einer

schwa-

schwachen Escadre *) worauf nicht mehr als 1500 Mann befindlich waren. Deßhalb wurde der unglückliche König in baldem gezwungen, sich in Matrosenkleidung aus Danzig zu flüchten; zu allem Glücke fand aber derselbe Gelegenheit, ungeachtet ein sehr ansehnlicher Preis auf seinen Kopf gesetzt war, nach vielen überstandenen Gefahren, sich nach Preussen zu retten. Allein diese Flucht beraubte ihn auf immer aller Ansprüche auf einen Thron, den er schon zweymahl hatte besteigen sollen **).

Ludwig XV dachte jetzt auf Rache wegen des, seinem Schwiegervater wiederfahrnen, Schimpfes. Weil aber die Entfernung der Russen keinen Angriff erlaubte, so wollte man

*) Diese Flotille wurde durch einen Brigadier befehligt, der, bey seiner Ankunft in der Nähe von Danzig, der Gefahren mehrere fand, als er sich bey seinem Weggehen aus Frankreich vorgestellt hatte. Er eilte also aufs schnellste nach Dännemark, weil er, seinem Vorgeben nach, die ihm anvertrauten Soldaten nicht fruchtlos aufopfern wollte. Allein der Graf von Plelo, Französischer Bothschafter an dem Dänischen Hofe, sah mit Unwillen diesen schimpflichen Zurückzug. Dieser junge Mann, der mit dem Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie auch die Gesinnungen eines Helden vereinigte, faßte jetzt den Entschluß, mit dieser kleinen Truppe dem bedrängten Danzig zu Hülfe zu kommen, oder zu sterben. Er schrieb, noch ehe er sich einschifte, einen Brief an den Staatssecretair * * *, und schloß ihn mit folgenden Worten: Ich weiß, daß ich von diesem Zuge nicht zurück kommen werde, und deswegen empfehle ich Ihnen meine Gattin und Kinder. Sobald er auf der Rhede von Danzig angekommen war, stieg er ans Land und grif sogleich das Russische Heer an, kam aber, so wie er es vorher gesehen hatte, dabey ums Leben. Danzig wurde hierauf erobert und der Französische Abgesandte am Warschauer Hofe, der sich bisher in dieser Stadt befand, ungeachtet der Privilegien seines Postens, zum Kriegsgefangenen gemacht. Siehe Voltaire a. a. O. S. 53 und 54.

Anm. des Uebers.

**) Das Erstemahl im Jahr 1704 und das Zweytemahl 1733.

Anm. des Uebers.

man die ganze Schwere des Kriegs auf den Kaiser wälzen, der sich mit der Czarin *) verbunden hatte, um die Wahl und Krönung des unglücklichen Stanislaus zu hintertreiben. Der Marschall von Berwick rückte in Teutschland ein und belagerte, nachdem er sich zuvor der Vestung Kehl bemächtigt hatte, die Stadt Philippsburg. Unter ihm verrichtete der Graf von Sachsen als Feldobrister (marêchal - de - camp.) seine ersten Kriegsdienste. Vorzüglich aber zeichnete sich der Herzog von Richelieu an der Spitze seines Regimentes aus und bekam deßwegen die Erlaubniß, den Prinzen Eugen, welcher die Armee des Kaisers commandirte, einen Besuch abzustatten. Letzterer hatte in der Entfernung vergessen, daß ihm der Herzog die Liebe der Gräfin von B — th — ni geraubt hatte, und er empfing ihn also mit allen Freundschaftsbezeugungen. Auch Richelieu handelte, sobald er ins Lager zurück kam, als ein wahrer Französischer Ritter, und sandte ihm hundert Bouteillen Champagnerwein, wogegen er von dem feindlichen Feldherrn zwanzig Flaschen mit Tokaier erhielt.

Mittlerweile dauerte die Belagerung ununterbrochen fort, und ungeachtet der damit verbundenen Beschwerlichkeiten und Gefahren, herrschte dennoch die lebhafteste Freude im Lager. Fünf Französische Prinzen gaben wechselsweise den vornehmsten Officieren der Armee die prächtigsten Gastmähler. Der Prinz von Lixen, ein Verwandter der Gemahlin des Herzogs von Richelieu, der seit langer Zeit zu den genauern Bekannten desselben gehörte, war bey allen diesen Schmausereyen zugegen. Diese beyden hatten, nebst dem Herrn von Firmarcon und andern Zechbrüdern, unter der Regentschaft einem Domherrn von l'Auxerrois, der auf ihre zügellose Aufführung einige Spott-Gedichte verfertigte, einen Streich gespielt, der bald sehr unglücklich für denselben

*) Anna.

ben ausgefallen wäre. Es war nähmlich damahls Sitte, die Wirthshäuser zu besuchen; die Prinzen gingen mit ihrem Beyspiele voran und hatten daselbst solche Bacchusfeste gefeyert, die nothwendig den Tadel des ehrlichen Domherrns verdienen mußten. In einer Satyre grif er also ihre ausgelassenen Sitten an, allein seine Freyheit blieb nicht lange ungestraft. Alle verkleideten sich; Firmarçon als Commissair, der Prinz von Conti als Polizeygefreyter, der Prinz von Lixen als Beichtvater, Richelieu und die Uebrigen hingegen als Soldaten. In dieser Vermummung ließ diese Truppe auf Befehl des Königs das Haus des armen Abbés, der so eben in tiefem Schlafe lag, auf das schnellste eröfnen. Alsdann ward solcher im bloßen Hemde, noch ehe der Tag angebrochen war, auf den Weg nach Neuilly geführt, wo man ihm nicht nur sein nahes Ende, sondern auch den Befehl: zum letztenmahle seine Sünden zu beichten, verkündigte. Als ihm hierauf der Prinz von Lixen die gewöhnliche Absolution ertheilt hatte, so fesselte man ihn mit verbundenen Augen an einem Baum und schoß, dicht an seinen Ohren vorbey, zwey Pistolen ab. Der Abbé hielt sich für tod, und unsere angeblichen Gerichtsherren verschwanden; auch blieb der Unglückliche die ganze Nacht hindurch in diesem erbarmungswürdigen Zustande, bis ihn am andern Morgen die Milchweiber von Neuilly gewahr wurden, ihn losbanden und halb tod nach Hause begleiteten.

Bey allen dergleichen Lustbarkeiten trank gewöhnlich der Prinz von Lixen etwas zu viel, und daher kam es, daß derselbe in einer solchen Lage keinen Scherz verstand. Er speißte fast jeden Abend mit seinem Vetter, dem Herzoge von Richelieu bey den Prinzen, die während der Belagerung Gastereyen anstellten. Einstens war die Ordnung am Prinzen von Conti, bey welchem sich auch unsere beyden Wüstlinge einfanden. Zwar herrschte anfangs allgemeine Freude, man erinnerte sich der so eben erzählten Anecdote,

und jeder plauderte hierauf von seinen Maitressen. Als aber zuletzt der Herzog über den Prinzen von Lixen wegen einer muthmaßlichen Liebschaft etwas zu lange gescherzt hatte, da nahm Letzterer den Spaß sehr übel auf. Unser Held hatte an diesem Abend ein Detaschement commandirt und war erst in dem Augenblick, wo er zum Prinzen von Conti kam, vom Dienste befreyt worden. Auf seiner Stirne standen noch die Spuren eines, durch allzugroße Abmattung erregten, Schweisses, und dieses gab dem Prinzen Gelegenheit, demselben zu sagen: daß er sich abtrocknen sollte, weil es äußerst befremdend sey, ihn noch so unrein zu finden, da er doch durch die Verb ndung mit seiner Familie wäre gereinigt worden. Zwar gerieth Richelieu durch diese grobe Beleidigung in die heftigste Wuth; allein er mäßigte sich dennoch und schwur nur ganz leise ihm zu: sich noch besser, und zwar in seinem Blute, zu waschen. Er bestellte also den Prinzen nach der um Mitternacht aufgehobenen Tafel in den Hintergrund einer Transchée, wo sie sich schlugen und der Letztere auf der Stelle getödtet wurde.

Die Herren von Duras und de la Valliere, welche die einzigen waren, die ihre Entfernung gewahr wurden, ließen jetzt eiligst, sie wieder von einander zu trennen; allein es war zu spät, denn der Prinz hatte schon seinen Geist aufgegeben. Man glaubte daher, daß sein Bruder, der Prinz de Pont, welcher für Zorn glühte, an den Mörder die schrecklichste Rache nehmen würde; aber er begnügte sich bloß mit der Hinwegbringung des Leichnams des unglücklichen Lixen. Die Gemahlin des Letztern schien ganz untröstlich zu seyn und schwur dem Herzoge von Richelieu einen ewigen Haß. Inzwischen heirathete sie dennoch einige Zeit nachher den Grafen von Mirepoix, ihren bisherigen Liebhaber; allein ihre Erbitterung gegen den Duc blieb noch immer die nähmliche. Ja, sie trieb diese so weit, daß sie sogar zwey Jahre nachher auf einem Balle zu Monaco ohnmächtig wurde, als sie nur seinen Nahmen aussprechen hörte. Sie glaubte nähmlich, mit den andern Anwesenden, daß Richelieu

lieu

lieu selbsten in die Gesellschaft käme, als einer von seinen Leuten ins Zimmer trat, da doch dieser bloß in der Absicht erschienen war, einen Freund von ihm, der im Dienste des Prinzen stand, zu besuchen. Als aber unser Held sah, daß mehrere Jahre verflossen, ohne die erbitterte Prinzessin besänftigen zu können, da brach er ganz laut in die folgende Worte aus: „Ich begreiffe gar nicht, warum sie so böse „auf mich ist, daß ich ihren ersten Gemahl getödtet habe. „Ohne diesen Zufall hätte sie doch nie sich mit dem Herrn von „Mirepoix, in welchen sie so rasend verliebt war, daß selbst „die Ehe mit ihm sie nicht von ihrer Liebe zu heilen vermochte, „vermählen können. Ich habe ihr also einen überaus wichtigen Dienst geleistet, wofür sie allerdings mir Dank schuldig ist." Endlich brachte die wohlthätige Zeit auch in dem Herzen der Frau von Mirepoix eine solche Veränderung hervor, daß sie die Beleidigungen des Herzogs von Richelieu beynahe gänzlich vergaß.

Jedermann weiß den Erfolg der Belagerung von Philipsburg; der Marschall von Berwick ward dabey durch einen Kanonenschuß getödtet, und der Marquis von Asfeld, so wie der Herzog von Noailles, erndeten die Früchte der klugen Anordnungen dieses Helden ein. Die Stadt kapitulirte am 18. Julius; aber die übrigen Begebenheiten dieses Feldzugs verdienen kaum eine Erwähnung in dieser Geschichte. Richelieu eilte daher nach dem Schlusse desselben, um das Verlangen seiner Gemahlin nach ihm zu befriedigen, die, wiewohl er sie eines Anverwandten beraubt hatte, dennoch sein Betragen nicht zu tadeln vermochte.

Kaum hatte er seine ersten Augenblicke der achtungsvollen Freundschaft gewidmet, so flog er sogleich in die Arme der ungeduldigen Liebe. Frau de la Marteliere, welche bisher bey dem Gedanken an seine Gefahren gezittert hatte, sah ihn jetzt als ein neues Geschenk des gütigen Himmels erscheinen. Die Zeit ihrer Entbindung war nahe und ihr Gatte brüstete sich immer mehr mit seiner vermeintlichen Va-

terwürde. Indessen ward aber dennoch seine Freude gestört und er vertraute abermahls dem Herzog seinen Kummer an. Julie befand sich nähmlich in einem Zustande, der allerdings sehr bedenklich war; seit Richelieu's Abreise hatten sich ihre Gesundheitsumstände verschlimmert und überdieß waren ihrem vorigen Liebhaber Rechte versagt worden, welche vorher der Herzog überreichlich genossen hatte. Sie sprach mit unserm la Marteliere von nichts, als Tugend und Keuschheit und von ihrer Begierde, ins Kloster zu gehen. Der Finanzrath mochte sie immer mit Geschenken überhäufen und ihr alle Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen, so war doch nichts im Stande, die Unruhe ihres Herzens zu stillen. Man bemerkte an ihr eine sogenannte eilende Verzehrung, die ganz natürlicher Weise ihren Anbether beunruhigen mußte. Er fürchtete noch überdieß eine unglückliche Niederkunft, die sie, bey ihren ohnedem schwächlichen Umständen, dahinreissen konnte.

Richelieu eilte sofort zum Troste der reitzenden Julie herbey; ihr Zustand schien ihm nicht übertrieben zu seyn, sie war äußerst mager geworden und die sonst so blühenden Rosen ihrer Wangen hatten ihren Glanz verlohren. Zwar erhielt sie solche beym Anblicke des Herzogs auf einen Augenblick wieder; allein aller seiner Bemühungen ungeachtet, war es ihm dennoch unmöglich, diese schöne Blume länger zu erhalten. Ein düsterer Tiefsinn verstopfte die Quellen ihres Lebens; zwar wurde sie glücklich entbunden, sie erlag aber bald unter einer Kraftlosigkeit, welche die Annäherung ihres Todes verkündigte. Noch vor dem Abend ihres Hinscheidens drückte sie unserm Helden, der sie besuchte, mit den Worten die Hand: „Hätt' ich Sie, lieber Herzog, vor „dem Herrn de la Marteliere gekannt, wie glücklich würde „ich alsdenn gewesen seyn!“

Dieser Vorfall störte auf einige Tage die Vergnügungen des Herzogs von Richelieu; allein, hingerissen von einem

einem beständigen Strudel, vergaß er bald dieses Mädchen, welches kein gefühlvoller Mann so leicht hätte vergessen können. Frau de la Marteliere kam unterdessen mit einem Sohne nieder, der in der Folge der Adjutant des Ducs wurde, als solcher das im Hannöverischen stehende Heer zu befehligen hatte. Diese Niederkunft tröstete den Herrn Gemahl über den Verlust der reitzenden Julie und machte dem Liebhaber seiner Gattin unendliche Freude. Allein, da der Anblick eines schönen Frauenzimmers ihn jederzeit reitzte, die Eroberung desselben zu versuchen, so blieb er also dieser Finanzräthin nur so lange getreu, bis er eine Gelegenheit fand, andern Schönen zu huldigen. Indessen dauerte seine Freundschaft gegen sie bis an ihren Tod, der 1746 erfolgte, ununterbrochen fort.

Siebenzehntes Kapitel.

Voltaire leiht ihm 40,000 Livres. Er wird Feldmarschall, schlägt sich mit dem Herrn von Peuterieder, den er tödtet, und wird selbst schwer verwundet. Man ernennt ihn zum Befehlshaber über Languedoc. Tod seiner Gemahlin.

So eifrig auch Richelieu nach dem Genuß des Vergnügens strebte, so zog er doch öfters demselben die Begierde nach Ruhm vor. Der Frühling rief ihn zum Heere, und überall gab er die trefflichsten Beweise von Einsicht und Kriegermuth. Selbst in den größten Gefahren blieb er bey kaltem Blute und fand sich mit eben dem Entzücken bey einer Schlacht ein, wie bey seinen, mit artigen Weibern verabredeten, Zusammenkünften.

Der Luxus, den er unaufhörlich um sich her verbreitete und der ihm gleichsam zur andern Natur wurde, zwang ihn

mehr als einmahl, Gelder aufzunehmen. Voltaire, mit welchem er in Verbindung stand, den er oft bey der Frau von Duchâtelet sah, von welchem er Besuche erhielt, und den er selbsten zu der Gesellschaft seiner Maitressen einlud, — Voltaire, sage ich, kannte die Verlegenheit, worin sich zuweilen der Herzog von Richelieu befand. Als daher eines Tags der Dichter unsern Helden besuchte und ihm zu verstehen gab, daß er 40,000 Livres vorräthig hätte, die er, besonders da seine Gesundheitsumstände sehr schlecht beschaffen wären und er also voraus sähe, daß man ihn bald beerben würde, lieber ihm, als einem andern, auf Leibrenten geben wollte; da stand Richelieu, der so eben Geld brauchte, keinen Augenblick an, in diesen Vorschlag zu willigen. Doch erwiederte er auf die obige Aeußerung: daß er im Geringsten nicht dessen Tod wünschte, sondern vielmehr sein eignes Ende herannahen sähe, und daß folglich seine Erben diese Leibrente bezahlen müßten. Bekanntlich starb Voltaire im vier und achtzigsten und der Herzog im zwey und neunzigsten Jahre, und so genoß der gute Freund Voltaire, der durch Darleihung seines Geldes dem Duc einen Vortheil verschaffen wollte, die Interressen davon fünf und vierzig Jahre lang.

Herr von Peuterieder, ein vornehmer Teutscher, hatte jetzt Wien verlassen, um einige Jahre in Paris zuzubringen. Sein beträchtliches Vermögen setzte ihn in den Stand, alle seine Launen zu befriedigen und in die ausgesuchtesten Gesellschaften zu gehen. Er hatte bey dem Prinzen von Conti von der Schönheit der Frau de la Marteliere sprechen gehört; seine erste Sorge ging also dahin, sie kennen zu lernen. Und als ihm dieses gelang und seine Besuche angenommen wurden, da ward er so sterblich in sie verliebt, daß er alle seine Kräfte aufboth, um ihren Besitz zu erhalten. Gefälligkeiten, Geschenke, Feste, — alles wurde von ihm in dieser Absicht verschwendet. Richelieu, der mit diesem Manne während seiner Gesandtschaft zu Wien nicht zufrieden war, sah ihn jetzt mit scheelen Augen an. Zwar war dieses keine

Ei=

Eifersucht, aber der Teutsche gab solche öffentliche Beweise von seiner Leidenschaft, daß dieses unschickliche Betragen dem Herzoge schlechterdings mißfallen mußte. Auch Frau de la Marteliere war der unzähligen Liebeserklärungen des Herrn von Peuterieder überdrüßig und beschloß daher, hauptsächlich auf Anrathen ihres Geliebten, für diesen Ungestümmen nicht mehr zu Hause zu seyn. Zwar ertrug der Teutsche die ersten Abweisungen so ziemlich geduldig; aber endlich hörte er, daß Richelieu gewisse Rechte auf diese Schöne hatte, und schrieb also jenen tyrannischen Befehl auf die Rechnung seines Nebenbuhlers. Er zeigte sich abermahls vor ihrer Thüre, und erfuhr dieß nähmliche Schicksal. Da er sich nun nicht vorstellen konnte, daß sie immer abwesend wäre, und er schlechterdings sich von der Wahrheit überzeugen wollte, so stieg er am Ende der Straße aus seinem Wagen, ging zu Fuße zurück und verbarg sich in einer dem für ihn unzugänglichen Hause gegen über stehenden, Allée. Mit einem Worte: die Eifersucht machte ihn zum geduldigsten Lauscher. Endlich sah er den Herzog von Richelieu erscheinen, für welchen die Thüre unverzüglich geöffnet ward. Peuterieder gerieth deßwegen in die äußerste Wuth und wollte den Duc, wenn dieser wieder heraus käme, für seine Frechheit bestrafen, allein mehrere Stunden vergingen, ohne daß der Teutsche diesen Wunsch seines Herzens erfüllen konnte. Zuletzt zwangen ihn Müdigkeit und Langeweile nach Hause zu gehen; aber seine Rache war nur aufgeschoben, denn er sann auf eine noch schrecklichere, indem er den Helden unserer Geschichte vor der Thüre der undankbaren de la Marteliere zu ermorden gedachte.

Als am andern Morgen der Teutsche in die Vorstadt St. Germain zu einem seiner Freunde fahren wollte, da kam ihm auf der Königs-Brücke der Wagen des Herzogs von Richelieu entgegen. Peuterieder, unvermögend die ersten Aufwallungen seines Zorns zu unterdrücken, gab also unserm Helden ein Zeichen, zu warten. Sie sprachen einan-

der; ihre gegenseitige Erklärung war lebhaft und schloß sich endlich mit dem Befehl an ihre Kutscher: hinter das Hotel der Invaliden zu fahren. Das Gefecht dauerte nicht lange, denn weil sie beyde von gleicher Wuth entglüht waren, so drangen sie zu gleicher Zeit auf einander loß. Peuterieder blieb auf der Stelle, und sein letztes Wort war: la Marteliere. Aber auch Richelieu wurde mitten durch die Brust gestossen, und es währte sehr lange, bis diese, allerdings sehr gefährliche, Wunde wieder zuheilte.

Je mehr der Herzog die Abnahme seiner Gesundheit bemerkte, desto mehr legte er sich auf das Studium der Arzneykunde, von welcher der vielwissende Damis ihm die ersten Grundsätze gelehrt hatte. Zwar entsagte er gänzlich der Kunst: Gold zu machen; aber desto eifriger dachte er auf die Zubereitung von tausend Recepten, die sein Leben erhalten sollten. Jedes machte ihn mit einem wundervollen Geheimnisse bekannt und so brachte er endlich jene Goldtinctur heraus, welcher das Publicum sein hohes Alter zuschreibt. Dieses Studium war indessen für ihn nicht fruchtlos gewesen; er ward dadurch mit seinem Temperament vertraut, und daher immer sein bester Arzt. Ja, er machte sogar Anspruch darauf, es auch für andere zu seyn, und selten trat er in ein Krankenzimmer, ohne den Puls des Patienten zu befühlen.

Ein Jahr vor dem Frieden 1739 erhielt er die Stelle eines Feldmarschalls, und in eben diesem Jahre die Stadthalterschaft von Languedoc. Seine verliebten Streiffereyen hinderten ihn jedoch nicht im Geringsten, auch vortheilhaftere Wege einzuschlagen und sich öfters nach Versailles und Rambouillet zu begeben, wo ihn König Ludwig XV immer mit dem größten Vergnügen aufnahm. Kaum hatte er die Erlaubniß bekommen, an den geheimen Freuden dieses Monarchen Theil zu nehmen, so suchte er alles hervor, um auch dessen unbeschränktes Zutrauen zu gewinnen. Denn er betrachtete ihn immer als ein großes Kind, welches sich in bal-

den

den entwickeln und also wahrscheinlicher Weise aufhören würde, die Königin mit den Augen der Liebe anzusehen. Diese in Wahrheit verehrungswürdige Prinzessin besaß gerade jene Eigenschaften nicht, die einen Mann, wie Ludwig XV, zu fesseln vermochten; ihr waren mehr die Tugenden einer Nonne, als die Vorzüge einer königlichen Gemahlin zu Theil geworden. Andächtig bis zum Uebertriebenen und noch überdieß von lauter Pfaffen umgeben, die nach dem Vergnügen rangen, sie nach Gefallen zu beherrschen, glaubte sie, ihr Seelenheil dadurch befördern zu können, wenn sie sich jener Freuden beraubte, die zu Folge einer gesetzmäßigen Ehe erlaubt sind. Gewisse Tage waren zu dieser Enthaltsamkeit bestimmt; allein ihre Rathgeber und sie selbst hätten voraus sehen sollen, daß dieses, gleich anfangs von ihrem Gemahl gemißbilligte, Betragen über lang oder kurz ihr die Liebe desselben entwenden mußte.

Der Zeitpunct war also nicht mehr weit entfernt, wo der zurückgestossene und verschmähte Monarch das hochzeitliche Bette verließ. Die Höflinge erwarteten mit Sehnsucht diesen Augenblick; Richelieu sah ihn mit großen Schritten sich nähern und der Cardinal Fleury empfand eine heimliche Freude darüber, auch das wenige Ansehen dieser Prinzessin gänzlich vernichtet zu sehen. Zwar war dieser Credit äußerst gering, aber man fürchtete dennoch den Einfluß, welchen dieselbe über den König, ihren Gemahl, durch die zahlreiche Familie, womit sie den Thron umgeben hatte, zu erlangen im Stande war. Fleury war eifersüchtig auf seine Gewalt; der Erfolg krönte seine Staatsverwaltung, und einige Fehler abgerechnet, die ganz den furchtsamen Mann bezeichneten, war solche ohne Zweifel auch glücklich gewesen. Die Finanzen befanden sich in gutem Zustande und der König schrieb seinen Feinden Gesetze vor. Wahr ist es indessen, daß dieser Prinz die herrlichsten Früchte des Ruhms einerndete, ohne solchen durch irgend eine große Handlung verdient zu haben. Denn da er weit geschickter zur Jagd, die er mit

Leidenschaft liebte, als zu den Geschäften des Staates war, von welchen ihn immer der listige Fleury zu entfernen gesucht hatte, so übertrug er ganz die Regierung dieser Eminenz. Der Cardinal wollte das Steuerruder des Staats bis zu seinem Hintritte lenken, und er suchte daher unabläßlich, diejenigen zu stürzen, welche etwa Lust bezeugten, ihm solches aus den Händen zu spielen.

Das Volk, welches immer ohne Ueberlegung und Einsichten urtheilt, glaubte jezt ganz gewiß, daß der König durch die ihn umringende Hofschranzen, die zu allem fähig gewesen, wäre verdorben worden. Fern sey von mir der Gedanke: diese Leute zu vertheidigen; aber es ist doch sehr leicht zu beweisen, daß schon in Ludwigs eignem Herzen der Keim zu den, von ihm in der Folge begangenen, Lastern lag.

Wir haben oben gesehen, welche entehrende Heucheley er in seinem siebenzehenten Jahre bey der Verbannung des Herzogs von Bourbon-Condé bewies, indem er ihn am nähmlichen Tage mit den größten Gnadenbezeugungen überhäufte. In der Folge verfuhr er fast eben so gegen alle Minister und Höflinge, die ihm zu misfallen das Unglück hatten. Was aber seinen Hang zum weiblichen Geschlechte betrifft; so schien ihm solcher schon von Natur so eigen zu seyn, daß es warlich keiner Anlockungen bedurfte, um seine Gefühle zu wecken. Man hat es, wie ich glaube, schon zu oft gesagt, daß der König — hätte er nicht den Rathschlägen einiger Verführer Gehör gegeben — seiner Gemahlin getreu geblieben wäre; wir müssen also beweisen, daß diese Idee von seiner Beständigkeit weiter nichts als bloße Schimäre war.

Der Monarch war in einem Alter vermählt worden, wo sein Temperament sich kaum entwickelt hatte. Man hatte ihn bisher, so zu sagen, am Gängelbande geleitet; die Königin war also das erste Frauenzimmer, mit dem er bekannt wurde. Zwar war sie um einige Jahre älter als er; aber

aber dennoch glaubte er, den ehelichen Freuden vor allen den Vorzug geben zu müssen, weil er zur Zeit noch keine Vergleichungen hatte anstellen können. Die Kinder, die er mit seiner Gemahlin gezeugt hatte, fesselten ihn noch mehr an sie, und wahrscheinlich würde dieser Zauber noch länger gedauert haben, wenn ihn nicht die strenge Andacht der Prinzessin gelößt hätte. Ich glaube indessen, daß die Zeit allein im Stande gewesen wäre, eine solche Veränderung zu bewirken, weil Abwechselungen im Vergnügen dem menschlichen Herzen nur allzu natürlich ist. Der König würde die Abnahme der ohnehin unbedeutenden Reitze seiner Gemahlin bemerkt, er würde Schönheiten aller Art bewundert und also dasjenige zu ersetzen gewünscht haben, was ihm jene so hartnäckig verweigerte.

Allein die Königin, die nur den Eingebungen eines Beichtvaters Gehör gab, der sich im mindesten nicht auf die Vortheile seines Beichtkindes verstand, beschleunigte jetzt selbsten den Augenblick, der sie der Liebe ihres Gatten beraubte. Das Temperament des Monarchen war durch unablässliches Jagen und Reiten noch feuriger geworden, und er eilte daher um desto öfter in die Arme einer Gemahlin, die noch immer seine Wünsche zu befriedigen im Stande war. Sicher würde die Prinzessin — hätte sie nur bessere Rathgeber gefunden — die Neigung des Königs benutzt haben, um dessen Zutrauen zu gewinnen und ihn so lange als möglich in ihren Banden zu erhalten. Aber so that sie gerade das Gegentheil; denn damahls erst bestimmte sie gewisse Tage zur Enthaltsamkeit von ehelichen Freuden. Kam unglücklicher Weise der Monarch an einem dieser heiligen Tage in ihr Zimmer, so nöthigte ihn ein erdichteter Vorwand, unbefriedigt in das seinige zurück zu kehren. Die ersten Mahle beklagte er sich wenig über diesen verdrüßlichen Umstand, aber zuletzt ward er mißlaunigt darüber, als sich die abschläglichen Antworten der Prinzessin immer mehr vervielfältigten. Selbst ein bloßer Privatmann hätte gewiß eine so lächerliche

An-

Andacht nicht lange ertragen. Kein Wunder also, daß Ludwig XV seiner frommen Gattin im Fasten und Beten die Zeit hinbringen ließ und eine Mätresse sich wählte, die minder gewissenhaft war.

Eines Abends vergas der König, der sich schon fest entschlossen hatte, nicht mehr zu der Prinzessin zurück zu kehren, seines Gelübdes, und flog wieder in ihre Arme. Auch dieser Tag war übel gewählt und man verweigerte ihm den Eintritt in das Zimmer unter dem Vorwande: daß sie so eben Arzney genommen hätte. Der König drang auf die Erfüllung seiner Wünsche, aber seine fromme Gemahlin beharrte auf ihren Weigerungen. Voll Zorn schwur er daher, keine weitere Versuche zu wagen, und befahl hierauf seinem ersten Kammerdiener, le Bel mit Nahmen, ihm irgend eine Weibsperson zum Genusse der sinnlichen Liebe zu verschaffen. Dieser, erstaunt über den erhaltenen Befehl, wußte jetzt nicht, was er thun sollte, sondern sah bloß seinen Gebiether an, ohne daß er ihm widersprechen oder gehorchen konnte. Allein, ein zweytes noch heftigeres Geboth zwang ihn endlich das Zimmer zu verlassen. Seine Verlegenheit verdoppelte sich und weil er von selbsten keinen Entschluß zu fassen vermochte, so ging er zu dem Cardinal Fleury, der sich schon lange zur Ruhe begeben hatte. Weil er nun mit ihm im Nahmen des Königs zu sprechen verlangte, so ward er sogleich bey dem Herrn von Fleury vorgelassen, dem er den ganzen Vorfall erzählte und ihn um Rath fragte. Allein dieser, eben so unentschlossen, rieth ihm, dasjenige zu thun, was Klugheit ihm eingeben würde. Le Bel kehrte also zum Könige mit der Versicherung zurück: daß er kein einziges Frauenzimmer hätte antreffen können.

Diese Antwort befriedigte jedoch den jungen Monarchen nicht im Geringsten, der, fest entschlossen: mit seiner Gemahlin zu brechen, ihm voll Unwillen erwiederte, daß er ein ungeschickter Mensch wäre, der nicht einmahl ein so leich-

tes

tes Unternehmen auszuführen vermöchte. „Geh, fuhr endlich „dieser Prinz fort, geh in die Gallerie; klopf' an, wo du „ein Licht siehst, und sag dem ersten besten Frauenzimmer, „welches du findest, daß ich mit ihm zu sprechen wünsche.“ Da nun der furchtsame Kammerdiener die Beharrlichkeit seines Gebiethers sah und wohl fühlte, daß eine längere Weigerung ihm nachtheilig werden könnte, — in der Folge war er minder bedenklich — so entfernte er sich mit dem Vorsatze: die Befehle desselben zu vollziehen. Er hatte schon einigemahl die Gallerie vergebens durchlaufen; aber endlich traf er ein Kammermädchen der Prinzeßin von Rohan an, welches er kannte und für eine äußerst sittsame Person hielt. Er glaubte, daß ein ganz unschädliches Vergnügen, das ihm noch überdieß vom Zufall dargeboten wurde, die Wünsche des Königs sowohl, als seine eigenen, befriedigen könnte. Dieses Mädchen war eine artige Blondine; er führte sie also unter dem Vorwande, daß er sehr nöthig mit ihr zu sprechen hätte, zuerst in sein Gemach und hierauf in das Zimmer des Königs, bey welchem er sich für ihre Rechtschaffenheit verbürgte. Eine Summe Gelds, wodurch das Mädchen in der Folge eine gute Parthie fand, war die Belohnung für ihr, dem Monarchen gebrachtes, Opfer.

Diese, vom le Bel selbsten erzählte, Anecdote, widerlegt also hinlänglich dasjenige, was bisher über diesen Punct gesagt wurde. Des andern Morgens stattete der Kammerdiener dem Cardinal Fleury von seinem gestrigen Betragen den umständlichsten Bericht ab. Als nun der letztere sah, daß die Vorsehung dem König einen eigenen Willen verstattet hätte, da weilte er keinen einzigen Augenblick, auch sich den weisen Führungen derselben zu überlassen. Er fragte also den kuplerischen Diener, ob Seine Majestät alle Frauenzimmer mit einerley Augen betrachteten, und da dieser erwiederte, daß die Gräfin von Mailly mehrmahlen die Blicke des Königs auf sich gezogen, so ward sogleich die Wahl dieser Dame beschlossen. Sie stand dem Kardinal an, der

der überhaupt die Gewalt eines schönen Weibes über das Herz des jungen Monarchen fürchtete. Denn die Gräfin besaß weder Jugend noch Reize, sie war aber als eine Todfeindin der Hofränke bekannt. Fleury gab also unserm dienstwilligen le Bel den Auftrag: alles anzuwenden, um die Gräfin an die Stelle des Kammermädchens zu bringen.

Die Gelegenheit dazu verzögerte nicht lange. Denn als einst der König wieder ein Frauenzimmer begehrte, da gab er ihm deutlich genug zu verstehen, daß ein Kammermädchen für den Beherrscher von Frankreich nicht anständig wäre, und eilte sofort, der Frau von Mailly zu sagen, daß Seine Majestät etwas wichtiges mit ihr zu sprechen hätten. Die Gräfin wollte zwar anfangs in einem schicklichen Anzuge erscheinen, welches natürlich viel Zeit würde erfordert haben, aber le Bel, der die Ungeduld seines Gebiethers voraussah und noch überdieß glaubte, daß ein einfaches Gewand in diesen Umständen das beste wäre, schützte jetzt den Befehl des Königs: sie zu bringen, wie er sie träfe, vor. Die Frau von Mailly, die sich gar keinen Grund von einer so ungewöhnlichen Bothschaft denken konnte, folgte also dem Kammerdiener, der sie heimlich zu dem Monarchen brachte. Zwar entschuldigte sie sich wegen ihres nachlässigen Anzugs mit den Befehlen Seiner Majestät und mit ihrem Verlangen: sie auf das schnellste zu vollziehen; allein der König schien im geringsten nicht auf ihre Reden zu merken, sondern erklärte ihr sofort seine Liebe, von welcher er, ohne erst auf Antwort zu warten, ihr die deutlichsten Beweise gab. Die erstaunte Gräfin, die ohnehin schon lange für den Monarchen entglüht war, that jetzt nur einen sehr schwachen Widerstand, und ward von ihm erobert, noch ehe sie über den gethanen Schritt gehörig nachzudenken vermochte.

Das ist nun der eigentliche Anfang dieser Liebesintrike; und ohne uns weiter bey seinen Liebschaften aufzuhalten, glauben wir schon hinlänglich gezeigt zu haben, daß er keines Rathgebers in diesem Falle bedurfte. Wir sind weit

entfernt,

entfernt, zu sagen, daß man ihm niemahls verderbliche Rathschläge gegeben habe, — denn seine natürliche Schwäche verleitete ihn, jedem Betrüger zu trauen — wenn er aber, nach einer so langen Bekanntschaft mit der Frau von Pompadour, diese ohne Schmerz dahin sterben sah; wenn er aus den Fenstern seines Zimmers ihr Leichenbegängniß erblickte und ganz kaltblütig mit den Worten seine Uhr zog: sie wird, wie ich glaube, um zehn Uhr in Paris eintreffen, war denn auch diese Gefühllosigkeit ihm angerathen?

Als der obenangeführte le Bel, sein Vertrauter und gleichsam die Seele seiner Vergnügungen zu Compiegne im Jähzorne dahin starb, hatte da der Monarch auch den Rath erhalten: nicht den geringsten Schmerz über den Verlust eines getreuen Dieners zu bezeugen und ganz ruhig nach dem Begräbnißorte desselben zu fragen?

War es auch Eingebung von Böswichtern, daß er ganz gleichgültig die Nachricht von dem Tode des Marquis von Chanvelin, mit dem er seit mehreren Jahren fast täglich spielte, vernahm? Er hatte des Abends mit ihm bey der Frau du Barry gespeißt. Nach aufgehobener Tafel wollte man sich an die Spieltische setzen, als derselbe an der Seite des Monarchen tod darnieder fiel. Jedermann war über diesen Zufall erschrocken, jedermann eilte, dem Unglücklichen beyzustehn; nur Seine Majestät blieben ganz ruhig und geruhten blos zu sagen: „Ihr seht ja, daß er tod ist; das dicke „Schwein fraß zu viel, und ich prophezeihte ihm schon lange „ein solches Ende."

Wir könnten noch tausend solche Züge von ihm anführen, wenn die so eben Erzählten nicht hinreichend genug wären, die Wahrheit unseres Satzes zu bestättigen.

Der Herzog von Richelieu erreichte das Ziel seiner Wünsche, als er durch die Freundschaft des Cardinals Fleury die Statthalterschaft von Languedoc erhielt. Schon seit langer Zeit strebte er nach der Stelle, die ihn in den Stand

setzte,

setzte, zu herrschen. Dieß war von der frühesten Kindheit an sein Lieblingsgedanke, und er ging also nach Montpellier mit dem festen Entschlusse: sich daselbst als kleiner Souverain zu zeigen. Seine Vermögensumstände waren außerordentlich zerrüttet, und deßwegen beschloß er, einverstanden mit seiner Gemahlin, die sich so eben schwanger befand, in Zukunft öconomischer in seinen Ausgaben zu werden. Sie wollten nur eine einzige Hofhaltung haben und drey Monathe zu Montpellier hinbringen, wo die Lebensbedürfnisse viel wohlfeiler sind. Deßhalb vermietheten sie auch ihren Pallast zu Paris an den Neapolitanischen Bothschafter, den Grafen von Castro-Piagno, der, im Vorbeygehen gesagt, die Zimmer von Bisam so durch und durch verpestet fand, daß er zur Vertreibung dieses Geruchs nichts anders thun konnte, als Schaafe hineingehen zu lassen. Wir haben oben zu sagen vergessen, daß der Herzog den Bisam mit Leidenschaft liebte. Denn er ließ sogar seine Beinkleider mit spanischen Fellen ausfüttern, und der Geruch davon war anfänglich so stark, daß eines Tags in der Comödie diejenigen, welche ihre Logen neben der seinigen hatten, wegen des unangenehmen Duftes das Schauspielhaus zu verlassen gezwungen waren.

Einige Zeit nachher begegnete ihm ein anderer Zufall. Er hatte zu Versailles bey der Herzogin von Tallard einen Besuch abgestattet und sich eine Stunde darauf zum Könige begeben. Auch der Cardinal von Rohan besuchte noch am nähmlichen Abend die so eben erwähnte Dame und erhielt von ungefähr denjenigen Stuhl, auf welchem unser Richelieu gesessen und der von ihm so durchräuchert war, daß die Kleider des Cardinals, der gleich nachher zur Königin ging, die als eine fromme Person dergleichen Wohlgerüche verabscheute, noch immer davon erfüllt waren. „Ha! ist es möglich, „Herr Cardinal, sagte diese andächtige Fürstin zu ihm, „daß Sie auf solche Weise parfumirt sind? Ich erkenne „hieran keinen Prälaten; sicher könnten Sie nicht von meh-

„reren

„reren Wohlgerüchen duften, wenn Sie auch ein zweyter „Herzog von Richelieu wären.“ Zwar erstaunte hierüber der Cardinal, weil er gewiß wußte, daß er im mindesten nicht diesen Vorwurf verdient hatte; zwar entschuldigte er sich und betheuerte mit den heiligsten Schwüren, daß dieses unmöglich wäre. Als er aber der Königin noch näher kam, da schien sie sich nur noch mehr von der Unwahrheit seiner Reden zu überzeugen; sie trat also mit den Worten zurück, daß sie sich über seine Wolgerüche ärgere. Jetzt stand der Prälat wie versteinert da und glaubte, daß dieses nur ein Vorwand wäre, wodurch man ihn zu entfernen suchte; allein er konnte keineswegs die Ursache seiner Ungnade entdecken. Da ihm indessen noch andere Personen den nähmlichen Vorwurf machten, und er ihn selbsten gegründet fand, so gab er sich alle nur mögliche Mühe, die Quelle dieser sonderbaren Erscheinung aufzusuchen. Nach einigen Tagen war er wirklich so glücklich, den Vorfall mit dem Stuhle zu erfahren, und er eilte also sofort zur Königin hin, um gegen den Herzog von Richelieu, der ihn einer solchen Verdrüßlichkeit ausgesetzt hatte, die heftigsten Klagen zu führen. Die Monarchin, die unsern Helden nicht liebte, zuckte die Achseln dabey; denn sie betrachtete ihn als einen Wollüstling, dessen Aufführung und Sitten mit den ihrigen schlechterdings nicht zu simpathisiren vermöchten. Inzwischen war dennoch diese so fromme Prinzessin eine außerordentliche Freundin von lustigen Schauspielen, und daher pflegte man bey Hofe, wenn ein Stück etwas zu frey war, zu sagen: daß solches aus dem Vorrathe der verstorbenen Königin wäre.

Der Herzog von Richelieu ließ sich bey seiner Ankunft in Languedoc alle die Ehre bezeugen, die seiner Stelle gebührte. Als ein getreuer Beobachter aller Gewohnheiten und Gebräuche wollte er seinem Range nichts vergeben, und schlug deßhalb die ältesten Urkunden nach. Zwar entstanden einige

einige Streitigkeiten mit dem Erzbischofe von Narbonne und dem Parlamente; aber er wußte als ein geschickter Geschäftsmann sie alle zu seinem Vortheile zu beendigen.

Uebrigens fand er die Provinz Languedoc von Unruhen zerrissen, welche das intolerante Verfahren der Geistlichkeit gegen die Protestanten erzeugt hatte. Man beraubte sie ihrer Kinder, steckte solche in die Klöster und Collegien und erzog sie in der katholischen Religion. Die Bischöfe gedachten die Unglücklichen durch Verhaftbefehle und Hinrichtungen zu bekehren; ja, St. Florentin und der Intendant der Provinz waren sogar die Werkzeuge dieser blinden Wuth. Man vergas, daß Verzweiflung allein eine Empörung zu verursachen im Stande wäre, und daß Ludwig XIV. seiner militärischen Eigenschaften und der Siege des Marschalls von Villars ungeachtet, sich dennoch mit ihnen in einen Vergleich einlassen mußte.

Richelieu, Zeuge von dieser herrschenden Gährung, bemühte sich jetzt solche zu stillen. Als es ihm aber an der zur Beendigung dieses großen Geschäftes nöthigen Zeit fehlte, so schlug er gelinde Mittel ein; denn er glaubte: Nachgiebigkeit nur könnte den schnellen Ausbruch des Uebels verhindern. Auch hatte er den Auftrag erhalten, die Landstände zu einer weit größern Steuer zu bewegen, und sein gefälliges Betragen, noch mehr aber seine Ueberredungskraft, gaben ihm bald die Mittel an die Hand, die Wünsche des Hofs zu befriedigen.

Seine Gemahlin kam endlich mit einer Tochter, der nachmahligen Frau von Egmont, nieder; allein diese Entbindung war von unglücklichen Folgen. Die Herzogin, welche schon lange mit Brustschmerzen behaftet war, gerieth allmählig auf die Meinung, daß die Luft zu Montpellier für sie nicht gesund wäre, und wünschte deshalb nach Paris zurück zu kehren. Weil aber ihr Pallast daselbst vermiethet war, so bezog sie die Wohnung ihres Vaters. Die Krankheit,

heit, welche sie von der Reise mitgebracht hatte, wurde immer heftiger und am Ende sogar tödtlich. Alle Sorgfalt war umsonst. Der Herzog, der eben kein Muster von Beständigkeit war, bewieß dennoch durch seine ängstliche Besorgniß, wie hoch er seine Gemahlin schätzte. Denn er flog eiligst zu ihr, ob er sich gleich erst niedergelegt hatte, als man ihm in derselben Nacht, wo ihr Tod erfolgte *), die Nachricht hinterbrachte, daß sie sich sehr übel befände. Sobald sie ihn erblickte, so nahm sie alle ihre Kräfte zusammen und sagte zu ihm: „Wie bin ich doch so unwillig auf die„jenigen, die Sie geruffen haben; ich wollte Ihnen so „gerne den Schmerz ersparen, mich sterben zu sehen. Aber „weil Sie einmahl da sind, so umarmen Sie mich zum letz„tenmahle."

Richelieu, ganz trostlos über diesen Auftritt, warf sich jetzt über seine Gemahlin hin, die ihm nochmahls in ihre Arme faßte und bald darauf verschied. Lange blieb er in dieser Lage, weil er seine Gattin noch am Leben glaubte, und es kostete viele Mühe, die Hände dieser zärtlichen Dame los zu bringen, die noch immer ihren Mann fest umschlossen hielt. Der Herzog, von seinem Unglück überzeugt, reißte hierauf augenblicklich nach Richelieu ab, wohin ihn der Marquis von Crevecoeur begleitete. Hier blieb er einen Monath lang, um seinen erlittenen Verlust zu beweinen.

Man hat schon oben gesagt, daß unser Held von der Prinzessin von Guise keine andere Mitgift, als ihre erhabene Geburth erhielt; allein folgender Zufall beweißt, daß sich alles zum Glücke des Herzogs vereinigte. Sein Schwager, der in Italien diente, war einstens während dem Ankleiden außerordentlich lustig, nahm aber hierauf eine Pistole vom Camine und fragte die Anwesenden, ob man sich nicht auf

*) Im Monath August 1740.

diese Weise aus der Welt schaffen könne? Er steckte den Lauf derselben in den Mund, drückte los und sank tod zur Erde nieder. Man hat niemahls die eigentliche Ursache dieser schrecklichen Handlung erfahren können; er war in keine Verdrüßlichkeiten verwickelt, sein Vermögen bestand in drey Millionen Livres und er hatte also nicht den mindesten Grund, sich selbsten aus der Welt zu schaffen. Jugend, Liebe, alles machte sein Daseyn glücklich. Nur war er bisweilen etwas tiefsinnig und zerstreut, und der Herzog von Richelieu behauptete immer, daß dieser letztere Umstand das Vermögen seiner Kinder vermehrt habe. Wirklich brachte diese Ereigniß mehr denn 60,000 Livres jährlichen Einkünfte der Familie unseres Helden zuwege. Zum Glücke für den Kammerdiener des Prinzen ereignete sich der schaudererregende Vorfall in der Gegenwart mehrerer Officiere vom Regimente desselben, die sich so eben im Zimmer befanden.

Achtzehntes Kapitel.

Der Herzog von Richelieu tröstet sich bey seiner Zurückkunft nach Versailles mit der Prinzessin von Rohan. Er wird der Vertraute der Liebschaft des Königs mit der Marquisin de la Tournelle, nachmahligen Herzogin von Chateauroux. Anecdoten hievon.

Gewöhnlich ist ein allzuheftiger Schmerz von kurzer Dauer; auch Richelieu erfuhr dieß und noch dazu geschwinder, als ein Anderer. Das Andenken an seine Gemahlin verwandelte sich allmählich in eine ruhige Empfindung, und sein immer leicht zu entflammendes Herz eilte jetzt den Fesseln der Prinzessin von Rohan entgegen. Ihr Mann war alt und hielt sich fast immer zu Versailles auf; der Herzog besuchte sie oft und dadurch gelang es ihm endlich, die Aufmerksamkeit dieser Schöne rege zu machen. Zwar war er keineswegs der blühende Jüngling mehr, um dessen Besitz sich vormahls die Frauenzimmer beneideten; aber er behielt noch immer jene so seltene Liebenswürdigkeit, die ihm der Vorzüge so viele vor jungen Personen verschaffte. Er verband noch überdieß mit der Theorie der Verführungskunst eine lange Praxis derselben, und die junge Prinzessin, die sich bisher noch keinen einzigen Vorwurf zu machen hatte, wurde bald eines Fehltritts schuldig.

Sie wohnte auf der Gallerie der Prinzen; eine Kammerfrau wurde die Vertraute dieser Intrike. Richelieu kam immer durch eine kleine dunkle Treppe in das Zimmer der Prinzessin von Rohan, die eine gutgewachsene Brünette war und bey einer sehr regelmäßigen Schönheit einen gebildeten Geist besaß. Ohne auf so viele Vorzüge stolz zu seyn, hielt sie solche für hinreichend genug, um eine ganz besondere Huldigung zu verdienen; aber bald erkannte sie, daß sie getäuscht war. Zwar ging anfangs dieser Liebeshandel glück-

lich von statten und nichts störte die seligen Träume der Prinzessin, aber nicht lange, so wurden solche durch Eifersüchtige unterbrochen. Diese hatten den Cardinal Rohan von den häufigen Besuchen des Herzogs von Richelieu benachrichtiget, auf welchen Seine Eminenz, seit der erzählten Geschichte mit dem Stuhle, erbittert waren. Es wurden also Spione gedungen, deren Bericht ihm wegen der Liebe seiner Schwägerin zu unserm Helden keinen Zweifel mehr übrig ließ.

Bald darauf erfuhr der Prinz von Rohan das Geheimniß von der Untreue seiner Gemahlin, welchem er jedoch anfangs nicht dem mindesten Glauben beymaß. Indessen gab man ihm aber so viele umständliche Nachrichten von ihrer Aufführung, daß er sich endlich zu einer genauern Untersuchung derselben entschloß. Zum Glücke entdeckten die Liebenden die ihnen gelegte Schlinge und betrugen sich also weit vorsichtiger, als sie bisher gethan hatten, so daß der Herr Gemahl keine Aufklärung über diesen Punct erhalten konnte. Dieser nahm hierauf zu einem sehr gewöhnlichen Mittel seine Zuflucht, das heißt: er schützte gewisse Geschäfte vor, wodurch er genöthigt wäre, einige Tage in Versailles zu bleiben; zugleich bath er die Prinzessin, sich nicht aus Paris zu entfernen, wo sie während ihres kurzen Aufenthaltes jederzeit im Hotel Soubise zu wohnen pflegte. Ihre allererste Sorge war jetzt, unsern Richelieu von der Abwesenheit ihres Gemahls zu benachrichtigen und ihm noch an dem nähmlichen Abend eine Schäferstunde zu gewähren. Kaum war aber der Herzog angekommen und von der Prinzessin umarmt worden, als schon die Kammerfrau voll Schrecken die Ankunft des Prinzen meldete und die unangenehme Nachricht hinzusetzte, daß solcher geradenwegs auf das Zimmer seiner Gemahlin losginge. Jetzt hatte Richelieu nur so viel Zeit, seine Kleider zu nehmen und sich in die Stube der Kammerfrau zu retten, an welcher er, trotz der Gefahr, in der er sich befand, dennoch viele Reitze bemerkte; ja, er legte sich sogar,

sogar, da ihm sein Anzug ein Bett sehr wünschenswerth machte, ohne Umstände in dasjenige dieses Frauenzimmers.

Der Prinz von Rohan, dem man die ausdrückliche Versicherung gegeben hatte, daß der Herzog von Richelieu während seiner Abwesenheit zu seiner Gemahlin gekommen wäre, suchte jetzt alle Winkel durch, um ihn zu entdecken. Unter mancherley Vorwand stellte er hierauf eine genauere Untersuchung in dem Zimmer seiner Gattin an; er sagte ihr, daß er so eben vernommen habe, daß eine verdächtige Person sich in das Haus geschlichen und sich irgendwo verborgen hätte. Ueberzeugt endlich, daß der Duc in diesem Zimmer nicht wäre, ging er in das andere, wo sich unser Held hingeflüchtet hatte. Richelieu, der sich bisher alle nur ersinnliche Mühe gab, die Kammerfrau dahin zu bringen, sich zu ihm ins Bette zu legen, hörte jetzt den Prinzen kommen und hatte kaum so viel Zeit, sich zwischen das Bett und die Mauer zu drängen. Dießmahl aber war ihm das Schicksal ungünstig; das Bette schob sich ein wenig auf die Seite, und er fiel auf den Boden. Es war gerade Winter und sehr kalt, seine Kleidung vermochte ihn nicht gegen den Frost zu schützen. Zum Glücke für ihn kam der Prinz erst nach dem Falle; zwar wurde er nicht entdeckt, jedoch mußte er sehr lange in dieser kalten und lästigen Lage bleiben.

Denn der Prinz fragte nun die Kammerfrau hin und her; ob nicht der Herzog von Richelieu diesen Abend bey seiner Gemahlin gewesen wäre; aber das brave Mädchen läugnete alles und suchte sogar, ihrem Gebiether die ganze Sache auszureden. Er glaubte daher, daß eine Summe Geldes mehr Eindruck auf sie machen würde, und both ihr funfzig Louisd'or an, wenn sie ihm die Wahrheit gestehen oder doch wenigstens sagen wollte, zu welcher Zeit der Herzog von Richelieu im Geheim zur Prinzessin zu kommen pflegte. Jetzt befürchtete der Held unserer Geschichte, welcher das Stottern der Kammerfrau hörte, daß solche, zumahl sie in der Ge-

schwindigkeit sich auf keine Antwort zu besinnen schien, seinen Zufluchtsort und mithin die traurige Lage, worinnen er sich bisher befand, entdecken möchte. Indeß stellte die Unbestechbarkeit des Mädchens seine Ruhe wieder her. Denn die Listige bezeigte bey den Fragen des Prinzen die größte Verwunderung, und bestärkte ihn dadurch in der Meinung, daß sie von gar nichts wüßte und daß seine Gemahlin unschuldig wäre. Es schien ihm weit angenehmer zu seyn, sich diesem letztern Gefühle zu überlassen, und er gestand, daß viele mißgünstige Leute sich ein Vergnügen daraus machten, die Ruhe der Familien zu stören.

Allein die Zeit, in welcher der Prinz die Kammerfrau ausfragte und solche schöne Gesinnungen äußerte, hatte für unsern Liebhaber, welcher für Kälte starrte und sich nicht die geringste Bewegung erlaubte, aus Furcht: die Ehre der Prinzessin auf das Spiel zu setzen, gleichsam die Dauer einer Ewigkeit. Endlich begab sich der Prinz hinweg und ließ ihm die Freyheit, sich wieder in das Bette zu legen, bey welcher Gelegenheit der Herzog von neuem die Kammerfrau um einige Gunstbezeugungen anflehte. Hundert Louisd'or waren der Lohn für ihre Verschwiegenheit und besonders für ihren guten Willen.

Inzwischen machte diese Ereigniß die beyden Liebenden nur desto vorsichtiger; denn jetzt schien ihnen der Tag hinreichend zu seyn, um sich wechselseitige Proben der Zärtlichkeit zu geben, ja, sie gingen sogar mit solcher Klugheit zu Werke, daß der Herr Gemahl nie etwas entdecken konnte. Im Gegentheil glaubte er, versichert zu seyn, daß bloße Verläumdung die Ehre seiner, in jedem Betrachte, verehrungswürdigen Gattin angegriffen hätte, und daher war es ein äußerst kränkender Gedanke für ihn: von dem Gifte derselben angesteckt worden zu seyn.

Der Herzog von Richelieu konnte jetzt um so mehr diesen Liebeshandel betreiben, als er sehr selten den Hof verließ, der ihm von Tag zu Tag immer angenehmer wurde. Denn der

der König, der seiner Gemahlin nur mit so vieler Achtung begegnete, als der Wohlstand unumgänglich erforderte, hatte um sich her eine Gesellschaft versammelt, durch welche das Innere seines Hofs aufgeräumter und weniger zwangvoll wurde. Die Etikette mußte hinter der Thüre bleiben und der Unterthan durfte den Monarchen, wie seines Gleichen, behandeln. Frau von Mailly war noch immer die Göttin dieses Tempels der Wollust, und jeder bestrebte sich also, dieser Maitresse gefällig zu werden. Ludwig XV schien sie ausschlußweise zu lieben und überließ sich mit ihr allen Arten von zügellosen Vergnügungen. Champagnerwein benetzte oft das königliche Lager und Seine Majestät waren bisweilen noch trunkener vom Rebensaft, als von der Liebe. Die Gräfin glaubte ihn, durch die Theilnahme an allen seinen Freuden, für immer an sich zu fesseln; aber Leute, welche mit dem Laufe der Natur bekannt waren, und insbesondere unser Richelieu, der sich aus der Ergründung von Ludwigs Character ein eignes Studium machte, sahen wohl ein, daß das Alter dieser Favorite und ihre wenige Schönheit, noch mehr aber die den Menschen so angebohrne Liebe zur Veränderung, jede ihrer Bemühungen fruchtlos machen würde. Jedermann weiß, daß ihre Schwester, die Frau von Vintimille, ihre Stelle einnahm und an den Folgen einer Niederkunft starb. Die Gräfin von Mailly ward indessen dadurch nicht glücklicher, obgleich das Blut der von Nesle, welches in ihren Adern floß, einen besondern Reitz für den Monarchen hatte. Sie mußte noch den Verdruß erleben, daß eine ihrer Schwestern, die Marquisin de la Tournelle, nachmahlige Herzogin von Chateauroux, das Recht erbte: ihrem königlichen Liebhaber zu gefallen.

Verbannt vom Hofe, überließ sich nun die Frau von Mailly einer wahren Gewissensreue, und kann also zweifelsohne weit eher, als die Herzogin de la Valliere, mit der bußfertigen Magdalena verglichen werden. Diese hatte sich in ein Kloster begeben, um Gott ein Herz darzubringen,

das ihr Geliebter verschmähte; Einsamkeit und Uebungen der Andacht gaben ihrem Herzen die nöthige Ruhe wieder. Niemand wagte es, mit ihr von ihren Vergehungen zu sprechen, sie beweinte solche, ohne die Demüthigung zu erfahren, daß sie ihr vorgeworfen wurden; kurz: ihre Fehltritte sanken mit ihr zugleich in das Grab, und die Verachtung getraute sich nicht, sich den heiligen Mauern des Klosters zu nähern. Frau von Mailly hingegen fand in ihrer Seele noch Kraft genug, um in einer Welt zu bleiben, in welcher sie jeder mit Blicken voll Abscheu betrachtete. Diese Dame, die in einem Kloster weit minder wäre gedemüthiget worden, gab also einer öffentlichen Buße den Vorzug, so wie ihre Aufführung auch ein öffentliches Aergerniß verursacht hatte. Man warf ihr laut vor, daß sie die Ursache des Sittenverderbs des Königes wäre, weil sie seine erste bekanntgewordene Maitresse gewesen. Umsonst glaubte sie, durch Allmosen und Gebethe, Verzeihung zu erhalten, denn das Volk, welchem sie oft in der größten Noth beysprang, belegte sie mit den gehässigsten Nahmen. Aber sie stellte alle ihre Leiden dem Höchsten anheim, war muthig genug, solche zu ertragen und eilte oft mit dem thätigsten Eifer Unglücklichen zu Hülfe, die bisweilen ihre Wahlthaten mit Beschimpfungen vergalten. Ob sie gleich im geringsten nicht reich war, so verschwendete sie doch ihre meisten Einkünfte an Undankbare, die sie verschmähten. Kaum konnte die Länge der Zeit die üble Meinung von ihr vernichten, und sie starb also, ohne durch Fasten, Allmosen und Gebethe vermögend zu seyn, das Andenken an ihre begangenen Schwachheiten auszulöschen. Man begrub sie auf dem Kirchhofe der unschuldigen Kinder und bey ihrem, so einfach als möglichem, Leichenbegängnisse, gab ihr eben das Volk, welches sie vorher so reichlich unterstützt hatte, die pöbelhaftesten und entehrendsten Beynahmen.

Die Marquisin de la Tournelle, die nach dem Tode der Frau von Vintimille sich bis zur Stufe einer erklärten Günst-

Günstlingin des Monarchen empor geschwungen hatte, war unter dreyen Schwestern diejenige, für welche der König die meiste Liebe zu empfinden schien. Sie war von einem großen und schönen Körperbau; ja, was noch mehr als dieß alles ist: sie wußte Sanftmuth mit einem wahrhaft edlen Betragen zu vereinigen. Sie hatte noch zwey Schwestern übrig, die Marquisin von Flavacourt und Mademoiselle Montcavrel, nachmahlige Herzogin von Lauraguais. Unsere Frau de la Tournelle war Wittwe, allein man konnte ihr, so lange ihr Mann lebte, nicht den mindesten Vorwurf eines Fehltritts machen, als etwa eine allzuheftige Neigung gegen den Herzog von Agénois — den letztverstorbenen Herzog von Aiguillon. — Sie stand damahls in sehr genauer Verbindung mit ihrer Schwester der Marquisin von Flavacourt, die einst von ihrem Gemahl, der eben kein artiger Mann war, mit dem Tode bedroht wurde, wenn sie sich einfallen ließe, eine H — —, wie ihre Schwester zu werden. Der Herzog von Agénois entdeckte dem Herzog von Richelieu, seinem Freund und Verwandten die Geheimnisse von seinen Liebschaften, und so entstand zwischen ihnen die festgeknüpfteste Freundschaft, an welcher auch die Marquisin von Flavacourt Theil nahm. Der Prinz von Conti und ein gewisser Herr von Dumenil *) hatten schon lange eine Gelegenheit gesucht um in diesen Mysterien eingeweiht zu werden. Diese kamen nun einstens zu dem Herzoge von Richelieu gerade in dem Augenblicke, wo jene Damen mit ihren beyden Vettern in den Wagen stiegen, um nach einem kleinen Hause zu fahren, woselbst sie ein Abendessen bestellt hatten. Ungeachtet der Prinz und sein Gefährte alle Beredsamkeit anwanden, um sie begleiten zu dürfen, so gaben ihnen dennoch die Frauenzimmer eine solche abschlägliche Antwort, daß sie schlechterdings keinen Sitz in dem Wagen nehmen konnten, obgleich derselbe groß genug war.

Sie

*) Der verstorbene Generallieutenant, welchem die Herzogin von Chateauroux bey Hofe viele wichtige Dienste leistete.

Sie stellten sich also, als wenn sie hinweg gingen. Wie sehr erstaunten aber unsere Damen, als ihnen die Verabschiedeten beym Aussteigen die Hand bothen! denn sie wußten nicht, daß sie hinten auf die Kutsche gesprungen waren. Jetzt mußten sie also wohl die Abenteurer mitnehmen. Der Kutscher des Herzogs von Richelieu, la Jeunesse mit Nahmen, sagte hierauf zum Prinzen, daß derjenige, der zum Erstenmahle hinten auf dem Wagen träte, gewöhnlich ein Trinkgeld geben müßte. Conti suchte daher seine Börse; als er aber sah, daß er solche vergessen hatte, da gestand er frey heraus, daß er kein Geld habe. Welcher Teufel — erwiederte der Kutscher ganz kaltblütig — soll denn Geld besitzen, wenn die Prinzen keines haben? Des andern Tags bekam er für diese Rede einen Doppellouisd'or.

Diese Verbindung unsers Helden mit der Frau de la Tournelle überredete das Publicum, als ob sie seine Geliebte wäre; da er doch nur bey ihr die Stelle eines Vertrauten begleitete. Auch glaubte man, daß er bald darauf seine Liebe aufgeopfert hätte, um sich durch Abtrettung seiner Lieblingin bey dem Monarchen in größere Gunst zu setzen. Jedermann scheint davon überzeugt zu seyn, und wir selbst waren dieser Meinung, die man sogar bey vielen Schriftstellern aufgezeichnet findet: doch müssen wir allerdings der offenbaren Wahrheit, das heißt: den Handschriften und Briefen, die gerade das Gegentheil beweisen, den gebührenden Glauben beymessen. Denn weil wir es uns zum Gesetze machten, die Wahrheit zu schreiben, so sind wir jetzt genöthigt, allem zu widersprechen, was man bisher darüber gesagt hat. Freylich liegt uns sehr wenig daran, ob sich bey dieser Gelegenheit unser Richelieu gegen den König gefällig erzeigt habe, oder nicht; allein wir erzählen den eigentlichen Vorfall und machen es uns zur Pflicht, getreue Geschichtschreiber zu seyn. Viele, in dem Privatleben Ludwigs XV und in den persischen Anecdoten aufgezeichnete Thatsachen sind grund-

grundlos. Wir befinden uns mehr, als irgend jemand, im Stande, von dieser, allerdings sehr merkwürdigen, Lieblingin des Königs zu reden, weil wir ihren Briefwechsel mit dem Herzog von Richelieu, den sie nur ihren lieben Oheim nannte, gelesen haben und selbst mehr als zwanzig äußerst interessante Briefe von ihr besitzen.

Bekanntlich überhäufte die Herzogin von Mazarin, Tante der Demoiselles von Nesle, die ganze Familie, besonders aber die Marquisinen von Flavacourt und de la Tournelle mit vielen Freundschaftsbezeugungen. Aber man weiß nicht, daß die Königin nach dem Tode derselben diese beyden Schwestern zu sich rufen ließ, um sie wegen ihres erlittenen Verlustes zu trösten, und daß sie solche mit der herablassendsten Güte empfing, mit ihnen weinte und sie versicherte, die Stelle der Herzogin von Mazarin, die ihnen bisher an Mutter Statt gewesen wäre, vertreten zu wollen. Diesen rührenden Auftritt erzählte ein Augenzeuge, der Kammerdiener, der sie gemeldet hatte, vielen Personen mit der innigsten Theilnahme.

Allein die tugendhafte Königin sah nicht voraus, daß sie ihre Güte an eine Undankbare verschwendete und daß die Frau de la Tournelle, welcher sie mit so vieler Gnade begegnete, einen Monath nachher die Stelle ihrer Schwestern einnehmen würde, um ihr auf immer das Herz ihres Gemahls zu rauben. Die Marquisin hatte ihre Gebietherin schon einigemahle auf ihren kleinen Reisen nach Choisy begleitet; weil sich aber damahls der König mit der Frau von Vintimille beschäftigte, so war es ein ganz natürlicher Zufall, daß ihre Vorzüge unbemerkt blieben, ob sie gleich unter ihren Schwestern die meiste Huldigung verdiente. Zudem sah er sie sehr selten, und hatte also die Zeit nicht, sich von ihr besiegen zu lassen. Endlich bemerkte er sie bey der Königin, als ihm so eben der Tod die Frau von Vintimille entrissen hatte; es war also kein Wunder, daß plötzlich in ihm der Gedanke aufstieg: nur ihre Schwester sey vermögend ihn

ihn zu trösten. Denn jetzt erst machte er die Bemerkung, daß, wenn Schönheit und Seelenadel eine Krone verdienten, kein anderes Frauenzimmer mehr Anspruch darauf zu machen hätte, als die Marquisin de la Tournelle. Sein getreuer le Bel wurde hier wieder zum Unterhändler gewählt, um dieser Göttin eine heimliche Zusammenkunft mit Seiner Majestät vorzuschlagen, und bald darauf nahm die gedachte Dame ihre Wohnung in dem Schlosse zu Versailles, ohne daß Jemand deßwegen den geringsten Verdacht schöpfte.

Der Herzog von Richelieu hat uns auf eine solche freymüthige Art bekannt, wie er die Frau de la Tournelle am Hofe gefunden habe, daß wir an der Wahrheit seiner Erzählung nicht länger zweifeln können. Ein Freund des Herrn Chalmosel, Vater des Herrn von Talaru, dessen Zimmer gerade unter demjenigen war, welches damahls die Marquisin bewohnte, stimmt als Augenzeuge von den nächtlichen Besuchen, die der König bey dieser Dame abstattete, noch ehe sie für die öffentliche Favorite erklärt wurde, in seinen uns deßhalb mitgetheilten Nachrichten mit der Aussage unsers Helden vollkommen überein. Wir wollen daher einen Brief hier abschreiben, welchen der Duc wahrscheinlicher Weise an die Frau von Mauconseil und an seine Freundin, die Frau von Luxemburg, gerichtet hatte.

„Sie sind also, liebe Freundinnen, der Meinung des Publicums, daß ich dem Könige die Herzogin von Chateauroux zugeführt habe? Allein Sie täuschen sich eben so wie das Volk, das oftmahls ein schlechtes Urtheil fällt, ohne daß es Gelegenheit hat, die Personen von denen es spricht, zu sehen, oder zu kennen. Ich würde mir sicher keinen ängstlichen Gewissensscrupel daraus machen, meinem Gebiether in seinen Liebschaften nützlich geworden zu seyn. Man verschenkt ja ein reitzendes Gemählde, einen schönen Blumentopf, einen Edelstein; und also begreiffe ich nicht, warum man erröthen sollte, seinen Souverain in den Genuß

deß-

deßjenigen zu setzen, welches unserm Leben die süßesten Freuden ertheilt, in den Besitz eines Weibes. Wenn mir der König befohlen hätte, mit Ihnen zu seinen Gunsten zu sprechen, so würde ich gewiß keinen einzigen Augenblick angestanden haben, mich dieses Auftrags zu entledigen; und es wäre dann lediglich von Ihnen abgehangen, ob Sie meinen Vorschlag genehmigen wollten oder nicht. Ueberhaupt ist man seinem Monarchen Dienstleistungen aller Art schuldig, und man kann ihm daher eben so gut ein Frauenzimmer, als etwas anders, verschaffen. Ich kenne hier keine weitere Ausnahme, als bey seiner eigenen Gattin. Kurz: es war nicht sowohl Gewissenszweifel, als vielmehr Mangel an Gelegenheit, daß ich nicht der Erste war, der die Verbindung des Königs mit der Frau von Chateauroux zu Stande brachte. Sie sehen also hieraus, daß ich mich gar nicht zu rechtfertigen suche. Ich will Ihnen noch mehr gestehen: Ich habe nie dem Könige ein Mädchen verschafft; zwar hatte er immer Neigung dazu, aber ich sah solche selten voraus. Indessen gebe ich Ihnen gerne zu, daß ich alle nur ersinnliche Mühe anwendete, um mich bey der Favorite in Gunst zu setzen. Frau von Pompadour, Meuse und Binnet endigten diesen schon angefangenen Liebeshandel im Walde von Sennars und bekanntlich war le Bel die erste Ursache des außerordentlichen Glücks der Frau du Barry. So viel ist aber gewiß, daß mir kein einziges Frauenzimmer eine so ungeheuchelte Zuneigung einflößte, als die Herzogin von Chateauroux und daß ich bey ihrem Tode die bittersten Thränen vergoß, weil mir eine Freundin in ihr entrissen ward, die sehr viel dazu beygetragen hatte, um mich täglich mehr bey dem Könige beliebt zu machen, die mich von allem unterrichtete und auch den kleinsten Umstand zu meinen Vortheil benutzte. Zu ihrem ehrenvollen Andenken muß ich noch hinzusetzen, daß der Monarch selbsten durch ihr Hinscheiden einen großen Verlust erlitt, und ich fürchte nicht zu viel zu sagen, daß ihn das

Kö-

Königreich theilte, indem sein Beherrscher nie eine Geliebte hätte wählen können, die seines Zutrauens so würdig gewesen wäre.“

„Mademoiselle von Charolois, die mich in ihrer Jugend nicht zu fesseln vermochte, verstand nun noch minder diese Kunst, als sie von dem Alter der Mittel zu gefallen beraubt wurde. Zu rachsüchtig, als dieser vermeintlichen Beleidigungen vergessen zu können, sann sie beständig darauf, mich bey der Gräfin von Mailly anzuschwärzen, die damahls nebst der Frau von Vintimille den König beherrschte. Ich hatte voraus gesehen, daß die Liebe des Monarchen zu diesen beyden Schwestern nichts weiter, als eine vorübergehende Laune seyn würde; denn schon zeigte sich seine Unbeständigkeit und ich besaß zu viel Kenntniß des menschlichen Herzens, als zu glauben, daß er auf einem so schönen Wege bleiben würde. Ich hatte bisher an allen seinen Vergnügungen Theil genommen; aber Mademoiselle von Charolois, die mit mißgünstigem Auge auf die, mir erwiesene, Gnadenbezeugungen des Königes blickte und mir daher zu schaden suchte, überredete die Frau von Mailly und ihre Schwester, daß ich für sie der gefährlichste Mann wäre, der die erste beste Gelegenheit ergreifen würde, um mit Ludwig XV von andern Frauenzimmern zu sprechen. Mit einem Worte: ich würde als ein ausgelernter Wollüstling den König dahin bringen, auf neue Liebesabenteuer auszugehen. Zum Unglücke hatte ich zuweilen in der Gegenwart dieser Schönen gesagt, daß Beständigkeit für die Mannspersonen etwas unmögliches wäre, und daß ein Frauenzimmer, um den Geliebten in ihren Banden zu erhalten, sich keines bessern Mittels, als der Vergebung seiner Untreue, bedienen könnte.“

„Diese Reden und noch mehr die Plaudereyen der Mademoiselle von Charolois brachten endlich die gewünschte Wirkung hervor und ich galt also für einen erklärten Feind der Beständigkeit des Königs. Dieß war allerdings hinreichend

chend genug, um alles hervor zu suchen, was meinen Fall beschleunigen konnte. Weil aber dieses kein leichtes Unternehmen war und Seine Majestät mich noch immer mit Gnadenbezeugungen überhäuften, so verdoppelten meine Gegnerinnen ihre Schmeicheleyen, damit ich keinen Verdacht zu schöpfen vermöchte und sie mich stillschweigend nur desto besser verwunden könnten. Sie beredeten endlich den König, der, wie Sie wissen, für jeden ungünstigen Eindruck empfänglich ist, daß ich mir einige Anzüglichkeiten gegen seine Liebschaften erlaubt hätte. Wie erstaunte ich also, als mir einstens der König beym Abendessen sagte: „Ich weiß, lieber Herzog, von guter Hand, daß Sie wichtige Verbesserungen in Ihrem Schlosse zu Richelieu zu machen haben. Ich rathe Ihnen daher als Freund, sich auf einige Zeit dahin zu begeben und diese Veränderungen unter Ihren Augen bewerkstelligen zu lassen.“

„Ich hatte Gegenwart des Geistes genug, um nicht aus der Fassung zu kommen, und dankte also Seiner Majestät für den Antheil, welchen Sie an meinen Angelegenheiten zu nehmen geruhten. Heimlich aber schäumte ich für Wuth über diesen, mir so hinterlistiger Weise, gespielten Streich. Ich begrif vollkommen den Sinn der königlichen Worte und gab deßhalb noch an dem nähmlichen Abend Befehl: die Anstalten zu meiner Abreise am folgenden Tage zu treffen. Jetzt war meine vorzüglichste Sorge, nicht nur das Gerücht zu verbreiten, als ob meine Gesundheit ein wenig Ruhe bedürfe, sondern auch alles zu entfernen, was nur den Anschein von einer Verbannung haben könnte. Weil man aber am Hofe nicht so leicht getäuscht zu werden vermochte, so bath ich die Prinzessin von Rohan, mit der ich in einer gewissen Verbindung stand, mich von jedem Vorfalle zu benachrichtigen.“

„Bey meiner Ankunft zu Richelieu ließ ich einen Baumeister hohlen, dem ich den Auftrag gab, einige geringe Veränderungen zu machen, weil ich wohl wußte, daß das

Schloß sich noch in sehr gutem Zustande befände. Ich lud hierauf die benachbarten Edelleute zu mir, bey denen ich mich über meine Gesundheit beklagte und ihnen zugleich die Nothwendigkeit schilderte, meines schwächlichen Körpers durch die Entfernung von den Beschwerlichkeiten des Hofes zu schonen. Mit einem Worte: ich gab solche glaubliche Gründe wegen meiner Ankunft vor, daß man fast gar nicht auf den Gedanken gerieth, als ob solche erzwungen wäre. Man bath mich inständigst, fünf oder sechs Monathe zu Richelieu zu bleiben, um meine verlohrnen Kräfte wieder zu sammeln; und weil ich selbsten das Ende meiner Verbannung nicht wußte, so schien ich der Meinung derjenigen zu seyn, die mir den Rath gaben: eine Zeitlang ein ruhigeres Leben zu führen."

„Inzwischen machte meine Einsamkeit, die sehr lange hätte dauern können, mir wegen der Zukunft die unerträglichste Langeweile, und ich erwartete also, wie Sie leicht vermuthen können, das Ende derselben mit der heissesten Sehnsucht. Allein schon die ersten Briefe belebten mich wieder mit Hoffnung; man schrieb mir nähmlich, daß öfters der Monarch von mir spräche und gleichsam über meine lange Abwesenheit verwundert schiene, ja, daß er sogar gesagt hätte: ich wäre schon über vierzehn Tage lang zu Richelieu. Hierauf meldete mir der Herzog von Estissac, daß ich ohne alle Besorgniß zurückkommen könnte, weil sich der König hätte verlauten lassen, daß ich wahrscheinlicher Weise mit ihm zu schmollen gedächte, indem man nicht so viele Zeit brauche, um einem Baumeister Befehle zu geben. Der Duc schloß endlich mit folgenden Worten: „Man merkt wohl, daß der „König Sie nicht lange entbehren kann und ich sehe „also zum Voraus, daß Ihnen die gewöhnlichen Hofränke niemahls bey dem Monarchen großen Schaden „thun werden." — Zwar kannte ich denjenigen nicht, der mir den obigen Streich spielte; aber doch war ich froh, über meine Feinde die Oberhand erhalten zu haben, war sogar entzückt darüber, daß man mich so sehnlich wieder her-

bey-

beywünschte. Ich blieb also noch einige Tage, und machte sodann meine Abreise bekannt; doch stellte ich mich, als ob ich den innigsten Kummer über diesen vermeintlichen Unfall empfände, weil ich nicht einmahl so lange verziehen könnte, bis meine Gesundheit wieder hergestellt wäre. Denn ich fürchtete mit Recht, daß man meine kurze Verbannung merken möchte. Man bemitleidete mich, weil ich solches zu verlangen schien; allein man beneidete dennoch das Schicksal eines Großen, dessen Gesellschaft dem Könige so unentbehrlich geworden wäre, daß sich der Erstere nicht von ihm entfernen könnte, ohne gezwungen zu seyn, auf das Schleunigste die Wünsche der Freundschaft zu erfüllen."

„Ich kam triumphirend, aber keineswegs gedemüthigt, nach Versailles zurück. Der König fing an zu lachen, als er mich erblickte, und sagte zu mir: „Ihr Schloß bedurfte „gewiß vieler Ausbesserungen, weil Sie so lange daselbst „geblieben sind? Allem Anscheine nach ist Ihnen die Luft „zu Richelieu sehr zuträglich gewesen, und ich hatte fast „Lust, Ihnen zu schreiben, daß Sie noch einige Mona„the lang Ihre Zurückkunft hieher verzögern möchten." Besonders scherzten Seine Maiestät über meine Kunstgriffe: die Herren in der Provinz Touraine *) in Rücksicht meines Aufenthaltes zu Richelieu zu täuschen. Des Abends war ich bey Ihrem Entkleiden zugegen, bey welcher Gelegenheit Sie mich an ein Fenster führten und mir ganz leise sagten: „Kommen Sie morgen Abends vor 10 Uhr in den Mar„morsaal; setzen Sie eine schlechte Perucke auf und zie„hen einen Kutscherüberrock an, um ja von Niemanden „erkannt zu werden. Mit dem Schlage 10 Uhr wird „man eine Sänfte heraustragen; Sie werden husten hö„ren, und dann folgen Sie stillschweigend dieser Sänfte." Der König verließ mich hierauf, und ich hatte also Zeit,

 über

*) les Tourangeaux.

über den sonderbaren Befehl nachzudenken, den ich so eben erhalten hatte.“

„Ich ließ des andern Tages den zu meiner Verkleidung nöthigen Anzug zusammentragen und begab mich alsdann um die bestimmte Stunde in den Marmorsaal. Vorzüglich aber hatte ich meinen Leuten verbothen, mir auf diesem Wege zu folgen, und man glaubte daher, weil es eben nichts neues mehr war, mich verkleidet ausgehen zu sehen, daß ich ein Frauenzimmer mehr auf der Liste hätte. Allein der Himmel schien sich gegen mich verschworen zu haben; denn es fiel ein solcher entsetzlicher Regen, mit dem sich noch ein ausserordentlich kalter Wind vereinigte, daß ich mehr als einmal die Rolle verfluchte, die ich jetzt zu spielen gezwungen ward.“

„Endlich schlug die gewünschte Glocke; die Sänfte erschien, man hustete und ich folgte stillschweigend, dem Befehle des Königs zufolge, dieser geheimnißvollen Sänfte. Wiewohl der Weg nicht allzuweit ging, so wurde ich dennoch durch und durch naß. Die Träger hielten an einer kleinen Treppe, wo ich den Monarchen, in einem Mantel gehüllt, aussteigen und mir ein Zeichen geben sah, ihn durch nichts zu verrathen. Jetzt gingen wir in die Wohnung des Herrn von Vauréal, damahligen Französischen Bothschafters an dem Spanischen Hofe, die über den Zimmern des Herrn von Chalmosel, des Vaters des Herrn von Talaru, befindlich war. Der König öfnete die Thüre, schloß sie aber sogleich wieder hinter mir zu. Ich wurde niemanden im Vorzimmer gewahr, und doch befahl mir Seine Maiestät, Sie hier zu erwarten und gingen sodann in das daran stoßende Gemach. Hier blieb ich eine ganze Stunde lang und verging fast vor Langeweile und Ungeduld. Mit einem Worte: ich verwünschte die Stelle eines Vertrauten. Denn ich dachte mir den König in den Armen eines schönen Weibes, mich aber sah ich durchnäßt, mit Kothe bespritzt und wie den niedrigsten Bedienten behandelt. Ich sah mich also gedemüthigt und

und doch wünschte ich das Frauenzimmer zu kennen, um deren Willen ich diese dumme Rolle spielen mußte. Die Betrachtung darüber erfüllte noch meine Seele, als der König ohne Begleitung zurück kam. Er hatte im Hineingehen seine Gedanken auf andere Gegenstände gerichtet; jetzt, da er wahrscheinlicher Weise ruhiger geworden war, so sah er mich in dem trefflichen Putze an, den der Regen eben nicht verschönert hatte. Seine Majestät erhoben bey dieser Gelegenheit ein lautes Gelächter, welches Sie jedoch durch die Worte zu mäßigen suchten: „Eine herrliche Figur! ich „will des Teufels seyn, wenn Sie Jemand in dieser „Vermummung erkennt!“ Zwar war ich keineswegs mit diesen Ausruf zufrieden, aber doch begleitete ich die Sänfte dahin, wo ich sie angetroffen hatte und wo ich jetzt ein neues Zeichen erhielt, wodurch mir das Hinweggehen befohlen ward.“

„Bey meiner Nachhausekunft erschrack ich vor mir selbsten und empfing den Bedienten, der mich sonsten auf meinen verliebten Streifiereyen zu begleiten pflegte, jetzt aber ein Wort über meine Kleidung sagen wollte, so übel, daß er sehr leicht auf einen verdrüßlichen Zufall schließen konnte. Ich war wüthend darüber, so unwissend wie zuvor zurückgekommen zu seyn; denn ich glaubte mit Recht, ein unbegränztes Zutrauen verdient zu haben. Meine üble Laune fiel also über alles her, was mich umgab; ich ging nicht zum Abendessen, wo ich erwartet wurde, sondern legte mich, ganz wider meine Gewohnheit, sehr frühzeitig zu Bette.“

„Zwar gerieth ich des andern Morgens in die Versuchung, nach Paris zu gehen; weil ich aber äußerst begierig war, die neue Günstlingin des Königs zu entdecken, so fand ich mich bey seinem Lever ein. Bey dieser Gelegenheit sah ich ihn mit unverwandten Augen an, die seinigen aber kehrten sich von mir hinweg und ich wußte nicht, was ich aus dieser bedächtlichen Sorgfalt machen sollte, mit der er mich

zu vermeiden schien. Er ging an diesem Tage auf die Jagd, und ich entschloß mich daher, ihn zu begleiten und jede Gelegenheit zu ergreifen, mit ihm ohne Zeugen zu seyn. Zwar erreichte ich oftmahls diesen Zweck; allein es gefiel dem Könige, immer das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Endlich sagt' er zu mir: „Wissen Sie wohl, lieber „Richelieu, daß Sie ganz herrlich als Kutscher ausse„hen? Ich will Ihnen deßwegen noch diesen Abend, „und zwar zu der nähmlichen Stunde, das Vergnügen „machen, sich verkleiden zu können." Jetzt wußte ich schlechterdings nicht, ob ich mich freuen oder betrüben sollte, zum zweytenmahle diese Rolle zu übernehmen."

„Als endlich die verabredete Stunde erschien, so erhielt ich das nähmliche Zeichen, und beobachtete die nähmliche Stille, wie am vorigen Tage. Auch befahl mir nochmahls der König, ihn zu erwarten, und dieser Befehl bekümmerte mich um desto mehr, weil ich ganz sicher glaubte, aufs neue eine eben so traurige Stunde, wie am gestrigen Abend, zubringen zu müssen. Wie angenehm aber wurde ich dießmahl überrascht! Denn kaum war eine Viertelstunde verflossen, so erschien der König wieder und sagte lächelnd zu mir: „Es ist allerdings billig, Sie für Ihre Mühe „zu belohnen und Ihnen die Göttin zu zeigen, die sich „bisher allen Blicken entzog. Folgen Sie mir also, „und seyn Sie verschwiegen!" — Ich gehorchte daher, wie leicht zu vermuthen, mit der größten Bereitwilligkeit, und der erste Gegenstand, der meinen Augen sich darboth, war die Frau de la Tournelle, die bisher bey dem Kamine gesessen hatte, bey unsern Eintritte ins Zimmer aber von ihrem Sitze aufgestanden war. Sie erröthete, und verbarg mit ihren Händen das Gesicht. „Fürchten Sie sich nicht, „vor einem Ihrer Freunde," — sagte hierauf der König zu ihr — „Sie wissen ja, daß wir uns gänzlich auf „ihn verlassen können. Ueberdieß wird ihn unser Ge„heimniß nicht lange drücken; denn auch er wird zwei„fels=

„felsohne der Meinung seyn, daß in baldem mein Glück „öffentlich müsse bekannt gemacht werden.“ — Ich versicherte also Seine Majestät, daß Sie eine vortreffliche Wahl getroffen hätten, und daß ich mich glücklich schätzte, meinen Souverain sowohl, als die Frau de la Tournelle, von meiner tiefen Achtung und gänzlichen Ergebung in Ihren beyderseitigen Willen überzeugen zu können. Jetzt schwur der König, der von der glühendsten Liebe dahingerissen zu seyn schien, seiner neuen Geliebten, daß sie das erste Frauenzimmer wäre, die ihn mit den Gefühlen der wahren Zärtlichkeit bekannt gemacht hätte, und ich bewunderte allerdings die Wirkung des Zufalls, welcher den Monarchen in einer und eben derselben Familie überschwengliche Freuden und Liebe finden ließ. In diesem Augenblicke hörte Ludwig XV auf, mein Beherrscher zu seyn; die Ergiesungen seines freundschaftlichen Herzens erfüllten mich mit unaussprechlicher Wonne, und vielleicht war dieses in meinem Leben der einzige Tag, wo der Unterschied zwischen Gebiether und Unterthan schwerlich zu erkennen war.“

„Die Frau de la Tournelle bezeigte mir hierauf ihre Freude über das Zutrauen, womit mich Seine Majestät beehrten, und versprach, mich nach dem Befehle des Königs, das heißt, als Freundin zu behandeln. Der König bath sie aufs neue darum und versicherte mit den heiligsten Schwüren, daß nichts in der Welt eine Freundschaft stören sollte, die unter so glücklichen Vorbedeutungen wäre angefangen worden. Ich war deßhalb für Freude entzückt, und also für den Verdruß am vorigen Abend hinlänglich entschädigt. Die Wahl des Monarchen war noch ein Glück mehr für mich. denn sie war auf ein Frauenzimmer gefallen, von dessen gütigen Gesinnung ich vollkommen überzeugt war, und welches ohne Zweifel zu meinem Glücke sehr vieles beytragen konnte. Dieser Gedanke,

und die Güte, womit ich überhäuft wurde, setzten meinem Vergnügen die Krone auf."

„Welcher Unterschied also, bey seinem Könige in solchen Augenblicken zu seyn, wo jeder Glanz seiner Würde verschwindet, wo er nichts weiter als ein liebenswürdiger Mann ist, wo er unsers Gleichen wird; und dann wieder öffentlich bey ihm zu erscheinen, wo man sich nicht untersteht, ihn etwas zu fragen, wo man nur einen einzigen seiner Blicke oder nur ein einziges Wort aus seinem Munde zu verdienen sucht! — Einige Tage nach diesem, durch das Zutrauen, womit ich beehrt wurde, für mich so unvergeßlichen Abend, war diese neue Verbindung des Königs kein Geheimniß mehr, und der ganze Hof erstaunte jetzt eben so sehr, als ich vorher darüber erstaunt war, die Frau de la Tournelle, an die fast gar nicht gedacht wurde, ihren beyden Schwestern folgen zu sehen."

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Krieg von 1742. Der Herzog von Richelieu wird zuerst nach Flandern und dann an den Rhein beordert. Er zeichnet sich in dem Treffen bey Dettingen am Mayn aus, wird erster Kammerherr des Königs, und Generallieutenant.

Nach dem Tode des Kaisers Karl VI, der nur eine einzige Tochter als Thronerbin hinterließ, wollte man diese Gelegenheit ergreifen, um das Haus Oesterreich zu demüthigen. Der Graf von Belle-Isle, Enkel des berühmten und unglücklichen Fouquet, welchen die Natur bloß deßwegen mit Talenten ausgesteuert zu haben schien, um ihn zu einem ränkevollen Manne zu machen, hatte den Plan entworfen: die Kaiserliche Krone auf das Haupt des Churfürsten von Bayern zu setzen. Dem zufolge ging er als außerordentlicher Bothschafter und bevollmächtigter Minister des Königs nach Frankfurth, um der dasigen Wahlversammlung beyzuwohnen; ward aber bald darauf zum Marschall von Frankreich und zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt. Indessen fiel die Kaiserwahl auf den Churfürsten, und würde sehr ruhig und auf die feyerlichste Weise vollzogen.

Man kann nicht in Abrede seyn, daß der Cardinal Fleury in dieser Lage der Sachen einen erstaunlichen Fehler beging, wodurch alle künftigen Unfälle dieses Kriegs veranlaßt wurden. Sein Geist war viel zu eingeschränkt und er selbst dem Geitze zu sehr ergeben, als daß er hätte einsehen können, daß er, durch Schonung der Menschen und des Geldes, seinem Feinde Zeit ließe, sich wieder zu erhohlen, und daß dieser Krieg, der, so zu sagen, nur ein Spielwerk gewesen wäre, wenn man eine ansehnliche Armee auf die Beine gebracht hätte, langwierig und verderblich werden mußte, wenn man seinen Gegnern keine hinlängliche Mann-

schaft entgegen stellte. Er begnügte sich bloß, über die Anzahl der Truppen und über den dazu nöthigen Kostenaufwand zu streiten, indeß die Königin von Ungarn Mittel fand, sich auf ihrem schon wankenden Throne zu erhalten. Ihr entschlossener Muth, ihre Standhaftigkeit, noch mehr aber ihr Unglück vermochten ihre Unterthanen, sie mit wahrem Heldengeiste zu vertheidigen.

Der Churfürst von Bayern, den man nun, wie gesagt, unter dem Nahmen Karl VII. zum Kaiser erwählt und gekrönt hatte, ward anfangs von dem Glücke einiger Unternehmungen berauscht; aber, statt nach dem Rathe des Marschalls von Belle-Isle, gerade auf Wien los zu gehen, wo schon alles in Schrecken war, wollte er sein Vorhaben: in Böhmen einzurücken, im mindesten nicht aufgeben *). Zwar ließ die Wegnahme einiger Städte auf einen guten Erfolg dieses Feldzugs schließen; aber jedermann weiß den unglücklichen Ausgang desselben. Denn Krankheiten und Niederlagen schwächten das Heer, wovon ein Theil in Prag eingeschlossen war, der andere aber in einem verschanzten Lager bey der Stadt kampirte und bald die Schrecknisse der Hungersnoth erfahren mußte. Die Königin von Ungarn ließ diese Stadt belagern; und dieses war ohne Zweifel eine der

*) Der Churfürst von Bayern war nur um zwey Märsche von Wien entfernt gewesen; wäre er weiter vorgerückt, so hätte er vor den Thoren dieser Hauptstadt gestanden, die nur schwach mit Kriegsvolk versehen, ihm geringen Widerstand würde geleistet haben. Der Churfürst aber ließ diese große Aussicht fahren, wegen der unnöthigen Besorgniß: daß, wenn die Sachsen allein in Böhmen wären, sie dieß Königreich erobern und für sich behalten könnten. Auch bildeten sich die Franzosen, in verkehrter Staatsfeinheit, ein: daß Bayern durch die Eroberung Wiens zu mächtig werden würde; daher bestärkten sie, um den Churfürsten davon zu entfernen, sein Mißtrauen gegen die Sachsen. S. Friedrichs II. Geschichte meiner Zeit. 1. B. S. 173. 74. Fast zweifle ich also, daß der trugvolle Belle-Isle dem Churfürsten die Eroberung Wiens angerathen habe. Anm. des Uebers.

der merkwürdigsten Belagerungen, in Rücksicht der von beyden Seiten bewiesenen Tapferkeit und Erbitterung. Aber das Wichtigste ist wohl der Rückzug des Marschalls von Belle-Isle, den man mit jenem der zehn tausend Griechen unter Xenophons Anführung verglich, und der ihm zum unsterblichen Ruhme gereichen wird. Er brach in der Nacht vom 16. auf den 17. December von Prag auf, marschirte bey einem sehr heftigen Froste Tag und Nacht, wodurch mehr als 800 Mann umkamen, und zog sich, ohne von dem Feinde angegriffen zu werden, nach Eger *).

Diese gepriesene Handlung machte zwar dem Feldherrn Ehre; sie war aber nichts destoweniger die Quelle des öffentlichen

*) Der Fürst von Lobkowitz hielt mit 16000 Ungarn den Marschall von Belle-Isle in Prag mit 16000 Mann eingeschlossen. Die Mannschaft des letztern bestand fast ganz aus Infanterie, das Oesterreichische Heer aus Reiterey. Diese Lage verdroß Herrn von Argenson. War es Ungeduld, war es Grille, oder Leichtsinn; genug, dieser Unbedachtsame ließ eine Ordre an den Marschall von Belle-Isle aussertigen, Prag zu räumen. Dieser Befehl war leichter gegeben, als befolgt. Ihm zufolge machte der Marschall von Belle-Isle seine Einrichtungen. Am 18. December Abends, bey einem sehr heftigen Frost, ließ er die Besatzung ausrücken; kam dem Fürsten von Lobkowitz um drey Märsche zuvor; schlug einen beschwerlichen Weg ein, wo die Cavallerie des Feindes ihm wenig anhaben konnte, zog längst der Eger fort, und kam am zehnten Tage seines Marsches in der Stadt Eger an. Vier tausend Mann kamen, bey den forcirten Märschen, die sie hatten machen müssen, durch Hunger und Frost um. Das ganze Heer befand sich in traurigen Umständen, war bis auf acht tausend Streiter geschmolzen, und ward nun getheilt. Was noch dienstfähig war, stieß zu Herrn von Maillebois in Bayern; die gänzlich zu Grunde gerichteten Haufen wurden nach dem Elsaß geschickt, um sich zu ergänzen. S. Fried. II. G. m. Z. 2. B. S. 8. Ich habe diese Stelle hier deswegen im Zusammenhange angeführt, um meine teutschen Leser von der unrichtigen Angabe der in unserm Texte erwähnten 800 Mann und zugleich von der Sitte der Franzosen zu überzeugen, die immer auch den größten Verlust von ihrer Seite, als unbedeutend erzählen. Anm. des Uebers.

lichen Unglücks. Frankreich verlohr Millionen von Menschen und verschwendete beträchtliche Summen, ohne dadurch nur den geringsten Vortheil zu erlangen. Kaiser Karl VII. sah sein Churfürstenthum verwüsten, und ward gezwungen von München nach Augsburg zu flüchten, wo er gleichfalls nicht sicher war, sondern bloß in Frankfurth eine Freystätte fand.

Zu eben dieser Zeit kündigte England dem Könige von Spanien den Krieg an, mit welchem das Cabinet von Versailles ein neues Bündniß durch die Vermählung der ersten Prinzessin vom Geblüt mit Don Philipp, Infanten von Spanien, geschlossen hatte. Die Britten griffen ohne weitere Erklärung die Französischen Schiffe an, und man war in baldem gezwungen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Indessen verlebte der Herzog von Richelieu nicht nur als Vertrauter des Monarchen, sondern auch als Liebling der Favorite, am Hofe die glücklichsten Tage. Vergnügen und Freude waren fast überall seine Begleiter; Frau von Tencin, die Präsidentin von Portail und Frau von Mauconseil machten sich wechselseitig das Glück streitig, ihm gefällig zu werden. Diese letztere besaß das ganze Zutrauen des Grafen von Argenson, der damahls die Stelle eines Kriegsministers begleitete; und Richelieu, wie wir schon oben bemerkten, pflegte immer die Liebe zu seiner Beförderung zu benutzen. Bemeldte Dame konnte ihm sehr nützlich werden, und dieß war auch sein Hauptzweck bey seiner Verbindung mit ihr. In der Folge knüpfte die Freundschaft diese Bande noch fester, und sie starb wenige Jahre vor dem Marschall, ohne daß die Zeit ihre Vertraulichkeit unterbrochen hätte.

Er war gleichsam die Seele der Berathschlagungen der Frau de la Tournelle, sie that nichts, ohne ihn vorher darum zu befragen. Es wurde daher unter ihnen beschlossen, den König zu bewegen, sich an die Spitze seiner Heere zu stellen. Die Marquisin besaß ungemein viel Seelenstärke,

sie

sie hatte sich anfangs dem Monarchen aus Stolz ergeben, aber allmählig kam Liebe an dessen Stelle. Ihr innigster Wunsch war daher der Ruhm ihres Geliebten, und wenn auch für ihn kein Königreich, wie für Karl VII, zu erobern war, so strebte sie dennoch, ihm den Nahmen eines großen Regenten zu erwerben. Nie traf man wohl eine so große Aehnlichkeit zwischen zwey Charakteren an, als zwischen der Frau de la Tournelle und Agnes Sorell. Beyde empfingen die Huldigung von schwachen Prinzen, deren Dichten und Trachten nur auf die Befriedigung ihrer Sinnlichkeit ging, die, in Wollust versunken, den Muth nicht hatten, Männer zu seyn. Karl VII, nur mit dem Besitze seiner Agnes zufrieden, sah ganz sorglos die Engländer seine Staaten bis auf einige Städte erobern, und Ludwig XV, der sich gleichfalls um nichts, als seine Liebe bekümmerte, vernahm ungerührt die Unglücksfälle seines Reichs, die eine Folge von seiner Schwachheit waren. Sorell vermochte ihr Werk zu vollenden; Frau de la Tournelle hingegen starb für den Ruhm ihres Liebhabers zu früh, dem sie jedoch den Nahmen des Vielgeliebten geben ließ; einen Nahmen, welchen mit Recht zu verdienen, dieser Prinz so wenig bemüht war.

So viel Reitz auch immer der Hof für unsern Richelieu haben mochte, so verlangte Letzterer doch gleich nach erklärtem Kriege, mit zu Felde zu gehen. Er wurde daher zur Armee nach Flandern geschickt, die unter dem Oberbefehl des Marschalls von Noailles stand. Allein dieß war nur ein Beobachtungsheer, und so verstrich also der Feldzug ohne irgend eine wichtige Ereigniß. Zwar fand Richelieu bey seiner Zurückkunft nach Paris so manche Gelegenheiten zu neuen Vergnügungen; aber er riß sich aus den Armen seiner verschiedenen Günstlinginnen, um den Monarchen zu bitten, auf eine, seiner Thätigkeit angemessenere, Weise angestellt zu werden. Er rang nach Gefahren und Ruhm, und eben

deß-

deßwegen brachte er jene Feldzüge nicht in Anschlag, wo er nicht sein Leben auf das Spiel gesetzt hatte.

Das 1743ste Jahr erfüllte seine Wünsche. Freylich hatte er das Glück nicht, Zeuge von einem Siege zu werden; aber er entging doch vielfältigen Gefahren und erwarb sich den Ruhm eines Mannes, der Muth und Gegenwart des Geistes besäße. Der Marschall von Noailles, der stolz darauf war, Befehlshaber einer Armee zu seyn, der bisweilen zeigte, daß ihm die Wissenschaft, aber nicht die erforderlichen Eigenschaften, eines Feldherrn wäre zu Theil worden, zog sich, statt als Minister dem Staate durch seine Klugheit und Oeconomie wesentlichen Nutzen zu verschaffen, mit 40,000 Mann gegen den Rhein. Er marschirte gegen den Mayn, wo er auf eine Englische- Hannöverische- und Hessische Armee stieß, die auf der rechten Seite des gedachten Flusses, und zwar zwischen Dettingen und Aschaffenburg, gelagert war *). Die Stellung dieses Heers war so übel gewählt, daß es von den Franzosen ausgehungert und beschossen werden konnte. Der Plan dazu wurde mit Einsicht entworfen. Den ganzen Mayn entlang hatte man Batterien angelegt, und zwölf tausend Mann besetzten den Uebergang bey Dettingen.

Der König von England, der so eben bey der Armee angekommen war, sah also kein anderes Mittel, um dieser Gefahr zu entgehen, als des Nachts in der größten Stille sein Lager abbrechen zu lassen. Der Graf von Noailles benachrichtigte seinen Vater davon, der ihm deßhalb Befehl ertheilte, die Englischen Truppen in einem Defilé einzuschließen,

*) Mit Unrecht gedenkt der ungenannte Verfasser dieses Werks hier einer hessischen Armee, denn das Heer der Verbündeten bestand aus 17,000 Engländern, 16,000 Hannoveranern und 10,0000 Oesterreichern, zusammen also aus 43,000 streitbaren Männern. Sechstausend Hessen und einige Regimenter Hannoveraner waren noch auf dem Marsch, um zu ihnen zu stoßen. Siehe Friedrich II. Gesch. m. Zeit. 2. B. S. 21. Anmerk. des Uebers.

schließen, das sie passiren mußten. Ein unverzeihlicher Fehler des Marschalls aber war, daß er sich entfernte, ohne selbsten zu beobachten, ob seine Ordren auch pünctlich befolgt würden. Er begnügte sich bloß, dem Herzoge von Grammont, Obristen der Französischen Garde, der an diesem Posten commandirte, die Warnung zu geben: sich ja nicht zu übereilen, sondern den günstigen Zeitpunct zu erwarten, und verließ ihn sodann unter dem Vorwande: eine Furt besichtigen zu müssen. Man versicherte aber, daß er sich in eine Kapelle, und zwar Sicherheits wegen, begeben hätte. Es mag nun seyn, wie es will, genug, seine Abwesenheit war die Ursache dieses unglücklichen Tags. Der Herzog von Grammont, hingerissen von einem übelangebrachten Muthe, griff die Engländer in einer Ebene an, wo sie sich ausbreiten konnten. Durch diese Schwenkung hinderte er die Französische Artillerie, die längst dem Mayne hin postirt war, am Feuern, weil dieselbe sonsten ihre eigenen Leute hingerafft hätte. Ein bloßes Detachement schlug also eine ganze Armee; denn trotz aller Tapferkeit waren die Franzosen zum Weichen gezwungen, besonders aber machte das Regiment Garde, durch seine schimpfliche Flucht, die Bestürzung allgemein. Die Haustruppen des Königs und mehrere Regimenter fochten mit dem Muthe der Verzweiflung und die meisten Officiere, die sich von ihren Soldaten verlassen sahen, wollten lieber sterben, als fliehen. Der Verlust war sehr groß; fast alle vornehme Familien in Frankreich wurden dadurch in Trauer gesetzt und hier kam auch der Herzog von Rochechouart, dessen Obristkammerherrenstelle nachhero unser Richelieu erhielt, durch eine Biscayerkugel *) ums Leben.

Der Marschall von Noailles kam viel zu spät **) herbey, um zum Rückzuge Befehl zu geben, der überhaupt in ziem=

*) Kugeln, die so groß sind, wie diejenigen, welche man auf dem Billard gebraucht. Anmerk. des Uebers.

**) Im Originale durch einen Gedächtniß= oder Druckfehler assez tôt. Anmerk. des Uebersetzers.

ziemlicher Unordnung geschah. Der Herzog von Richelieu, dem ein Pferd unter dem Leibe und einer von seinen Leuten neben ihm erschossen wurde, focht ununterbrochen an der Spitze der Regimenter Rohan und Piémont. Er hatte ungemein viele Leute verlohren; nur von dem Regimente Rohan allein — das ehemahls seinen Nahmen führte — blieben über 400 Gemeine und 42 Officiere. Er machte den Nachtrab und setzte zuletzt über den Mayn, ohne die geringste Wunde erhalten zu haben.

Dieses Sieges ungeachtet getrauten sich die Engländer doch nicht das Schlachtfeld zu behaupten, sondern zogen sich eiligst nach Hannover zurück. Unser Richelieu bekam den Befehl, für die Wegschaffung der Todten und Verwundeten, die in großer Anzahl von beyden Seiten auf dem Schlachtfelde lagen, zu sorgen. Was aber den Duc am meisten betrübte, war der Anblick vieler Personen von seinem Stande, die ohne Unterschied unter die gemeinsten Soldaten von dem Feinde waren hingestreckt worden. Unter den Unglücklichen, die man in das Lazareth brachte, verdienen besonders zwey wegen ihrer außerordentlichen Kaltblütigkeit bemerkt zu werden. Beyde waren Freunde; dem einen waren durch eine Kanonenkugel die beyden Beine zerschmettert worden, und der andere hatte durch einen Musketenschuß, der ihn senkrecht streifte, ohne etwas am Gehirn zu verletzen, das Gesicht verlohren. Sie trösteten einander. Der Lahme hatte sein Hemd zerrissen, um nicht nur das aus seiner Wunde strömende Blut zu stillen, sondern auch seinem blinden Freunde damit Linderung zu verschaffen. Der Stallmeister des Herzogs sah sie, ihres traurigen Zustandes ungeachtet, mit einander scherzen, und wie der eine mit seinem Gefährten ein Fläschgen Brandewein theilte. In diesem Augenblick glaubte man, der Feind käme wieder zum Vorschein, und dieses verursachte eine allgemeine Bestürzung. Nur unsere beyden Unglücklichen blieben unerschrocken, der Lahme sagte zu seinem Kameraden: mögen sie doch immer kommen, wenn sie

mich

mich nicht aufsuchen, so werde ich wahrhaftig ihnen nicht selbst entgegen gehen. Sein blinder Gesellschafter erwiederte hierauf: Gleich viel, ob sie von vornen oder von hinten erscheinen, ich werde sicher den Verdruß nicht mehr haben, sie ansehen zu müssen. Der Herzog von Richelieu, der von diesem Vorfalle Nachricht erhielt, ließ für diese beyden braven Soldaten die bestmöglichste Sorge tragen. Allein der eine starb des andern Tags darauf, und der andere mußte sein übriges Leben in Blindheit zubringen.

Dieses blutige Treffen versetzte ganz Frankreich in die trostloseste Lage. Aller Tadel fiel auf den Marschall von Noailles zurück, besonders da er sich kaum wegen seines Fehlers entschuldigen konnte. Die Frau de la Tournelle, welche der König so eben zur Herzogin von Chateaurax ernannt hatte und die dem Marschall außerordentlich ergeben war, bezeugte ihrem lieben Oheim Richelieu ihre Verzweiflung über diesen unglücklichen Vorfall, machte aber hierauf immer neue Versuche, um den Monarchen zu bewegen, seine Truppen selbsten anzuführen. Vorher war er immer sorglos gewesen; er hatte zwar jedesmahl in dem ersten Augenblicke, wo er eine unglückliche Nachricht vernahm, einige Empfindlichkeit blicken lassen, aber bald ward diese durch seinen leidenschaftlichen Hang zum Vergnügen gänzlich aus seiner Seele verdrängt. Er bedurfte eines Antreibers, um zum Ruhme hingezogen zu werden, und der Himmel hatte der Herzogin von Chateauroux jene glücklichen Zauberkräfte verliehen, die ihn erst zu einen wirklichen König umformen mußten.

Richelieu kam nicht nach Paris in die Winterquartiere, sondern er blieb in Straßburg, von da er mit Ludwig XV beständig Briefe wechselte. Letzterer hielt sich noch überdieß ein Tagebuch von den wichtigsten Ereignissen des Hofes, und schickte solches seinem Lieblinge, als wenn es von einem Dritten wäre geschrieben worden. Er lieferte darinnen eine umständliche Erzählung von der Hochzeit des Herzogs von Orle-

Orleans, und zwar in dem scherzhaftesten Tone, benachrichtigte ihn von der Feyerlichkeit, womit den Neuvermählten ein Hemd wäre überreicht worden, und belachte endlich den dicken Bauch des Bräutigams, der so ungünstig zur gänzlichen Vollendung des Festes gewesen wäre. In einem andern Schreiben sprach er von den Frauenzimmern, mit denen er gut oder übel stünde und schloß endlich mit der Bemerkung, daß der Tod des Herzogs von Rochechouart viele Intriken von Seiten der Hofschranzen, die nach der Oberstkammerherrnstelle strebten, verursacht hätte. Ja, er setzte sogar hinzu, daß von vielen Personen, unter andern auch von der Prinzessin — so nennt er nähmlich die Herzogin von Chateauroux. — der bemeldete Posten für unsern Helden wäre verlangt worden, und daß man solchen ihm schon bey Hofe gegeben hätte. Ich auch, fuhr er fort — Sie können es ihm in meinem Nahmen sagen.

Endlich erhielt der Herzog von Richelieu von der Frau von Chateauroux in einem Briefe die so sehnlichst gewünschte Nachricht, daß der König in eigner Person den Oberbefehl über sein Heer übernehmen würde. Auch stattete sie ihm darinnen den umständlichsten Bericht von dem Gefolge Seiner Majestät ab, und freute sich herzlich darüber, daß Dieselben mit so wenig Pracht Ihre Reise anzutretten beschlossen hätten. Zugleich aber gab sie dabey unserm Richelieu zu verstehen, daß der König, auch ohne eitlen Pomp, an der Spitze einer siegreichen Armee als ein wahrhaft großer Mann zu erscheinen vermöchte, und benachrichrigte ihn zuletzt, daß ihn Ludwig XV zu seinem Flügeladjutanten und Generallieutenant ernennen würde.

Nie waren so viele glückliche Bothschaften mit solcher Geschwindigkeit auf einander gefolgt. Der Herzog aber, der jetzt die Zeit nur nach seiner Ungeduld abmaß, zählte schon die Augenblicke, wo er im Stande wäre, unter den Augen seines Gebiethers sich neue Lorbeern zu erringen. Allein dieses hinderte ihn keineswegs, an die Liebe zu denken und einen

einen ununterbrochenen Briefwechsel mit seinen Maitressen zu unterhalten. Ueberdieß hatte er sich schon fest entschlossen, die Gattin eines sehr reichen Generalpächters, de la Popeliniere mit Nahmen, zu besiegen. Diese Dame war jung, artig, wohlerzogen und besaß die trefflichsten Kenntnisse. Er erwartete bloß das Ende des Feldzugs, um bey ihr ein minder gefährliches Wagstück zu unternehmen.

Mitten unter diesen verschiedenen Beschäftigungen, fand er jedoch Zeit genug sich von allen wichtigen Ereignissen, die zu Paris und Versailles vorfielen, hinlänglich zu unterrichten; ja, er wachte sogar, auch in der Entfernung, über die Vorrechte, die, seiner Meinung nach, ihm als General und Pair des Reichs gebührten. Man kann dieses aus den nachstehenden Briefen ersehen, welche der Graf von Noailles unter dem 1. 2. und 3. Jenner des 1744. Jahrs an ihn schrieb.

„Es ist viel zu schön, mein lieber Oheim, einen Brief schreiben zu können, ohne sich dabey der Gefahr auszusetzen, daß solcher aufgebrochen werde *), als daß ich nicht diese Gelegenheit benutzen sollte, mich mit Ihnen auf das freymüthigste zu unterhalten. Sie werden aber erlauben, alle Beredsamkeit bey Seite setzen zu dürfen, weil solche im mindesten nicht anwendbar ist, wenn man ein getreuer Erzähler von Thatsachen seyn will. Zuerst also von den Kissen (carreaux), weil Sie von dieser Geschichte einen umständlichen Bericht verlangen!"

„Am Vermählungstage **) fragte der Herzog von Gesvres den König, ob er nicht erlauben wollte, daß wir uns

S 2

*) Man sieht hieraus, wie man sich auf den Posten oft dieses gehässigen Mittels bediente, um hinter Familiengeheimnisse zu kommen. Dieß diente dazu, um Strafwürdige aufzufinden, oder den König zu — belustigen. Gewiß ein sehr vortrefflicher Zeitvertreib!

**) Nähmlich des letztverstorbenen Herzogs von Orleans, dessen wir schon oben erwähnten.

uns der Kissen bedienen durften. Seine Majestät antwortete: wie bey der Hochzeit der Madame *). Gesvres benachrichtigte also sechs Standespersonen, und auch den Herzog von Grammont davon. Allein dieser schlug es unter dem Vorwande aus, daß man dadurch eine Unhöflichkeit gegen adeliche Frauenzimmer beginge. Ja, seine Gemahlin soll sogar öffentlich erklärt haben, daß sie schlechterdings nicht begreifen könnte, daß man sich jetzt der Kissen bedienen wollte, da doch der König solche seit jenem Auftritte mit dem Herzog von Luines ausdrücklich verbothen habe. Diese Behauptung, und noch weniger der Schritt des Herzogs von Grammont, der am andern Tage ohne Kissen erschien, erhielt nicht den mindesten Beyfall unserer Mitbrüder. Diejenigen, die welche hatten, waren die Marschälle von Noailles und Duras, die Herzoge von Luxemburg und Talard, der Prinz von Soubise und der Graf von Noailles, der aber die Hälfte des Seinigen dem Herzoge von Biron abtrat. Alles dieß ging nun sehr glücklich von statten. Hier haben Sie also eine genaue Erzählung von dieser ganzen Geschichte; jetzt lassen Sie uns von der Statthalterschaft Saumur mit einander sprechen!"

„Unser lieber Cardinal benachrichtigte mich von dem nahen Lebensende des Herrn von Aubigné, und wir kamen beyde miteinander überein, daß die Statthalterschaft Saumur, die so nahe an Richelieu liegt und 25 — 30,000 Livres einträgt, für Sie ein schicklicher Posten wäre. Ich ging also sogleich zur Prinzessin, (die Herzogin von Chateauroux) um mit ihr von dieser Sache zu sprechen. Doch bath ich diese Dame, wie Sie sich leicht einbilden können, um nichts für Sie, weil ich dadurch die Freundschaft derselben

*) Für meine teutschen Leser erinnere ich, daß Madame, ohne weitern Zusatz, die Gemahlin des ältesten Bruders des Königs in Frankreich, oder dessen Vaters Schwester bedeute.

Anmerk. des Uebers.

ben zu Ihnen zu beleidigen glaubte; sondern ich meldete ihr bloß, daß das obengedachte Gouvernement, aller Wahrscheinlichkeit nach, in baldem erledigt würde, daß solches eine für Euer Excellenz angemessene Stelle seyn dürfte und daß ich ihr dadurch meine unmaßgebliche Meinung gesagt hätte. Ich wurde außerordentlich wohl aufgenommen und mußte heilig versprechen, ihr Nachricht zu geben, wenn sich der Fall zutrüge, daß jene Statthalterschaft offen würde. Allein, was Ihnen vielleicht als Scherz vorkommen muß, sie dankte mir sogar am Ende der Unterredung für meine zärtliche Freundschaft zu Ihnen. Dieß ist nun die ausführliche Erzählung meiner Negotiation, die aber des andern Tages durch den Tod des jungen Rochechouart unterbrochen wurde *). Ich sage Ihnen indessen, mein lieber Oheim, daß wenn der Herr von Aubigné stirbt, Sie um dessen Stelle ansuchen müssen. Sie brauchen bloß ein Provinzgouvernement, und dieses ist eine Gattung davon. Dann legen Sie die Statthalterschaft Languedoc nieder und können also die mehrgedachte Stelle um einen viel wohlfeilern Preis erhalten. Lassen Sie aber, lieber Oheim, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeystreichen. Sie dürfen ja nur darum bitten, als ob Sie bloß deßwegen als Gouverneur von Saumur angestellt zu werden wünschten, um desto öfterer bey Hofe erscheinen zu können, und dann hat es sicher nicht den Schein einer Gnade. Die Statthalterschaft Languedoc ist nur dazu gut, um Ansehen zu erlangen; wenn man aber solches schon von sich selbsten hat, so scheint es mir überflüßig und unnütz zu seyn, noch mehr dazu zu erborgen. — Doch lassen Sie uns jetzt von der Oberstkammerherrnstelle reden."

„Ihre Gegner haben das Gerücht verbreitet, daß dieser Posten dem Herzoge von Luxembourg versprochen wäre;

*) Der König hatte ihm die Stelle seines, in der Schlacht bey Dettingen gebliebenen Vaters gegeben.

das unpartheyische Publicum hingegen spricht Ihnen solche als Freund des Königs und der Prinzessin einmüthig zu. Zwar erstaunte jedermann über die Verzögerung der öffentlichen Bekanntmachung; ich aber war weit mehr über die Ursache, die sie veranlaßte, vergnügt, als über die Erhaltung der Stelle selbst. Sie müssen schlechterdings mit dem Uebermaße der Königlichen Gnade zufrieden seyn, so wie es unendlich mich freut, daß sich mein Vater für Sie bey dem Monarchen verwendet hat. Zwar weiß ich gar wohl, daß Sie seines Beystandes nicht bedürfen; aber doch sah ich es gerne, daß der Gebiether sowohl, als die Unterthanen, diesen rechtmäßigen Schritt als einen Beweis seiner Freundschaft für Sie ansehen möchten. Weil man bisher unsere wechselseitige Verbindung mit Gewalt zu trennen suchte, so müssen wir solche nicht nur erneuern, sondern sogar noch fester knüpfen."

„Ich muß Ihnen nothwendig sagen, daß die Herren Bachelier, le Bel und überhaupt alle Leute des Königs sich über Ihre Erhebung zum Obristkammerherrn freuen."

„Ueberdieß wird Ihnen die Nachricht nicht unangenehm seyn, daß unser Gebiether beym Abendessen und zwar an jenem Tage, wo Ihr Hammelsbraten von Ganges verzehrt wurde, und den man, im Vorbeygehen gesagt, von außerordentlich gutem Geschmacke fand, Ihre Gesundheit trank. Ich habe die Hälfte von dem Meinigen meinem Vater gegeben, der Ihnen, so wie ich selbsten, dafür den verbindlichsten Dank abstattet. Sie erhalten hiebey zwey Kalekutische Hühner, die Sie als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit anzunehmen belieben werden."

„Ich denke, unsern Fleury als Thürhüter *) zu meinem Vater zu bringen, welches überhaupt keine allzuschlechte Stelle ist."

„Die

*) Im Originale: suisse, weil in Paris gewöhnlich Schweitzer zu Pförtnern angenommen werden. Anmerk. des Uebers.

„Die einzigen Neuigkeiten bey Hofe bestehen bloß in der nahen Ernennung des Prinzen von Conti zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien. Sie wissen vielleicht durch andere Personen die ganze Einrichtung, und ich will mich also dabey nicht aufhalten. Auch wird Ihnen ohne Zweifel die Geschichte von dem Kutscher der Herzogin von Modena *) bekannt seyn, der den Bascha prügelte, und dafür von diesem einige leichte Hiebe mit dem flachen Degen erhielt. Die Herzogin, statt sich deßwegen bey dem Duc von Bouteville zu entschuldigen, beklagte sich bey dem Könige und drang auf eine exemplarische Bestrafung des Bascha, der sich nicht geduldig von ihrem Kutscher hatte peitschen lassen. Jetzt scheint mir aber die ganze Sache beygelegt zu seyn, nachdem der Bascha mit dem Könige gesprochen hat."

„Meuse, der Sie mehr liebt, als ich Ihnen sagen kann, lag sehr gefährlich an der rothen Ruhr darnieder, wozu sich noch ein Fieber gesellt hatte. Fast alle Frauenzimmer am Hofe ließen sich des Tages wohl zweymahl nach seinem Befinden erkundigen, vielleicht aber, um nur die Nachricht zu hören, daß er gestorben sey. Inzwischen hatte

*) Wir haben bisher keine schickliche Gelegenheit gefunden, aufs neue von der Herzogin von Modena zu sprechen. Ihre Abenteuer, die auf die Reise des Herzogs von Richelieu nach Italien folgten, waren von geringem Belange. Einige Zeit nach dem Tode ihres Vaters kam diese Prinzessin nach Paris, wobey es ihre erste Sorge war, unsern Helden zu sehen. Allein dieses Glück war von sehr kurzer Dauer, denn sie mußte nach Modena zurückkehren. Sie unternahm zwar noch einige andere Reisen, allein die Zeit hatte nicht im mindesten ihrer Reize geschont. Sie war nicht mehr die schöne Herzogin von Valois. Ein männliches Ansehen und ihre außerordentliche Dicke machten sie weit empfänglicher für die Freundschaft als für die Liebe. Richelieu, der ihr in dem Frühlinge ihres Lebens nicht getreu geblieben war, besuchte sie jetzt nur aus Wohlstand und fragte sie blos bey solchen Gelegenheiten um Rath, wo er ihrer bedurfte. Aber es scheint nicht, daß er für sie eine aufrichtige Freundschaft gefühlt habe.

doch dieses den größten Schein von Höflichkeit. Als aber der gedachte Marquis von Meuse dem Könige zum erstenmahle wieder seine Aufwartung machte, da ward er von diesem sehr gnädig empfangen, welches mich noch mehr in der Meinung bestärkte, daß er wahrhaft von dem Monarchen geliebt werde."

„Der König hat von meinem Vater für den jungen Lujacques einen Korporalstock erhalten, bey welcher Gelegenheit Seine Majestät ihm die ausgezeichnetsten Beweise Ihrer Gnade gegeben haben. Wirklich freute mich dieses unendlich, besonders da sich schon viele Jahre her dieser Jüngling in der Gunst unsers Gebiethers zu erhalten wußte."

„Was aber die ernsthaften Geschäfte betrifft, so wissen Sie wohl, daß ich solche nur durch ein Fernglas beobachten kann. Hier haben Sie aber beyläufig das Gemählde, welches ich mir davon entworfen habe."

„Der König besitzt viele Anlage zum Guten und überhaupt mehr Verstand und Kenntnisse von den Angelegenheiten des Staats, als seine Minister; allein man erzog ihn in dem Wahne: ein gränzenloses Zutrauen in sie setzen zu müssen, und dieses ist eines von jenen Vorurtheilen, die sehr schwer wieder auszurotten sind. Uebrigens ist der König in allen Stücken, so wie Sie ihn verlassen haben."

„Die Gesandten Florido und Montico dringen auf die Ernennung eines Feldherrn über das in Italien stehende Heer. Es ist aber auch wirklich sehr nöthig; denn es wird nichts entschieden oder beendigt. Inzwischen wird es doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, diesen Abend geschehen und mein morgendes Tagbuch soll Ihnen davon die Nachricht mittheilen."

Am

Am 2. Jenner 1744.

„Der Prinz von Conti hat wirklich, wie ich schon vorher sah, die Oberbefehlshaberstelle der Armee des Königs in Italien erhalten; die unter ihm commandirenden Generallieutenants aber sind noch nicht bekannt gemacht worden. Dem Anscheine nach wird der Marschall von Maillebois nicht dahin abgehen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man spricht, aber man behauptet, der Bailli von Givri werde zum ersten Generallieutenant bey dieser Armee ernannt werden. Ich wünsche nur, daß alles gut gehe. Der Prinz von Conti ist überhaupt ein Mann von Einsicht und Verstand, der noch überdieß Muth und guten Willen genug besitzt. Also kann und muß er seine Pflichten beobachten, und ich versichere Sie, daß ich mir einen glücklichen Erfolg davon verspreche. Auch die Herren Campo und Montico freuen sich unendlich darüber.“

„Man spricht auch, daß die Herren von Givri, du Kailla und Lautrec bey dieser Armee dienen werden. Maillebois, der Sohn, ist zum Generalquartiermeister ernannt worden. Endlich behauptet man noch, daß Chevert den Posten eines Generalmajors bekommen habe. Dieß ist alles, was mir von dieser Anordnung bekannt ist; vielleicht aber wird es in wenigen Tagen kein Geheimniß mehr seyn.“

Am 3. Jenner 1744.

„Der König geht diesen Abend mit den Frauen von Talard, Chateauroux, Lauragais, Flavacourt und Luxemburg in die Oper, wohin ich ihm nebst den Herren von Boufflers und Meuse begleite. Wir drey sind also, die Hofämter ausgenommen, für dießmahl die einzigen Gesellschaftscavaliere.“

„Seine Majestät werden sich am 14. dieses Monaths nach Marly begeben; Sie werden also leicht denken können, daß sobald diese Reise vor sich geht, Sie sogleich eine Liste von dem ganzen Gefolge erhalten.“

„Unsere liebe Eminenz beträgt sich immer besser; sie lebt mit meinem Vater in völligem Einverständniß, welches aber nicht Jedermann zu gefallen scheint. Indessen glaube ich doch, daß sie sehr wohl thun, wenn sie in dieser freundschaftlichen Gesinnung beharren; denn beyde werden dadurch unendlich gewinnen.“

„Herr von Chavigny ist hier angekommen; sein Aufzug schien mir aber allzuprächtig zu seyn. Doch dieses unter uns gesagt!“

„Allein die Zeit zur Oper ist da, und noch überdieß nöthigt mich meine vorzuhabende Reise nach Choisy diesen Brief zu schließen, welchen Herr Deblet schlechterdings noch heute haben will. Ich endige also mein Geschreibe mit der gehorsamsten Bitte: solches zu verbrennen, und versichert zu seyn, daß Sie niemand mit größerer Zärtlichkeit lieben kann, als ich.“

An-

Anhang
von Originalbriefen
einiger Frauenzimmer
an den Herzog von Richelieu.

Briefe der Frau d'Averne,

Maitresse des Reichsregenten.

Ich bin in Verzweiflung, mein Bester, denn ich fühle nun, daß ich in allem Ernste Sie liebe! Bisher glaubte ich immer mit den Empfindungen der Zärtlichkeit scherzen zu können, weil ich solche für eine wandelbare und vorübereilende Leidenschaft hielt; durch Sie aber ward ich vom Gegentheile überzeugt. Der gestrige Tag machte Sie, wenigstens in meinen Augen, zum liebenswürdigsten Manne. Doch warum muß mit dieser reitzenden Gestalt ein so gefühlloses und leichtsinniges Herz verbunden seyn? Sicher war dieses eine von Ihnen gelegte Schlinge. Weil ich aber Thörin genug war, mich darein verstricken zu lassen, so bitte ich Sie inständigst, mich niemahls in den Fall zu setzen, meine Liebe zu Ihnen bereuen zu dürfen. Mein Mann kam diesen Abend nicht zu mir, ich fürchte aber, daß es morgen geschehen möge; doch weiß ich dieses nicht sicher. Wenn es inzwischen wahr ist, daß Ihre Abendbesuche bey mir Ihnen manche Freude gewähren, so will ich um Mitternacht meinen Bedienten nach Ihrem Häuschen schicken, um Ihnen die Antwort sagen zu lassen. Zwar kann ich Ihnen den Wunsch meines Herzens: Ihres Anblicks zu genießen, keineswegs ausdrücken: aber doch fühle ich, daß es mein Glück ist, Sie nicht zu oft zu sehen; Sie könnten mich sonst um mein bischen Verstand bringen. Ich darf mich also schlechterdings nicht an das Vergnügen gewöhnen, Sie immer vor Augen zu haben, weil mir in der Folge die Entbehrung desselben unmöglich wäre. Leben Sie wohl! ich umarme Sie tausendmahl mit der innigsten Liebe!

Es

Es ist mir fürwahr sehr leid, mein Theurer, Sie gestern nicht gesehen zu haben; aber es war meine Schuld, warum nahm ich so schlimme Maßregeln, um es Ihnen wissen zu lassen. Mein Mann kam nicht zu mir, sondern blieb bis um halb zwey Uhr bey Tische und berauschte sich so reichlich, daß er darüber krank wurde, weßhalb ich auch nicht eher als um zwey Uhr ausgehen konnte. Und dann war es für mich zu spät, Sie bey der Marschallin aufzusuchen. Was mir aber den meisten Verdruß erregt, ist die Furcht: mein Eheherr möchte mir heute seine Aufwartung machen; weil ich mich aber nicht mehr will täuschen lassen, so werden Sie diesen Abend noch davon benachrichtiget werden.

Lieben Sie mich mit eben der Zärtlichkeit, womit ich Sie liebe, und ich werde die Glücklichste meines Geschlechtes seyn!

Ich weiß nicht, ob der Herzog von Orleans eifersüchtig zu werden brauche, um seine Liebe wieder zur Gluth anzufachen; so viel ist aber gewiß, daß diejenigen, die mir zu schaden suchten, mir eben dadurch die größten Gefälligkeiten erwiesen. Zwar sprach ich anfangs mit ihm nur im Allgemeinen davon; allein auf Anrathen des Herrn le Blanc nannte ich Sie gestern und nahm dabey nicht nur einen überaus stolzen Ton an, sondern ich bath sogar den Regenten, mich auf die Probe zu stellen. Dieses würde ihm, wie ich mich ausdrückte, doppelten Nutzen verschaffen; denn er könnte sich dadurch nicht nur von meiner Treue überzeugen, sondern auch seine Leute kennen lernen. Mit einem Worte: ich hoffe mit Zuversicht, ihn auf andere Gedanken gebracht zu haben; dennoch ist immer einiges Mißtrauen von meiner Seite nöthig. Was meine Gesundheit betrifft, so ist sie immer die nähmliche. Zwar nehme ich seit gestern von Ihrer Latwerge, von welcher ich aber bisher noch keine Wirkung verspürte. Ich bin also in Verzweiflung, nach dem Gebrauche so vieler Arzneymittel, schwanger zu bleiben. Uebrigens

gens sagen Sie Ihrem Wundarzte, daß es ihm frey stünde, von dieser Sache zu denken, was er nur wollte, daß mir aber die Entledigung von meiner Bürde um keinen Preis zu theuer wäre.

Ob ich gleich sehe, daß meine Entwürfe scheitern werden, so will ich mich dennoch der Entdeckung Ihrer Geheimnisse keineswegs bedienen. Herr de la Brilliere findet wegen des Parlaments in meinem Plane unzählige Schwierigkeiten und Sie wissen, daß es dem Manne, mit dem ich zu thun habe, äußerst angenehm ist, Hindernisse zu finden. Frau von Sarsac wird künftig nichts mehr sagen, besonders da ich ihr zu verstehen gegeben, daß ich schon selbsten mit dem Herzoge von Orleans gesprochen habe. Leben Sie wohl, mein Lieber! Ich empfinde die schrecklichste Langweile, weil ich des Glückes: Sie zu sehen, entbehren muß, und dieses vermehrt noch meine üble Laune. Melden Sie mir, ob Sie etwas neues von dem buhlerischen Plane der Frau von Nesle erfahren haben.

Sie thun mir gewiß sehr Unrecht, wenn Sie sich einbilden, daß ich im mindesten nicht für Ihre Gesundheit besorgt sey, da Ihnen doch nur allzugut bekannt seyn muß, daß ich solche immer als das beste Geschenk des Himmels betrachtet habe. Ich bin äußerst mißmuthig darüber, auch heute das Vergnügen: Sie bey mir zu sehen, nicht genossen zu haben. — Wenn ich Sie ja zum Abendessen habe einladen lassen, so geben Sie nur Ihrem Bothschafter die Schuld, der mir in Ihrem Nahmen einen ähnlichen Vorschlag gethan hatte. Ich kann überhaupt keine Zeit bestimmen, wo ich Sie sehen werde; denn Sie sind sicher nicht im Stande zu wachen, und ich bin doch gezwungen, von 5 bis 10 Uhr einem Kranken Gesellschaft zu leisten. Wenn Sie eben so große Lust dazu haben als ich, so werden Sie bald deßwegen ein Auskunftsmittel finden. Uebrigens bitte ich Sie, morgen um 3 Uhr den Herrn von Voltaire zu mir

zu

zu schicken, indem ich ihm etwas wichtiges zu sagen habe. Auch werden Sie so gütig seyn und Ihrem Wundarzte befehlen, die bewußte Maschine machen zu lassen. Denn ich bin wegen meines gegenwärtigen Zustandes untröstlich; ich wollte gerne mein Leben auf das Spiel setzen, wenn ich nur meinen Endzweck zu erreichen vermöchte, und doch hoffe ich einen glücklichen Erfolg, wenn Sie sich anders Ihres Ansehens bey jenem Manne bedienen wollen. Endlich erwarte ich mit der unaussprechlichsten Ungeduld Nachricht von Ihnen und zugleich die frohe Bothschaft, daß Sie sich besser befinden.

Ich war diesen Nachmittag bey dem Cardinal Dubois, der von Ihnen gesprochen, mir aber zugleich erklärt hat, daß ich morgen durch Herrn le Blanc die Sache ausführlicher hören sollte. Er schwur mir noch überdieß, daß er davon nicht das Mindeste glaube, sondern mich bloß deßwegen gewarnt habe, damit ich mich vor den Schlingen meiner Gegner hüthen könnte. Ich suchte zwar hierauf das Gespräch auf die Frau von Nesle zu lenken; es schien mir aber, als wenn er wirklich nichts davon wüßte, oder doch wenigstens nichts wissen wollte. Nur so viel sagte er, daß, seiner Meinung nach, dem Herzoge von Orleans diese Afterreden unbekannt wären, und daß er mir deßwegen den Rath gäbe, mit demselben zu sprechen, welchen Vorschlag ich noch vor dem Abendessen auszuführen suchte. Es gelang mir! Allein der Regent erwiederte: die Rohans wären sicher nicht so thöricht, dergleichen hirnlose Intriken anzuspinnen, bey welchen sie in jedem Betrachte selbst die Hintergangenen wären; überdieß hätte noch Niemand mich bey ihm einzuschwärzen gesucht und er würde dem ersten besten, der dieses wagen wollte, zur Antwort geben: daß man auch die Beschuldigungen beweisen müßte. Er sprach endlich, und zwar an dem nähmlichen Abend von der Frau von Nesle, und behauptete sogar in Gegenwart der Frau von Tilly, daß die gedachte

Dame

Dame schon über 35 Jahr alt und also im Abnehmen ihrer Schönheit wäre. Er müßte zwar gestehen, setzte er hinzu, daß er vor 12 Jahren nach ihrem Besitze gestrebt hätte; jetzt aber würde er sich wohl für das bedanken, was ihm vorher wäre abgeschlagen worden. Mir hingegen erwieß er heute ganz ungewöhnliche Liebkosungen. — Hier haben Sie also meine ganze Geschichtserzählung! Ich werde Ihnen jeden Abend von allen erfahrnen Neuigkeiten den umständlichsten Bericht abstatten; nur bitte ich Sie, keinen meiner Briefe zu verliehren, sondern sie vielmehr gleich nach dem Lesen zu verbrennen. Leben Sie wohl, mein Theurer! ich umarme Sie von ganzem Herzen und ersuche Sie, mich eben so zu lieben, als ich Sie liebe, wiewohl dieses für Sie beynahe unmöglich ist.

Sagen Sie dem Herrn von Voltaire, daß ich seinetwegen mit dem Cardinale gesprochen habe, der seinen Plan für gut und ausführbar hält; doch geben Sie ihm dabey zu verstehen, daß man vor dem Monath Julius nicht damit anfangen kann. Er möchte also indeß nur ruhig seyn, weil man dem Herzoge von Orleans ein Project nicht eher vorschlagen könnte, als bis die Approbation des Staatsraths erfolgt wäre.

Ich weiß nicht, wer von uns beyden die meiste Ursache zu klagen hat; so viel ist aber gewiß, daß ich meinen Bedienten in die Kirche der neubekehrten Catholiken geschickt habe, in welcher er sich von 11 bis 2 Uhr verweilte, wo gewöhnlich dieses Gotteshaus zugeschlossen wird. Ich will freylich gerne glauben, daß er von mir mißverstanden wurde, wenigstens ist dieß mein sehnlichster Wunsch; allein es schien mir auf dem Balle, daß Sie sich nicht nur mit Mademoiselle von Charolois auszusöhnen suchten, sondern auch noch immer einige Bekanntschaft mit der Marquisin von Villeroi unterhielten; denn Sie befolgen, wie ich sehe, den herrlichen Grundsatz: daß ein schöner Mann fünf oder sechs Ge-

liebte haben könne. Sie werden aber eines Tags von dieser Meinung zurückkommen und gewiß einsehen, daß alles dieß keineswegs das Vergnügen aufwiege: von einer Einzigen zärtlich geliebt zu werden. Und welchen entschiedenen Vortheil würde ich dann vor den übrigen Frauenzimmern haben, wenn Sie nur derjenigen den Vorzug geben, deren Seele so ganz an der Ihrigen hängt! — Weil ich nun so lange Ihres Anblicks entbehren mußte, und ich doch, auch wider meinen Willen, Ihren Hund sogar von Angesicht liebe, so bitte ich Sie inständigst, mir Ihr Portrait zu schicken; denn Sie müssen schlechterdings von den vielen Abbildungen Ihres Gesichtes, die Sie haben verfertigen lassen, noch einige besitzen. Ich hoffe also mit Zuversicht, daß Sie mir dasselbe mit der Antwort auf dieses Briefchen übersenden werden. Uebrigens schmeichle ich mir, das Vergnügen zu haben, Sie am Dienstage zu sehen; freylich wäre es mir unendlich lieb, wann dieses bey unserm Unterhändler geschehen könnte, sollte es aber nicht möglich seyn, so bitte ich Sie, sich zu der Frau von Girval zu begeben. Stimmt Ihre Denkart mit der Meinigen überein, so wird Ihnen diese Zeit sehr lange scheinen. Ich mußte mir gestern wirklich Gewalt anthun, um nicht zu der Marschallin zu gehen, denn ich hatte von Ihrem dortigen Besuche Nachricht erhalten; deßwegen schickte ich auch ausdrücklich den Prinzen von Léon dahin, theils um zu erfahren, was Sie da machten, theils auch, um das Vergnügen zu haben, von Ihnen sprechen zu können. Schlüßlich kann ich Ihnen nicht sagen, wie sehr Sie mich zur Närrin zu machen vermöchten, wenn Sie dieses nur wollten.

Wenn Sie gestern keine Nachricht von mir bekamen, so geschah dieses sicher nicht aus Vergessenheit; ich hatte den ganzen Tag so viele verdrüßliche Geschäfte zu besorgen, daß es mir unmöglich ward, nur einen einzigen Augenblick zu finden, um an Sie schreiben zu können. Ich hoffe nicht

nur,

nur, daß Sie mir übermorgen den Mann schicken werden, welchen Sie mir anempfahlen, sondern ich schmeichle mir auch, daß Sie im geringsten nicht an meinem Wunsche zweifeln, ihn zu besitzen. Auch werde ich Sie an dem nähmlichen Tage sehen. Ich begegnete Ihnen gestern, als Sie sich zu der Frau von Goébriant begaben, vermuthlich aber erkannten Sie mich nicht. Es kam mir aber die Lust an, stille zu stehen, und ich hätte bald eine große Unbesonnenheit begangen, besonders da der Herzog von Orleans sich hinter mir befand, ohne daß ich es wäre gewahr worden. Weil er Ihrer mit keiner Silbe erwähnte, so mußte er Sie wahrscheinlicher Weise gar nicht bemerkt haben. Meine Gesundheitsumstände sind noch immer bedenklich, und Ihr Wundarzt mag sagen, was er will, so ist es doch, wenigstens nach meiner Meinung, unmöglich, daß mir dergleichen Zufälle begegnen könnten, wenn ich nicht schwanger wäre. Wenn er die aus Opium verfertigte Arzney schon bereitet hat, so schicken Sie mir noch heute davon und melden mir zugleich die Art und Weise, wie ich mich deren bedienen müsse.

Ich war sehr entzückt über den Anblick Ihres Briefs, allein ich wurde für das Lesen desselben trefflich belohnt; denn ich sah daraus, daß Sie mir nur in der Absicht schrieben, um meiner zu spotten, und doch denke ich keine solche Behandlung verdient zu haben. Mit einem Worte: wenn Sie Ihre Abneigung gegen mich nicht besiegen können und Sie also gezwungen sind, mir keine andern Briefe zu schreiben, als solche, die von Sottisen *) überströmen, so bitte ich Sie inständigst, sich deßwegen nicht mehr zu bemühen.

*) Ich habe mit Fleiß das Wort Sottise beybehalten, weil ich in unserer ganzen Sprache kein anderes kenne, welches Albernheiten und Grobheiten zugleich ausdrückte, wie dieses.
Anmerk. des Uebers.

mühen. Es scheint mir aber, daß man den Leuten auf eine andere Art begegnen kann, auch wenn man keine Liebe zu ihnen empfindet. Was mich hingegen betrifft, so werde ich Sie keinesweges zum Muster nehmen, und in Rücksicht Ihrer immer die nähmlichen Gesinnungen behalten. Offenbar wünschten Sie unsern Briefwechsel entdeckt zu sehen, denn Ihre Waffen waren nur durch den Umschlag verborgen.

Du Pin den 16. Julius 1715.

Ich hatte wohl Recht zu glauben, daß Sie nur eine schickliche Gelegenheit suchen würden, um mit mir brechen zu können, weil Sie immer auf Ihre Trennung von mir bestehen, ungeachtet ich nicht nur alle Ihre Wünsche erfüllte, sondern auch Thörin genug war, um nach Ihrem Anblick zu verlangen. Zweifelsohne bestand Ihre ganze Neigung zu mir bloß in dem Vergnügen: den Regenten zum Hahnrey zu machen. Daher sind in dem nähmlichen Augenblicke, wo dieser Umstand nicht mehr Statt fand, alle meine Reitze verschwunden. Sie haben Recht: eine solche Denkart ist nur Ihres wankelmüthigen Herzens würdig und ich schmeichle mir, daß ich mich in kurzem über diesen geringen Verlust beruhigen werde. Uebrigens bin ich Ihnen für Ihre Versicherung: ewig mein Freund zu bleiben, außerordentlich verbunden; aber auch ich werde deßgleichen thun und — versteht sich von weitem — Ihre Freundin seyn; denn ich schwöre Ihnen, eben so viel Begierde nach Ihrem Anblicke zu fühlen, als Sie nach dem Meinigen haben. Weil Sie nicht Willens sind, irgend einen Gebrauch von dem Portraite des Regenten zu machen, so werden Sie so gütig seyn und mir solches zurückschicken. Im Grunde gilt mir dieses gleich viel, besonders da mich seit der Zeit, wo ich Ihre Denkart, und mithin Ihren Werth geprüft habe, nicht das Geringste von Ihnen mehr zu interessiren, noch viel weniger zu überraschen vermag.

mag. Ich wünsche nur, daß Ihre jetzigen und künftigen Freundinnen Sie eben so gut, als ich, mögen kennen lernen.

Ihr heutiger Vorwand: mich unmöglich sprechen zu können, hat wirklich so wenige Wahrscheinlichkeit für sich, daß Sie mir selbsten meinen Unglauben verzeihen werden. Denn wie konnten Sie wohl glauben, daß ich mit dem Herrn Dallincourt eine Liebschaft anspinnen würde, da ich mich doch einstens gegen Sie über diesen Punct sehr freymüthig erklärt hatte? Weil Sie Abends bey der Marschallin von Estrées speißten und diese erst nach zwey Uhr zu mir schickte, so hätten Sie ja leicht durch den Bedienten erfahren können, daß ich Trunkenbolde bey mir hatte, die sich nicht eher, als um 1 Uhr, entfernten. Ueberdieß mußten Sie bey unserer letzten Zusammenkunft von mir gehört haben, daß ich Sie vielleicht erst um 1 Uhr könnte hohlen lassen; wenn Sie also wirklich einiges Verlangen nach meinem Anblicke empfanden, so hätten Sie ja nur eine halbe Stunde länger warten dürfen. Doch all dieses Geschwätze ist unnütz; ich bediene mich dessen wahrhaftig nicht zu meiner Rechtfertigung, sondern um Ihnen nur zu beweisen, daß ich mich durch Ihre Worte nicht hintergehen lasse. Es bleibt mir also, in Rücksicht Ihrer Gesinnungen gegen mich, kein Zweifel mehr übrig. Was aber Ihr künftiges Betragen betrifft, so fürchte ich solches im geringsten nicht, weil ich Ihre Liebe verlohren habe. Der mir durch Sie zu Theil gewordene Verdruß macht mich gegen alles andere gleichgültig. Ich verlange Ihre Freundschaft nicht mehr, weil ich solche nicht zu erwiedern vermag, und deßwegen gestehe ich Ihnen auch freymüthig, daß Sie gewiß auf dieser Welt keine größere Feindin finden werden, als mich. Ein Geständniß, das ich, ungeachtet meiner Begierde: Sie zu täuschen, vermöge meiner Denkart, abzulegen gezwungen bin! Zum

Glücke aber kann ich Ihnen weder nützen, noch schaden. Leben Sie also wohl, mein Herr! Sie werden nie in Ihrem Leben mehr von mir sprechen hören. Nur um diese einzige Gefälligkeit bitte ich Sie noch, daß wenn ich nicht von meiner Bürde befreyt werde, — wie ich dieß, ungeachtet aller angewandten Gegenmittel, leider! befürchten muß — Sie Ihrem Wundarzte erlauben, mich noch einmahl besuchen zu dürfen, sobald ich nach ihm schicken werde. Denn ich halte Sie nicht für so niederträchtig, daß Sie mir auch diese Bitte verweigern würden, besonders da Sie die einzige Ursache des bewußten Unfalls sind. Wäre ich gegenwärtig im Stande, in meine Garderobe zu gehen, so wollte ich Ihnen Ihr Portrait wieder zurück schicken; allein es soll sicher das erstemahl geschehen, so bald Voltair zu mir kommen wird.

Man muß wahrlich von der Natur einen ziemlichen Antheil von Unverschämtheit erhalten haben, wenn man mich überreden will, daß ich in meiner traurigen Lage, wo ich den ganzen Tag lauter verdrüßliche Geschäfte habe, und nie den Gegenstand meiner Liebe sehe, außerordentlich glücklich sey. Sicher heißt dieß beleidigenden Spott mit Gleichgültigkeit verbinden, wenn man zu glauben scheint, daß ich für meinen Kummer durch das Vergnügen: von zwey Männern begafft zu werden, hinlänglich entschädigt sey. Allein der Erste ist, wie Sie wohl wissen, nur eine alte Bekanntschaft und ohne Ihre Empfehlung hätte ich sicher den Zweyten keines Anblicks gewürdigt. Zwar weiß ich nicht, ob meine Vernunft stark genug seyn wird, um Sie vergessen zu können; allein ich rechne vorzüglich auf Ihre leichtsinnige Gleichgültigkeit. Es war gewiß Mitleid von Ihnen, mich nicht länger zu täuschen. Ich bin nicht so glücklich, um gegenwärtig im Stande zu seyn, Ihnen für diese Gefälligkeit den schuldigen Dank abzustatten; doch schmeichle ich mir, daß dieses in baldem geschehen könne. Schlüßlich bitte ich Sie, morgen um drey Uhr Ihren Wundarzt unfehlbar zu mir zu senden.

Briefe

Briefe der Herzogin von ***.

Im April 1715.

Man wird morgen um 8 Uhr bey der Marschallin von *** erscheinen, aber bloß in der Absicht, um mit Ihnen zu zanken. Ob ich gleich gestern nicht zu Marly war, so hatte ich doch meine Kundschafter daselbst, deren getreuer Bericht mich mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmaßen ließ, daß Ihre Verzweiflung wegen meiner Abwesenheit von keiner Bedeutung seyn mußte. Sie haben die Frau von *** keinen Augenblick verlassen; zu allem Glücke aber gerieth, wie man mir sagte, der Mann derselben auf den herrlichen Einfall: ein wenig eifersüchtig zu werden und öfters Ihre, mit seiner Gattin verabredeten, Zusammenkünfte zu beunruhigen. Fast möchte ich diesen gutherzigen Eheherrn mit der größten Liebe umarmen, weil er mir ohne sein Wissen die trefflichsten Dienste geleistet hat.

Die Wahrheit zu sagen, Sie sind sehr leichtsinnig, lieber Herzog! Schwüre kosten Ihnen nichts; ich glaube gar, Sie haben schon ein ganzes Verzeichniß davon für jedes Frauenzimmer vorräthig, und Sie bedienen sich desselben auf eine bewundernswürdige Art. Dessen ungeachtet begehe ich noch immer die Schwachheit, Ihren Glauben beyzumessen; aber nehmen Sie sich in Acht, denn ich bin nur allzusehr Weib, um mich bloß an die Freundschaft halten zu können, statt das Vergnügen zu genießen: Ihnen gefällig zu werden. Ja, denken Sie nur daran, daß, wenn Sie nicht klüger werden, die Vernunft, so zu sagen, mich mir selbsten wiedergeben kann, ungeachtet mein Herz ewig für Sie schlagen wird. Leben Sie wohl! Ich fühle daß ich sogar, in diesem Augenblicke des Zorns, noch ganz die Ihrige bin.

Morgen halten Sie pünctlich ein, und ich werde alsdann Sie nicht mehr auszuschelten vermögen.

Paris, 1716.

Ich weiß nicht, lieber Herzog, warum Sie so schlimm mit einer Freundin verfahren, die Ihnen keine Ursache zu Klagen gibt. Sie bedienen sich aller Ihrer Verführungskunst, um über mich jene Rechte wieder zu erlangen, die schon so oft von Ihnen gemißbraucht wurden, und so bald Sie sehen, daß ich Standhaftigkeit genug besitze, um Ihren Angriffen zu widerstehen, so vergessen Sie sich dergestalt, daß Sie sogar nicht nur die anzüglichsten Reden und den bittersten Spott, sondern auch wirkliche Beleidigungen sich gegen ein Weib erlauben, welches nur die feurigsten Wünsche für Ihr Glück zum Himmel schickt. Ich werde mich sicher nie so vergessen, wie Sie; mein Herz wird mich unaufhörlich an die Pflichten erinnern, die ich meinem Freunde schuldig bin; und wenn sich derselbe verirrt, so glaube ich durch Nachsicht und Sanftmuth ihn auf andere Wege bringen zu müssen.

Sie geben nur, mein Lieber, der Lebhaftigkeit Ihrer Einbildungskraft Gehör, und diese verleitet Sie zu dem Wunsche nach einem Weibe, das Ihnen Widerstand leistet und dessen ganzes Verdienst vielleicht in Ihren Augen bloß in der Weigerung: die Zahl Ihrer Günstlinginnen zu vermehren, besteht. Ich weiß zwar, daß meine erste Schwachheit Ihnen zweifelsohne etwas mehr Recht über mich gibt; aber glauben Sie auch, daß solches von keinem so großen Umfange ist, um mich bewegen zu können, die gänzliche Ruhe meines Herzens zu zertrümmern. Sie kennen wahrhaftig die Leiden und die kummervollen Besorgnisse nicht, die ich erfahren mußte, als ich gewahr ward, daß es unmöglich sey, Sie treu zu erhalten. Ich liebte Sie zu sehr, um Sie verlassen zu können; zu gleicher Zeit aber besaß ich doch so viel Einsicht, um nicht zu merken, daß es eines

Opfers

Opfers bedürfte. Ich entsagte der Liebe, um mich an die Freundschaft zu halten. Zwar fiel dieses anfangs mir schwer, aber ich gewöhnte doch endlich meine Sinne dazu. Sicher bin ich das erste Frauenzimmer von meinem Alter, das mit allen seinen Ansprüchen auf körperliche Reitze dennoch die zärtlichste Neigung ihres Herzens zu bekämpfen vermochte, das, ohne gänzliche Siegerin zu werden, still zu schweigen verstand, um nur die Vertraute eines angebetheten Liebhabers zu bleiben. Ich mußte mich also gewöhnen, seine Abenteuer von ihm selbsten erzählen zu hören, obgleich mein Innerstes dadurch zerrissen ward; mußte mich sogar bestreben, meine Leiden vor ihm zu verbergen, wenn ich ihn anders nicht von mir entfernen wollte. Seine Gegenwart war mein Leben; sein Anblick wurde mir eben so zum Bedürfniß, wie das Einathmen der Luft. Ich konnte zwar keine Ansprüche mehr auf seine Beständigkeit machen, aber ich setzte mein Glück auf seine Freundschaft. Ich weiß, daß die meinige nachsichtsvoll seyn muß, und deßwegen erlaube ich mir auch kaum den mindesten Vorwurf; ich suche sogar seine geheimsten Wünsche zu befriedigen. Weil ich jenen Freuden entsagte, die er ohne Unterschied verschwendet, so kann er mich nicht der Absicht beschuldigen, daß ich solche mit einem andern hätte genießen wollen; denn nur er allein vermochte mich mit diesen Vergnügungen bekannt zu machen, und meine Freundschaft für ihn ist so überschwenglich und rein, daß sie ihm sogar die Treue der Liebe zu erhalten bemüht ist.

Was wollen Sie noch mehr, mein Freund? Wollen Sie mich gänzlich unglücklich machen, und kann bloß Ihre Laune Sie in meine Arme zurück bringen? Nein! Ich werde den Muth haben, Ihnen Widerstand zu leisten. Wenn Sie ja zuweilen meine Sinne als Ihre Vorsprecherinnen erblicken, so glauben Sie ja, daß ich noch Kraft genug habe, um ihnen Stillschweigen zu gebiethen; sollte ich aber zu ohnmächtig seyn, so flehe ich Sie an, nicht mein Tyrann zu werden. Beklagen Sie mich vielmehr, bewundern Sie meine

Entschlossenheit und zwingen Sie mich nicht, Ihres Anblicks — ach! auf ewig — zu entsagen. — Lieber Herzog, seyn Sie vernünftig! es ist nicht genug, der Liebenswürdigste Mann zu seyn, man muß auch gegen seine Freunde gerecht handeln.

Paris, 1716.

Sie glauben sich also hinlänglich gerächt zu haben, daß Sie mir im Jubeltone Ihr unanständiges Abenteuer mit der Frau Michelin erzählten, und zu gleicher Zeit ein anderes Frauenzimmer hintergingen! Ungeachtet aller meiner Nachsicht für Sie, lieber Herzog, möchte ich Sie dennoch ein Bischen ausschelten. Sie dachten mich wohl durch das Gemählde von Ihren Freuden zu bestrafen; aber ich werde solche nie zu erlangen wünschen. Denn ich finde in Wahrheit kein Vergnügen, wenn das Herz keinen Theil daran nimmt. Ich schäme mich wirklich außerordentlich, daß Sie es für ruhmvoll halten, eine so ausschweifende Lebensart zu führen. Denn kann ein rechtschaffener Mann sich wohl glücklich schätzen, wenn er schwachen Geschöpfen, die in allem Ernste ihn lieben, qualvolle Leiden verursacht? Sie sind noch Jüngling mein Freund, und deßwegen besorge ich, es möchte Ihnen zur Gewohnheit werden, sich alles selbsten zuzuschreiben. Ein Mann, der jedes Frauenzimmer als einen Gegenstand ansieht, das, weil er es zu seinen Vergnügen bestimmt hält, er nach Gutdünken wählen oder verlassen zu können glaubt, der nur solche Verbindungen eingeht, die zu seiner Beförderung oder zu seinem Vergnügen beytragen können, ein solcher Mann wird die Geißel der menschlichen Gesellschaft und ist nicht fähig, den Werth der wahren Freundschaft zu schätzen. Mir sollte es unendlich leid thun, wenn Sie nicht einstens die meinige kennen lernten; zwar wird solche immer bereit seyn, sich für Sie aufzuopfern, aber nie aufhören, Ihnen die Wahrheit zu sagen.

Eine

Eine treffliche Ehre, in einem einzigen Hause zwey Frauenzimmer zu Schlachtopfern gemacht zu haben! Zwar kenne ich nicht die Freundin der Frau Michelin, und kann also nichts von ihr sagen; was aber die Letztere betrifft, so muß ich nothwendig Ihnen kund thun, daß Sie ihr unzählige Qualen bereiten. Denn in der kurzen Zeit, wo ich sie zu sehen Gelegenheit hatte, lernte ich so ziemlich ihren Character kennen. Sie ist ein gefühlvolles Weib, das von Ihnen des Verstandes beraubt wurde, und von der Liebe zu Ihnen geblendet, die Grundsätze von Tugend und Religion dieser Leidenschaft aufzuopfern vermag. Bald aber wird ihr Innerstes von Gewissensbissen zerrissen seyn, bald werden solche in Ihrer Gegenwart verschwinden. Zwar wird sie zuweilen die Eitelkeit wegen ihres erlittenen Verlustes trösten, sie wird sich geehrt fühlen, einen Herzog in ihren Banden zu halten; wenn aber die Täuschung aufhören, wenn sie sehen wird, daß sie alles für einen Mann that, der sie so gleichgültig verläßt, ohne ihr die geringste Schadloshaltung für ihre Aufopferungen zu bringen, so muß sie alsdann, weil sie sich durch nichts zu zerstreuen im Stande ist, die heftigste Reue empfinden, mit einem Worte: ihre Fehltritte werden ihr alsdann gränzenlos scheinen. Sie wird über den Abgrund erschrecken, worein sie gestürzt ist, und die Furcht für die Bestrafung des Himmels, die Vorwürfe der Menschen, der Kummer: sich verrathen zu sehen, alles wird ihre Lebenstage vergiften, wird solche abkürzen, und dieses wird Ihr Werk seyn.

Ich nehme, auch wider meinen Willen, den zärtlichsten Antheil an dem Schicksale dieser Dame; sie fühlt für Sie eben die Gesinnungen, die ich sonsten empfand, und weil ich doch nicht das glückliche Weib bin, welches Sie für beständig an sich zu fesseln im Stande ist, so wünsche ich der Frau Michelin die Erlangung dieses Siegs. Wenigstens glaube ich, daß Sie keine bessere Wahl treffen können, besonders da sich Aufrichtigkeit des Herzens und gefühl-

gefühlvolle Rechtschaffenheit bey ihr vereinigt. Machen Sie sie glücklich und lassen Sie mir die Freude genießen, daß Sie solchen vortrefflichen Eigenschaften die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Ich erhielt Ihr Schreiben mit dem größten Vergnügen, denn ich erwartete Sie zu Mantes, versprochener Weise, zu sehen. Aber es scheint mir, daß einige neue Beschäftigungen Sie in Paris zurückhielten. Freilich war mir dieses empfindlich, ich mußte es aber so hinnehmen; und weil Sie mich lehrten, keinem Ihrer Wünsche zu widerstreben, so war es sicher kein Wunder, wenn ich mich zuletzt weit eher an die Idee gewöhnte: Sie für untreu zu halten, als an diejenige: Sie gar nicht zu sehen. Doch Frau von Brancas sagte mir, daß Sie wichtige Geschäfte hätten, und daher wünsche ich, daß solche von einem glücklichern Erfolg, als diejenigen seyn möchten, die jetzt die Aufmerksamkeit des Publicums erregen. Ich weiß nicht, wo endlich dieses alles hinauslaufen wird; so viel mir aber scheint, so hat der Regent einen großen Theil von der allgemeinen Achtung verlohren. Meiner Meinung nach ist es zwar billig, einige Zeit seinem Vergnügen zu widmen; man muß aber auch, besonders wenn man einen so erhabenen Posten, wie der Herzog von Orleans begleitet, die Angelegenheiten des Staats nicht so sorglos behandeln, und die Wahrheit zu sagen, ich kann ihm unmöglich seine blinde Anhänglichkeit verzeihen, die er gegen den elenden Dubois beweißt; aber sein meistes Gefolge ist eben so übel gewählt.

Sagen Sie mir, ob das wahr sey, was man von einem Vorfalle erzählt, der bey einer gewissen Dame zwischen Dubois und Ihnen solle vorgefallen seyn? Man behauptet wirklich, daß der Abbé äußerst erbittert ist, daß Sie so glücklich in der Liebe sind. Seyn Sie also vorsichtig, mein Lieber, denn Sie kennen seinen Credit; und es gibt ja Frauenzimmer genug, ohne daß Sie es nöthig hätten, ihm

ihm die seinigen zu rauben, aber in allen Ihren Handlungen findet man ungemein viel Großsprecherey; Sie wollen sich lieber glücklich preisen hören, als stillschweigend eines wirklichen Glückes genießen!

Senden Sie mir nur bald Ihren Bedienten, wenn Sie nicht selbst kommen, und besonders vergessen Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Denn ich hoffe mit Zuversicht, daß sich jetzt, da Sie ein Akademiker sind, Ihre Briefe besser lesen lassen; bisher errieth mein Herz fast immer den Inhalt derselben, nur der Letztere war mir ganz unerklärbar.

Befanden Sie sich wohl bey der letztern Lustbarkeit des Regenten? Man sagt, daß solche allen andern in Rücksicht der Unanständigkeit und des zügellosen Betragens nichts nachgab. Ich sehe Sie nicht gerne in dieser Gesellschaft, ob ich gleich weiß, daß Sie dem Herzoge Ihre Aufwartungen machen müssen.

Paris, den 22ten May 1725.

Ich habe ihren Brief erhalten, lieber Herzog, und ich begreife gar wohl die Verlegenheit, worinnen Sie sich in einem fremden Lande befinden müssen. Inzwischen scheint es mir aber nicht glaublich zu seyn, daß man Sie daselbst für einen Spion hält. Ihre Würde als Pair von Frankreich sollte Sie wenigstens diesem Verdachte nicht Preis geben; denn man würde sicher keinen Mann von Ihrem Stande zu einer Rolle gewählt haben, die sich nur für die untere Volksclasse schickt *). Beruhigen Sie sich indeß, mein

*) Um Vergebung meine schöne Dame, wenn ich Ihnen zu widersprechen wage! Auch die unterste Volksclasse kann eben so gut Gefühl für Ehre besitzen, als die höhern Stände, und ein Großer eben so gut ein Schurke seyn, als der niedrigste Bettler. In meinen Augen ist allemahl Kundschafterey eine niederträchtige Handlung, weil gewöhnlich der Schaden unsers Nebenmenschen dadurch befördert wird. Aber ein Großer vermag wegen seines Ansehens und seiner

mein Lieber, weil man doch über lang oder kurz Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wird wiederfahren lassen.

Ich speißte gestern bey dem Bischofe von Frejus, der Ihnen äußerst gewogen und entweder der rechtschaffenste oder der ehrgeitzigste Mann von der Welt ist. Zwar scheint er keinesweges die Stelle eines Premierministers zu wünschen, aber doch besitzt er die mit diesem Posten verbundene Gewalt; der König ist ihm jetzt mehr, als jemahls, ergeben, und es wird nur von ihm abhängen, an der Stelle seines Gebiethers zu regieren. Ich habe Ihrentwegen und gewiß sehr viel mit ihm gesprochen, — denn es spricht sich so leicht von dem geliebten Gegenstande — und er ermahnt Sie eben so, wie ich, zur Geduld. Uebrigens versprach er mir, mit dem Herrn von Morville wegen des für Sie so nöthigen Geldes zu reden, weil doch allemahl klingende Münze gleichsam die Seele von Staatsgeschäften ist. Man behauptet zwar, daß Sie solches verschwendeten; ich bewies aber dem Bischofe ganz deutlich, daß ein außerordentlicher Bothschafter in einem glanzvollen Aufzuge erscheinen müsse, und der Herr von Frejus war eben dieser Meinung.

Der König scheint noch immer in seine Gemahlin verliebt; allein ich wünsche nur, daß er niemahls gewahr werde, daß sie viel älter als er sey. Denn ich stimme mit Ihnen überein, daß der Monarch einem Schulknaben gleichet, der nie des Konfects satt zu kriegen glaubt, der aber doch endlich desselben überdrüßig wird. Unter uns gesagt, welche erbärmliche Ehe!

Ich sehe nichts als Frauenzimmer um mich, die von nichts andern, als Ihrer Person zu sprechen haben und an deren Spitze sich die Marschallin von Villars befindet. Seitdem

seiner Geburt an einem Hofe weit leichter die Stelle eines Spions zu bekleiden, als Jemand vom bürgerlichen Stande; denn dieser kann mit Mühe sich jene Connexionen erwerben, die nothwendig zur Entlockung der Geheimnisse der Fürsten erfordert werden. Anmerkung des Uebersetzers.

dem Sie den Titel eines Bothschafters erhielten, seitdem scheint sich die Zuneigung der Weiber für Sie zu vergrößsern. Allein ich für meine Person bedurfte des Nahmens eines Gesandten nicht, um Sie zu lieben und ganz die Ihrige zu seyn.

Paris, im September 1725.

Wenn Sie zu Wien Langeweile empfinden, so leben wir hier in beständiger Furcht. Frau von Prie macht sich immer verhaßter; ja, man beschuldigt sie sogar ohne Scheu, daß sie alles ihrer Geldgierde aufopfere und mit dem Prévot des Marchands *) und ihrem Vetter dem von Ombreval jeden Getreidvorrath zusammenkaufe **). Schon ist man des letztgedachten Herrn bey der Polizei überdrüssig, wo er der kriechende Sklave seiner Base war, und das Volk bewies dieses so eben auf eine sehr auffallende Art, und zwar dadurch, daß es sich auf dem Rathhause versammelte. Man weiß nicht, was besonders dem Letztern widerfahren wäre, wenn man ihn nicht dem Publicum aufgeopfert hätte; vielleicht wird aus einem schlimmen Polizeilieutnant ein noch schlimmerer Intendant werden, denn er hat, wie ich höre, die Intendantenstelle von Tours bekommen

*) Vorsitzenden Burgermeister in Paris.

**) S. Französisches Museum ersten Jahrgans 4tes Heft, Seite 204 u. folg. Daselbst findet man unter der Aufschrift:

Der Staatsgefangene, ein historisches Gemählde von der zwey und zwanzigjährigen Gefangenschaft des Herrn J. C. G. Probst Beaumont

interessante Nachrichten von einem schrecklichen Bündniß das seit 1729 unter dem Nahmen Königlicher Getreid-Pacht bestanden und dessen Hauptgesetz gewesen seyn soll:

sich des Aufkaufs und größten Getreide- und Mehl-Monopols zu bedienen, um Mangel und Theurung zu allen Zeiten und in mittelmäßigen Jahren allgemeine Hungersnoth in allen Provinzen Frankreichs zu verbreiten. Anmerk. des Uebers.

men. Auch unser Generalcontroleur Dodun hätte bald seine Stelle verlohren, und man sprach wirklich schon viel davon, daß Herr von Dangervilliers dieselbe erhalten sollte.

Sie mögen auch von der Frau von Prie sagen, was Sie wollen, so versichere ich Sie doch, daß sie die Ursache von dem Falle des Herzogs von Bourbon — Condé seyn wird. Denn er besitzt wahrhaftig nicht so viele Talente, um diejenigen Fehler wieder gut zu machen, wozu man ihn verleitete, und endlich fehlt es ihm auch an Einsichten, um die Folgen der ihm vorgeschlagenen Operationen gehörig überschauen zu können. Sein mißlungener Versuch: den Fiscus mit dem funfzigsten Theil von jedem Vermögen zu bereichern *), macht ihm keineswegs Ehre, und er wird hier eben so, wie zu Wien, verachtet. Uebrigens sollen der Marschall von Mercy und ein gewisser Herr Jacquemin seine vorzüglichsten Gegner seyn.

Der Bischof von Fréjus verabscheut die Frau von Prie, und man merkt ganz deutlich, daß er seinem Zöglinge die nähmlichen Gesinnungen einzuflößen sucht, besonders da der Monarch vor etlichen Tagen diese Dame sehr übel empfing. Zwar versichern mir einige Personen, es spönne sich etwas wider den Bischof an; allein, wenn ihm der Herzog von Bourbon nicht bald den letzten Streich versetzt, so wollte ich wohl Zehen gegen Eins verwetten, daß Herr von Frejus den Sieg davon trägt. Der Premierminister handelt ganz sorglos, er rechnet zu sehr auf den Rang eines Prinzen vom Geblüt und auf seine erhabene Ehrenstelle, mit einem Worte: er glaubt nicht das Geringste fürchten zu dürfen. Der Bischof hingegen, der sich auf die Freundschaft seines Mündels verlassen kann, sucht zwar mit langsamen, aber desto sichern Schritten sein Ziel zu erreichen. Er deckt alle Fehler seines Nebenbuhlers auf, und ob er ihrer gleich auf eine ungezwungene Weise erwähnt, so geschieht dieses doch immer, um sie in einem nachtheiligen

*) L'impôt du cinquantiéme.

gen Lichte darzustellen. Dieser demüthige Priester scheint zwar nichts zu wünschen; er strebt aber zweifelsohne nach der Stelle des Herzogs von Bourbon und dieser wird daher ganz unversehens in die, ihm gegrabene, Grube fallen.

Ueberdieß wußte der Listige sich jeden zum Freunde zu machen, der mit Recht über die Verminderung seiner Pension mißvergnügt ist, und ich glaube deßhalb, daß die Pfeile, womit man ihn zu treffen gedenkt, auf diejenigen zurückprallen werden, die sie geschmiedet haben.

Sie antworteten mir noch nicht auf meinen Traum, dessen Erklärung ich nur von Ihnen erbitte. Indeß kann ich Sie im geringsten nicht tadeln, daß Sie in Ansehung Ihrer Negotiation ein gänzliches Stillschweigen beobachten wollen; allein ich halte es doch der Billigkeit gemäß, in Rücksicht der Freundschaft minder stumm und nachlässig zu seyn.

Paris.

Sie haben vollkommen Recht, Ihren öffentlichen Einzug in Wien so bald als möglich halten zu wollen, und ich stimme mit Ihnen überein, daß man kein Geld schonen dürfe, um mit der größten Pracht dabey erscheinen zu können. Denn wenn man eine schlimme Meinung von uns hat, so thun wir recht wohl daran, wenn wir durch äußern Schimmer zu täuschen suchen, weil nicht nur das Volk, sondern auch wir dadurch geblendet werden. Zwar sagte mir Ihr Rentmeister, daß er keine Capitalien vorräthig habe, mit denen er Sie unterstützen könnte; allein er muß auf alle Fälle Gelder aufnehmen und binnen zwey Monathen Ihre Wünsche befriedigen.

Herr von Morville freut sich außerordentlich über Ihr Betragen gegen den Herzog von Riperda, den ich jetzt selbsten nicht ausstehen kann, weil er Ihnen in allen Stücken zuwider ist. Allein ich bin doch recht froh darüber, daß er nicht Ihre Lebhaftigkeit besitzt. Denn ob ich gleich nicht

nicht im Geringsten daran zweifle, daß Sie sich mit leichter Mühe aus einer Privatstreitigkeit herauswickeln würden, so halte ich es doch für besser, wenn Sie sich etwas weniger Ruhm erwerben und desto mehr Gelassenheit blicken lassen. Und eben deßwegen liebe ich auch den friedsamen Charakter des spanischen Bothschafters.

Ich habe einen zweyten Brief von Ihnen erhalten, der aber wahrscheinlicher Weise nicht für mich bestimmt war. Ein Romanheld könnte nicht zärtlicher schreiben; alle Ausdrücke darinnen glühten von Feuer und ich bin nicht so stolz, die Anwendung derselben auf mich zu machen. Sie mögen also entscheiden, ob Sie sich nicht selbsten mit Absicht getäuscht haben. Welchen Vorwürfen würden Sie sich nicht sonsten aussetzen, mein Freund, und eben deßwegen beklage ich Ihre Unbesonnenheit. Wenn aber dieses Sendschreiben für mich gehörte, so verdanke ich solches ohne Zweifel einem günstigen Augenblicke, und es muß mir daher außerordentlich leid seyn, daß ich Ihnen die Antwort hierauf nicht selbsten überbringen kann.

Die Nachrichten von ihren Fortschritten bey der Gräfin Ba — th — ni dürfen mich schlechterdings nicht erschrecken. Zwar kostete es mir ungemein viel, Ihre Unbeständigkeit mit kaltem Blute zu sehen; allein ich liebte Sie zu sehr um nicht bey diesem Liebeshandel die beyden Augen zuzudrücken, weil ich sonsten leicht Ihre Liebe hätte verliehren können. Wenn ich aber unbezweifelte Rechte auf Ihre Treue gehabt hätte, so würde ich doch die Ursache zu einem solchen Fehltritte für gut befunden haben und also nicht vermögend gewesen seyn, die Wirkungen derselben zu tadeln. Ueberhaupt wollte ich, wenn Ihnen die Gräfin die Mittel zur Beschleunigung Ihrer Negotiation verschaffen könnte, Ihnen den Rath geben: sich dieser Dame auf alle Weise gefällig zu machen, weil Ihre Ehre damit verbunden ist. Zwar wird allerdings meine Liebe darüber seufzen; aber sie muß doch dazu stillschweigen. Sie sehen also hieraus das Uebermaß

meiner

meiner Zärtlichkeit gegen Sie; allein unglücklicher Weise kann mir das Verdienst einer gänzlichen Aufopferung keineswegs zu Theil werden.

Die Königin befindet sich gegenwärtig schwanger und dieser Umstand verursacht eine allgemeine Freude, selbst der Monarch scheint darüber entzückt zu seyn, weil er seither seiner Gemahlin eine ungewöhnliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit beweißt. Doch zweifelsohne geschieht das, zumahl diese Schwangerschaft sie nicht allzugut kleidet, wohl nur aus bloßem Mitleide über ihren Zustand; denn es wurde ihr wirklich verbothen, sich ferner mit den Staatsgeschäften zu befassen. Zwar weiß Jederman, daß dieser Befehl von dem Bischofe herrührt, aber man kann doch hieraus auf die jetzige und zukünftige Gewalt dieses Priesters über das Herz seines Zöglings schließen.

So wie man sich zu Wien gegen den Herzog von Bourbon-Condé der beleidigendsten Reden erlaubt, eben so wird derselbe auch hier zu Paris behandelt, und ich bin ganz darinnen Ihrer Meinung, daß er den Angriffen seiner Gegner nicht widerstehen kann. Doch würde mich an seiner Stelle der Haß des Publicums weit weniger in Furcht setzen, als die Intriken des Hofs. Ueberhaupt ist der König ein schwacher Fürst, der bey genauer Beobachtung nichts als ein Kind zu seyn scheint, dessen Charakter sich noch nicht entwickelt hat. Ich will zwar gern zugeben, daß er seine Pflichten zu erfüllen wünscht; weil er aber nicht die geringsten Kenntnisse und Fähigkeiten besitzt, so schwebt er in beständiger Ungewißheit und bedarf daher immer eines Wegweisers. Freilich sind zuweilen seine Absichten sehr gut, allein er ist mit den Geschäften zu wenig bekannt, um einen eigenen Willen zu haben; seine Unwissenheit ward ihn immer in Unterwürfigkeit erhalten, und wenn er ja einmahl seine Meinung sagt, so ist die geringste Gegenvorstellung im Stande, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sein Hang zur Jagd vermehrt sich gegenwärtig mit jedem

Tage, und viele Leute behaupten, daß dieses das Klügste sey, was er thun könne. — Uebrigens bitte ich Sie, lieber Herzog, diesen Brief wegen des voranstehenden Artikels zu verbrennen.

Vor einiger Zeit befand ich mich bey der Frau von Egmont mit der Prinzessin von Charolois, die bey dieser Gelegenheit sehr viel von Ihnen, und zwar nichts gutes, gesprochen hat. Sie schien nehmlich ein außerordentliches Vergnügen an der Erzählung des von Ihren Feinden ausgesprengten Gerüchtes zu finden, dem zu Folge Sie die Geheimnisse des Staats unterschiedlichen Damen zu Wien anvertraut hätten. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde die obengedachte Schöne wider Sie aufgebracht ist; so viel ist aber gewiß, daß dieselbe ohne alle Schonung von Ihnen sprach. Aus Unwillen und Ueberdruß: länger dergleichen Schmähreden wider Sie ausstoßen zu hören, sagte ich der Prinzessin geradezu heraus, daß ihre Erzählung im geringsten nicht menschenfreundlich wäre, vielmehr hätte man Ursache zu glauben, daß Sie zu viele Klugheit besäßen, als einen so großen Fehler zu begehen; wenn Sie aber ja dieses Verbrechens schuldig wären, so sollte Niemand mehrere Nachsicht gegen Sie haben, als eben Mademoiselle von Charolois, weil sie Ihnen bisher so viele Beweise einer zärtlichen Zuneigung gegeben hätte. Jedermann lächelte mir Beyfall und gestand nachher, daß ihr voriges Betragen und ihre gegenwärtige Rede einander geradezu widersprächen.

Mein Geschreibe überschreitet beynahe die Gränzen eines Briefs; aber ich vergesse mich gar leicht, wenn ich mit Ihnen schwaze. Schlüßlich gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich in allem Ernste an die Erfüllung Ihrer Wünsche denken werde; denn ich bedarf wahrhaftig nicht erst der Anmahnungen, um mich mit meinem lieben Bothschafter zu beschäftigen.

Ver-

Versailles, den 15. Junius 1726.

Meine schon längst vorhergesagte Prophezeihung traf wirklich ein; der Bischof von Frejus triumphirt und der Herzog von Bourbon ist nach Chantilly verwiesen *). Zwar scheint das Publicum überhaupt darüber entzückt zu seyn; aber doch ist die Art, wie sich dieses ereignete, nicht nach dem Geschmacke unserer Biedermänner.

Herr von Fleury hatte schon lange seinen Plan entworfen; er beschuldigte nicht nur den Herzog von Bourbon, daß er die Ursache aller Unfälle des Staates wäre, sondern er versicherte auch den König, daß man der Nation kein gefälligeres Beyspiel von der Gerechtigkeitsliebe ihres Monarchen aufstellen könnte, als wenn ein räuberischer Minister, der seit geraumer Zeit schon der Gegenstand des Unwillens von ganz Frankreich wäre, seiner Stelle entsetzt und von dem Hofe verbannt würde. Seine Majestät, gewohnt, immer die Worte Ihres Lehrers, als die Aussprüche eines Orakels zu betrachten, ließen sich auch bey dieser Gelegenheit am Gängelbande leiten; Sie zogen Ihren Erzieher einem Prinzen von Geblüthe vor und schienen außerordentlich vergnügt darüber, dem unglücklichen Bourbon Ihre Gnade entziehen zu können. Das Tadelnswerthe an der ganzen Sache ist aber die Verstellungskunst, deren sich Ludwig XV dabey schuldig machte.

Denn noch an dem nähmlichen Tage, wo der Herzog von Bourbon das Verbannungsurtheil vernahm, bewies ihm der König ungemein viel Gunstbezeugungen und in der That war

*) Es war also immer das Schicksal der Condé's, die unversöhnlichsten Feinde an Pfaffen zu finden. So z. B. wurde Heinrich von Condé durch den Kardinal von Richelieu gestürzt, der große Condé von dem Kardinal Mazarin in das Gefängniß geworfen und der in unserm Texte angeführte Herzog von Bourbon, wie schon oft gemeldet worden, auf Anstiften des menschenfreundlichen Fleury in das Exilium verwiesen. Anmerkung des Uebersetzers.

war dieser Minister noch nie so gnädig empfangen worden; ja, der Monarch sagte sogar, als er eben im Begriff war, nach Rambouillet abzugehen, im Vertrauen zu ihm: Ich erwarte Sie noch diesen Abend, und doch hatten Seine Majestät schon seine Verweisung unterzeichnet!

Ein Theil der Hofleute war außerordentlich über diesen Zufall bestürzt. Welche Verstellung von einem noch unerfahrnen Jüngling! Dieses mußte nothwendig auf einen sehr gefährlichen Charakter schließen lassen; aber doch glaube ich, daß auch diese Handlung auf Anrathen des Bischofs geschehen sey, welchen ich unmöglich deßhalb loben kann. Allein ich wage es noch nicht, meine ganze Meinung zu sagen. — Dieß heißt fürwahr einen Prinzen an die niederträchtigsten Kunstgriffe gewöhnen! Ueberhaupt aber hat der neue Minister das Ansehen, als wenn er sich an allen Kreaturen des Herzogs von Bourbon rächen wolle; denn er scheint nicht damit zufrieden zu seyn, seinen Vorgänger gestürzt zu haben, er will ihn sogar noch in der Person derjenigen verfolgen, die derselbe zu Ehrenämtern erhoben hat. Man fügt endlich hinzu, daß Fleury ein furchtsamer Mann sey und sich deßwegen nur auf Ränke verstehe, der sich aber übrigens von seinem Beichtvater und seinen Bedienten leiten lasse. Allein ich wünsche, daß dieses alles nicht wahr seyn möge.

Sorgen Sie übrigens dafür, diesem Priester alle mögliche Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen; denn er wird in Kurzem das Triebrad des Ganzen seyn. Die Königin verliert fast täglich mehr von ihrem Credit, und Frau von Mortemart versicherte mir, daß ihr Gemahl in allen Vorkehrungen des Bischofs gewahr würde, daß derselbe dieser Prinzessin jeden Einfluß in die Geschäfte des Staates nehmen wollte. Vielleicht aber wird sie einen eben so geringen Einfluß auf ihr eignes Herz behalten, besonders da ihre Handlungen die Abnahme desselben bezeugen; was kann ihr also noch übrig bleiben?

So

So sind also doch wirklich wieder Pfaffen unsere einzige Zuflucht geworden! Ich bin indessen sehr froh, daß Ihren Vorstellungen Gehör gegeben wurde. Man spricht hier von einer Reise des Grafen von Zinzendorf nach München, um dem Churfürsten Subsidiengelder zu überbringen. Auch weiß man Ihnen Dank für Ihre Entdeckung des Lagers, welches man in Schlesien aufschlagen wollte. Im Ganzen genommen, haben Sie nur einige Feinde, die nicht allen Ihren Handlungen die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Man versichert, daß die Prinzessin von Charolois dem Könige zu gefallen suche, und doch zugleich gegen die zärtlichen Aufwartungen des Grafen von Clermont nicht gefühllos sey.

Briefe der Prinzessin von Charolois.

Zwar werde ich nicht das mindeste von dem Herrn D** mit Ihnen sprechen; aber ändern Sie auch nicht gegen ihn die dankbare Gesinnung, die Sie ihm schuldig zu seyn glauben. Obgleich meine Anverwandten zu allem fähig sind, so kann ich mich doch nicht überreden, daß sie ihm so außerordentlich angelegen sind, Sie vom Hofe zu verbannen, und man kann, wie Sie selbsten bemerken, nicht viel auf dergleichen Plaudereyen rechnen. Inzwischen können Sie versichert seyn, daß ich mit Ihnen nicht eher von einer Vermählung sprechen werde, als bis die äußerste Noth vorhanden ist. Daher werde ich auch alles geduldig ertragen, was man in dieser Sache thun wird, weil es selbsten Ihre Willensmeinung ist und Sie mir zugleich die Versicherung geben, daß dieses im geringsten nicht die Freundschaft zu vermindern vermöchte, die Sie für mich empfänden. Ich rechne auf eine nochmahlige Unterredung mit dem Herrn D** während der Abwesenheit meiner Verwandten. Sie aber, lieber Herzog, werden wohl daran thun, wenn Sie in gutem Einverständnisse mit ihm leben; doch betragen Sie sich also dabey, daß Sie das Publicum wegen eines aufrichtigen Eifers für sein Interesse nicht in Verdacht haben kann. Diese Nachricht würde mir den größten Kummer von der Welt verursachen, und ich glaube eben so wenig, daß gegenwärtig die Zeit dazu vorhanden sey. Vielleicht aber werden Sie in Kurzem sehen, daß ich recht habe. Uebrigens war es meine Absicht gar nicht, Ihr Mißtrauen gegen den Herrn von Melun rege zu machen; wahrscheinlicher Weise könnte er zuerst hintergangen werden, wenn man ihn durch nichtige Versprechungen anlocken wollte. Ich habe noch eine andere Bemerkung

merkung gemacht: vielleicht gedenken ihn jene Personen durch vorgespiegelte Hoffnungen auf eine Sache, die er zu wünschen scheint, zu gewinnen, und bilden sogar sich ein, durch dieses Mittel die wahre Beschaffenheit der Gegenstände ihrer Besorgnisse zu erfahren. Ich habe indessen gehört, daß Herr Dalegre bey Monsieur *) sowohl, als bey dem Prinzen von Conti und wahrscheinlich auch bey andern die Stelle eines Spions vertreten soll; ich werde Sie also, sobald sich eine Gelegenheit zeigt, sogleich davon benachrichtigen, im Fall es Ihnen unbekannt bliebe. Uebrigens bitte ich Sie, sich jeder beleidigenden Rede gegen meine Anverwandten zu enthalten, damit wir nicht unsere, ohnedem schon verdrüßliche Lage, noch bedenklicher machen. Doch Sie rathen mir ja selbsten zu einem sanftmüthigen Betragen. Allein ich gebe Ihnen gerne die Erlaubniß: unsere Gegner zu hassen und ihnen solches bey schicklicher Gelegenheit zu zeigen; auch versichere ich Sie zugleich, daß nur der Abscheu allein, den jene gegen Sie zu empfinden scheinen, im Stande ist, meinen Zorn mit der Verachtung zu vereinigen, womit ich gegenwärtig sie anblicke. Schlüßlich ersuche ich Sie noch, diesen Brief gleich nach dem Lesen zu verbrennen.

Weil Sie schon wieder Blut ausgeworfen haben, so sehen Sie ja deutlich, daß meine Besorgniß wegen Ihrer Gesundheit nicht ungegründet war. Die meinige ist aber auch nicht die beste. Denn ich war die ganze vorige Nacht unpäßlich, und bin erst um halb sechs Uhr des Morgens eingeschlafen. Deßwegen will ich auch heute einen Schlaftrunk einnehmen. — Weil Sie morgen zur Ader lassen wollen, so rechne ich des Abends auf keinen Besuch von Ihnen. Ueberhaupt müssen Sie weit mehr Sorge für sich tragen als ich

U 5

*) Monsieur ohne Beysatz, bedeutet immer den ältesten Bruder des Königs. Anmerk. des Uebers.

ich für meine Person; denn ich halte Ihre Gesundheitsumstände für weit bedenklicher, als die meinigen. Leben Sie wohl! ich hoffe, daß Sie mich während dieser paar Tagen unserer Trennung nicht vergessen, sondern im Gegentheile noch mehrere Sehnsucht nach meinem Anblick haben werden. In Ansehung der Langweile, die ich Ihrem Vorgeben nach empfinden muß, weiß ich Ihnen fast gar keine Antwort zu ertheilen. Dießmahl ist Ihr Vorwurf ziemlich artig; denn wer von uns beyden hat sich wohl größere Mühe um den andern gegeben? Wenn man uns sehen könnte, so würde man sich gewiß nicht vorstellen, daß ich bey Ihnen langweilen muß, und ich glaube selbst nicht, daß Sie diesen Gedanken hegen. Sie werden mir also eine überaus große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie Ihre Briefe mit etwas Andern anfüllen wollten.

Ich habe gestern den Regenten gesehen, der mir unzählige Süßigkeiten vorplauderte; seine Anverwandtin schien ihm sehr liebenswürdig zu seyn, und ich wäre vielleicht in die Versuchung gerathen, ihm auf einige Augenblicke Gehör zu geben, wenn ich Sie weniger geliebt hätte.

Ich weiß nicht, was ich für ein Mittel anwenden soll, um zu Ihnen zu kommen; ich wage nicht mehr zu Fuße auszugehen, wie ich es vormahls that. Wir werden also unsere heimlichen Zusammenkünfte bey den Barfüßern aufgeben müssen. Uebrigens werde ich mich Zeitlebens an den Zustand erinnern, worinnen ich mich befand, als wir bey den Commissair unsere Rendezevous hatten. Denn wenn ich wäre erkannt worden, was hätte ich wohl für eine Antwort zu geben vermocht? Es ist fürwahr sehr grausam, von dem Wohlstande und von seinen Anverwandten zurückgehalten zu werden, wenn man für Begierde glüht, einander zu sehen. Ich verspreche Ihnen, mich nicht mehr zu übereilen und Ihnen zu glauben, wenn Sie nur eiligst ein sicheres Mittel, unsere Besuche ungestört fortsetzen zu können, ausdenken wollen;

wollen; widrigenfalls würden wir gezwungen seyn, im Garten einige Unbesonnenheiten zu begehen, wo wir aber sehr leicht könnten entdeckt werden. Sie schienen das letztemahl, als wir beysammen waren, äußerst liebevoll zu seyn, und sicher waren Sie mir einige Zeit hindurch getreu; denn die Beweise Ihrer Zärtlichkeit wurden öfter wiederhohlt, als bisher geschehen war. Ach! seyn Sie immer der Nähmliche, und Sie werden gewiß der liebenswürdigste Mann bleiben.

Senden Sie mir nur eiligst Ihren la Fosse, der in der That der einzige Mensch ist, der einen Brief gehörig zu bestellen weiß.

Sie hatten wohl Ursache zu glauben, daß die Nachricht, die Sie mir meldeten, mich nicht überraschen würde; allein ich gestehe Ihnen auch zugleich, daß mir solche auf keine Weise gefällt, denn ich wünschte keineswegs, diesen neuen Beweiß von meiner künftigen Vorhersagungsgabe zu bekommen. Es wird nur an Ihnen liegen, ob ich Ihrer Ankunft mit gleichgültigen Augen entgegen sehen kann; allein ich hörte oft die Bemerkung: daß Furcht und Liebe unzertrennlich wären, und wiewohl ich glauben darf, daß Sie sich niemahls darum bekümmerten, so muß ich doch befürchten, daß diese Liebschaft auf alle Fälle von neuem beginnen möchte. Deßwegen fällt mir auch das Geduldigseyn, wozu Sie mich ermahnen, überaus schwer; allein es würde Ihnen ein leichtes seyn, mir solches einzuflößen, wenn ich wirklich ohne Grund unruhig gewesen bin, und wenn Ihre vormahlige Geliebte bey Ihrer Ankunft zu Paris in Ihnen vielleicht einen wankelmüthigen Mann findet. Ich bin Ihnen aber dennoch dankverpflichtet, daß Sie mir vorher diese Nachricht meldeten und mich wegen des Kummers, den mir solche verursacht, mit der Versicherung Ihrer Liebe und mit dem Betragen zu trösten suchten, welches Sie gegen die bewußte Dame annehmen wollten, so daß ich mich endlich geneigt fühle, ein un-

unbegränztes Zutrauen in Sie zu setzen, wofern Sie nur Willens wären, Ihr gegebenes Versprechen zu halten. Uebrigens hoffe ich, daß Sie morgen um halb ein Uhr in der Nacht zu den Barfüßern kommen, und sicher ist meine Ungeduld weit größer, als die Ihrige. Leben Sie wohl!

Das mir überschickte Portrait verursachte mir eine unaussprechliche Freude. Melden Sie mir, ob der Bediente dieses Einfaltspinsels mich nicht erkannt hat. Auch der Gouverneur ließ den Laquais, der uns begleitete, fragen: wer wir wären, der aber zur Antwort gab, daß er es selbst nicht wisse. Bisher ist bey uns die ganze Sache noch immer ein Geheimniß; ich fürchte aber, daß sie in baldem entdeckt wird. Sollten etwa die Personen, die Sie bisweilen von mir unterhalten, dieses Umstands gedenken, so läugnen Sie nur gerade zu und geben Sie solche für eine Unmöglichkeit aus. Gewiß war dieses die unbesonnenste Handlung von der Welt, und doch bin ich verdrüßlich darüber, daß diese Unbesonnenheit nicht länger dauerte.

Es war nichts weiter als eine Galanterie von mir, die ich Ihnen erzeigte und wofür Sie mir Dank schuldig sind, denn mir war die ganze Lage der Sachen bekannt. Ich hätte freylich mir vorstellen sollen — besonders da ich Ihren fruchtbaren Geist in Rücksicht der Auffindung von solchen Sachen kannte, die mir schlechterdings mißfallen müssen — daß Sie nicht nur meine Schwester sehr oft unterhalten würden, sondern daß dieses auch für mich weit kränkender seyn müßte, als wenn ich mich selbst bey den Unterredungen befände. Es ist jetzt allzuhelle, als daß ich Sie sehen sollte, ohne zu wissen, ob sich der Himmel verfinstern werde; allein sicher werde ich Ihnen diesen Abend keine Freude machen, wenigstens bin ich fest dazu entschlossen. Ich habe schon an Sie und Ihre gehaltene Rede die größten Lobeserhebungen verschwenden hören.

Weil

Weil Sie sich am Hofe befinden, ich hingegen auf dem Lande lebe, so ist es beynahe ganz unwahrscheinlich, daß Ihnen die Schnurren, die gegenwärtig in der Stadt erzählt werden, unbekannt seyn sollten. Da Sie aber äußerst unwissend zu seyn scheinen, so will ich Ihnen nur eine einzige mittheilen; sie besteht in der Pflicht der Franzosen, im Fall die jetzigen Zeitumstände länger dauern sollten, den Kindern, noch vor der Erlernung der zehn Gebothe, folgende Grundsätze einzuprägen:

Den König zu erhalten,
Den Staat zu retten,
Den Regenten zu verbrennen,
Einen Minister zu viertheilen,
Einen Prinzen zu ersäufen,
Ein System zu zertrümmern,
Die Schurkerey zu unterdrücken,
Den Muth und die Tugend zu erheben.

Weil ich mich jetzt in die Oper begeben muß, so kann ich unmöglich Ihren Besuch annehmen; doch werde ich eine Krankheit vorschützen und Anstalten treffen, Sie während der Abendmahlzeit zu sehen. Nur bitte ich Sie, in dem Quartiere zu seyn, von wannen Sie mein Wagen sobald als möglich, vielleicht um halb neun Uhr, vielleicht noch etwas später, abhohlen soll. Allein ich erkläre Ihnen frey heraus, daß ich nicht nur Ihres Betragens müde bin, sondern daß ich auch, wenn ich Sie nicht diesen Abend sehe, bevor Sie sich zu der Herzogin von Modena begeben, außerordentlich über Sie zürnen und sogar Ihre Briefe an den Duc von Orleans schicken werde, damit er sich darnach richten könne. Sagen Sie mir also, wo man Sie antreffen kann, wenn ich Sie werde hohlen lassen. Wenn Sie wollen, so können Sie zu meiner Schwester gehen. Allein ich sage es Ihnen nochmahls, daß ich außerordentlich unwillig seyn werde, wenn Sie es unterlassen, mich mit Ihrer Gegenwart zu beglücken.

glücken. Mit einem Worte: ich werde nicht die geringste Entschuldigung, wenn sie auch noch so wahrscheinlich wäre, annehmen, sondern Ihr Nichtkommen für ein Geständniß Ihrer muthmaßlichen Schuld halten, und daß es Ihre Absicht sey, sich von mir loszureissen.

Ich habe es Ihnen diesen Winter gestanden, daß Herr von Gontaut das Portrait genommen hatte, welches die Frau von Meuse von mir bekam. Da nun einige Tage vergingen, ohne daß er sichs merken ließ, sich dessen bemächtigt zu haben, so ist es leicht möglich, daß er solches entweder abcopierte oder ein anderes von einem zweyten Orte erhielt. Sie sollten sich also deßwegen nicht an mich halten, besonders da Sie dieses alles auf der Stelle erfuhren. So viel ist aber gewiß, daß ich nicht das geringste davon wußte. Indessen sollte es mir sehr leid seyn, wenn Ihnen dieses mißfiele; wenn Sie mich aber so sehr lieben, als Sie es vorgeben, so kann Ihnen ja nichts daran liegen, wer das Portrait besitze, da Sie der alleinige Eigenthümer meines Herzens sind. Und die Wahrheit zu sagen, so ist dieses eine Delicatesse, die sich sehr übel mit Ihrem Betragen zusammen räumt. Weil ich noch überdieß Sie schon seit sechs Monathen nicht gesehen habe, so wäre jede Erregung Ihres Mißtrauens gewiß sehr zwecklos gewesen. Ich erlaube Ihnen daher, die Hochachtung welche Sie mir schuldig sind, aus den Augen zu setzen, aber nicht, meine Tugend zu bezweifeln, und dieses hieße sie wirklich bezweifeln, wenn Sie mich für so leichtsinnig halten wollen, da ich doch niemahls einen Andern als Sie geliebt habe und ich mir wirklich keinen Vorwurf zu machen im Stande wäre, wenn ich Sie niemahls gesehen hätte. Was meine üble Laune anbetrifft, so würden Sie nie das Geringste davon erfahren haben, wenn ich Sie nicht in eben dem Augenblicke gefunden hätte. Ich war damahls nicht Gebietherin über meine erste Aufwallung, und daher vermied ich Sie des Abends aus Furcht, mit Ihnen

nen sprechen zu müssen. Ich weiß, daß Sie zu der Zeit, wo Sie mir zu gefallen suchten, keiner Lehren bedurften; Sie werden mich also auch jetzt der Mühe überheben, Ihnen eine Vermahnung zu ertheilen, die Sie nicht nur wegen Ihres kurzen Gedächtnisses keineswegs behalten, sondern die mich auch auf keine Weise befriedigen würde, weil die Liebe, die einzige Lehrerin in dergleichen Wissenschaften, solche auch Andern einprägt und vorschreibt. Ich verspare die Rechtfertigung meiner üblen Laune und meines ungerechten Verdachtes auf das erstemahl, wo ich Sie sehen werde, und dieses soll gewiß mit eben der Sanftmuth und Billigkeit geschehen, die in Ihrem Briefe sichtbar ist. Indessen versichere ich Sie doch, daß Sie niemahls das Glück genießen sollen, von mir wie meine Mutter behandelt zu werden, und Sie mögen auch thun was Sie wollen, so würde es mir doch sicher unmöglich seyn, für Sie eben die Gesinnungen zu fühlen, die ich für meine Erzeugerin empfinde.

Briefe

Briefe der Marquisin von Villeroi.

Mittwochs Abends.

Ich werde morgen nicht zu Herrn von Sully kommen können, so wie wir es miteinander verabredet hatten, weil ich gezwungen bin, bey meinem Vater zu speisen, der am Podagra sehr krank darnieder liegt. Ich komme aber diesen Augenblick von ihm und habe den ganzen Tag über die schrecklichste Langweile empfunden, morgen wird es mir eben so gehen, und daher hoffe ich mit Zuversicht, daß Sie mich übermorgen für meine ausgestandenen Beschwerlichkeiten entschädigen werden. Ich fühlte nie so viel Vergnügen als gestern und gestehe Ihnen daher, daß ich Sie jetzt mehr, als jemahls liebe. Aus diesem Grunde erwarte ich die Ankunft des Freytags mit der größten Ungeduld und schmeichle mir, daß diese heiße Sehnsucht nach Ihnen gewiß sehr lange dauern werde. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Schenken Sie mir nur ein wenig Liebe und ich werde die glücklichste Person meines Geschlechtes seyn.

Wie froh war ich diesen Morgen, als mir mein Bedienter Ihren Brief brachte; denn ich hatte schon lange nichts von Ihnen gehört, und doch sind mir die Nachrichten von Ihnen unaussprechlich theuer. Der Gedanke: daß Sie mich nicht so sehr lieben, als ich es wünsche, und daß Sie während meiner Abwesenheit auf andere Gesinnungen möchten gekommen seyn, erfüllte mich mit der qualvollsten Unruhe. Denn es gibt so viele Frauenzimmer zu Paris, die mich in Ansehung der Schönheit und Anmuth bey weitem übertreffen, daß ich immer bey der Vorstellung zittere: Sie möchten mir nicht treu geblieben seyn. Und doch bin ich

sicher

sicher überzeugt, daß keine andere Dame Sie mit eben der Zärtlichkeit lieben kann, als ich Sie liebe. Was mich aber noch mehr in meinen Gedanken bestärkt, ist die unendliche Zeit, in welcher Sie mir nicht geschrieben haben, und es scheint mir sogar, daß Ihr heutiger Brief nicht in dem zärtlichen Tone abgefaßt sey, den Sie bisher gegen mich beobachteten. Sie mögen sich nun selbst die Schuld zuschreiben, daß Sie mich gleich im Anfange verdorben haben. Verzeihen Sie also diese kleinen Vorwürfe und meinen Argwohn; ich wünsche, daß Sie beydes nicht verdienen möchten. Aber seyn Sie versichert, daß bloß das Uebermaß meiner Liebe für Sie die alleinige Ursache davon ist. Es wird nur an Ihnen liegen, lieber Herzog, diese Bedenklichkeiten aus dem Wege zu räumen, wenn Sie mir nur Ihr Wort geben, daß Sie mich nicht vergessen haben. Ich fühle die tödtlichste Langweile, besonders da mir nicht das Glück Ihres Anblicks zu Theil wird, und ich noch überdieß den ganzen Tag bey meinem Gemahl bleiben muß. Doch hoffe ich, daß ich zu Ende der Woche nach Paris zurückkehren kann. Zwar hatte ich die gestrige Nacht schreckliche Anfälle von einer Mutterbeschwerung, woran ich zu sterben glaubte; zu allem Glücke aber konnt' ich keine unzeitige Niederkunft erwarten, weil ich mich nicht schwanger befand: bloß die im Unterleibe gesammelten Feuchtigkeiten waren die Ursache dieser Unpäßlichkeit *). Heute befinde ich mich wieder ganz wohl. —

Uebrigens

*) Im Originale: J'ai souffert hier la nuit prodigieusément d'une colique; je crus mourir: mais par bonheur pour moi, je n'ai point fait de fausse couche, et je n'etois point grosse: c'étoient les eaux qui m'avoient causé ce retardement. Ich gestehe, daß mir diese Stelle, so wie sie hier ist, schlechterdings unübersetzbar scheint. Denn wie kann ein Frauenzimmer mit einer unzeitigen Geburth niederkommen und doch nicht schwanger seyn? Ich habe mich also so gut, als möglich, aus diesem Labyrinthe zu retten gesucht. Nur die einzige Klippe, an welcher mein Uebersetzungsschifflein scheitert, ist;

Uebrigens freut es mich recht sehr, daß Sie mit Ihrem Messer zufrieden sind; ich hoffe, Sie werden solches aus Liebe zu mir und der auf demselben befindlichen Schrift behalten: nur wünschte ich, daß es schöner seyn möchte. Leben Sie wohl! Fast besorge ich, meine Briefe möchten Sie langweilen. Ich für meine Person werde nicht müde, Ihnen die Versicherungen meiner Zärtlichkeit zu wiederhohlen. Wenn Sie mir schreiben wollen, so steht es nur bey Ihnen, besonders da eine Post durch Essone geht, von da ich meine Briefe erhalte; aber lassen Sie, zu mehrerer Sicherheit, die Ihrigen vom St. Louis überschreiben.

Ich war gestern in Verzweiflung, daß ich nicht dem Soupée bey dem Herrn von St. Germain, wo ich Sie anzutreffen hofte, beywohnen konnte; aber mein Vater, dem ich meinen Wunsch entdeckte, rieth mir, nicht dahin zu gehen, weil ich mir dadurch, im Fall Sie sich da befänden, in Ansehung des Marschalls von Villeroi, den man auch dahin eingeladen hatte, und der sehr darüber in Zorn gerathen war, daß er Sie neulich auf einen Augenblick in dem nähmlichen Hause erblickte, viele Verdrüßlichkeiten zuziehen könnte. Beklagen Sie mich, daß ich, um den Frieden in meiner Familie zu erhalten, mein einziges Vergnügen auf der Welt: Ihren Anblick zu genießen, aufzuopfern gezwungen bin. Sie bringen mich beynahe um alle Besinnungskraft, denn nur Sie allein sind wachend und schlafend mein Gedanke. Ueberhaupt bin ich die unglücklichste Person; nicht das mindeste geht mir von Statten. Gestern hofte ich: Sie auf dem öffentlichen Spatziergange anzu-

ist: daß die Marquisin in einem folgenden Briefe von der Fortdauer einer Schwangerschaft redet. Doch im Grunde kann meinen teutschen Lesern dieser Umstand ganz gleichgültig seyn, besonders da er nichts zur Aufhellung unserer Geschichte beyträgt.

Anmerk. des Uebersetzers.

anzutreffen; weil ich Sie aber nicht fand, so fühlte ich die schrecklichste Langweile. Mein Gemahl kam gestern zurück, und will bis zum Freytage hier verbleiben. Der Mondschein stört unsere Zusammenkünfte, und ich sterbe für Ungeduld, Sie zu umarmen. Morgen werde ich mich stellen, als wenn ich meine österliche Beichte halten wollte, und deßwegen den ganzen Tag in einem Kloster zubringen. Mein Vater sagte mir so eben, daß er nicht zu Haus speißte; sehen Sie also, ob Sie mich mit einem Besuche beehren können, außerdem muß ich schlechterdings einige Stunden mit Ihnen in Ihrem kleinen Hause zubringen. Lassen Sie mich um sieben Uhr von la Fosse in Ihrem Wagen bey dem Herrn le Grand abhohlen. Leben Sie wohl! Ich fühle das unaussprechlichste Vergnügen, Sie heute umarmen zu können.

Montags, um 2 Uhr.

Ich weiß nicht, was Ihnen begegnete, und warum sich Ihr Wagen nicht bey dem Hotel de la R** einfand, so wie wir mit einander verabredet hatten. Ich wartete beynahe bis um 1 Uhr auf ihn, zum großen Verdrusse der Gesellschaft, die sich zu Bette begeben wollte, und ich war genöthigt, mich von dem Grafen von Louvois nach Hause begleiten zu lassen. Ich fühlte noch niemahls eine solche Ungeduld, noch eine so große Begierde, Sie von meiner Liebe zu überzeugen. Ich dachte mir ein unendliches Vergnügen: wenigstens zwey Stunden bey Ihnen zu seyn, und ich sehe meine Anschläge zertrümmert. Fast sterbe ich für Furcht: die Dummheit meines Bedienten möchte schuld daran seyn, denn er sagte mir so eben, daß er Ihren Wagen nicht zu Hause angetroffen hätte, und doch befahl ich ihm, sich um halb eilf Uhr daselbst einzufinden, so wie Sie mir sagten. Melden Sie mir den eigentlichen Verlauf der Sache und ob unser morgendes Gastmahl noch vor sich geht; außerdem muß es in unserm kleinen Wirthshause geschehen, denn ich dringe schlechterdings darauf, Sie morgen zu umarmen. Schicken

Sie mir Ihren Wagen in den Hof des Palais Royal; ich werde mich entweder bey dem Herrn von R * * *, oder zu Hause befinden. Doch wäre mir das Letztre am liebsten; suchen Sie also ein Mittel auf, damit dieses frühzeitiger als gewöhnlich geschehen könne, und melden Sie mir die bestimmte Stunde. Leben Sie wohl, lieber Herzog! ich erwarte Ihre Antwort, und glauben Sie, daß ich Sie mit nahmenloser Zärtlichkeit liebe.

Ich lebe der freudigen Hofnung, Sie diesen Abend zu sehen; nur melden Sie mir, ob solche gegründet ist. Wenigstens hoffe ich dieses, und dann werden Sie auch die Abwesenheit meines Gemahls zu benutzen wissen. Herr von Melun ließ mir gestern durch den kleinen Palu eine Neuigkeit sagen, die mich noch jetzt im äussersten Grade beunruhigt. Ich habe ihn deßwegen zu mir einladen lassen, um von ihm den eigentlichen Verlauf der Sache zu erfahren. — Uebrigens bin ich Ihnen für Ihre Gefälligkeit: sich auf dem öffentlichen Spatziergange einzufinden, verbunden; zwar war ich außerordentlich über Ihren Anblick entzückt, verfiel aber bald darauf in die nahmenloseste Traurigkeit, als man mir sagte, daß Ihnen das Lustwandeln Kopfweh verursacht hätte. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Ich bitte Sie inständigst, kommen Sie diesen Abend zu mir! denn ich bedarf Ihrer. Ich fühle den unwiderstehlichsten Drang, in Ihren Armen zu schwören: daß ich Sie anbethe und nur Sie allein auf der Welt liebe.

Bourbon, den 11. Junius 1721

Ich erwartete heute Nachrichten von Ihnen, aber vergebens! Denn zu meinem größten Leidwesen fand ich unter den Briefen, die ich erhielt, nicht eine Zeile von meinem Lieblinge. Jedes andere Schreiben ist mir ganz gleichgültig; denn was liegt daran, wer an mich schreibt, wann Sie es nicht sind? Gewiß diese Nachläßigkeit ist grausam, wenn man

man von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit entfernt ist und sich nur mit ihm allein beschäftigt. Aber ich fürchte immer, Sie zu langweilen, wenn ich Ihnen beständig von meiner Liebe vorplaudere; ich fühle, daß es immer das ewige Einerley ist: hören Sie also auf, liebenswürdig zu seyn. Haben Sie jedoch unterdessen, wenn es Ihnen gefällig ist, die Geduld: mich anzuhören, um sich selbsten für Ihre Nachläßigkeit zu bestrafen; denn ich kann mich unmöglich ohne Schauder bey dem Gedanken verweilen, daß Sie sich mit einem andern Frauenzimmer beschäftigen. Meine Schwangerschaft dauert noch immer fort. Dienstags oder Mittwochs gedenke ich abzureisen; doch weiß ich den Tag noch nicht, wo ich zu Paris anlangen werde; es kömmt nur darauf an, ob sich der Herr von Tingry noch zu Beaumont befindet, denn ich habe ihm versprochen, zwey oder drey Tage daselbst zu bleiben. Doch wäre es mir lieber, wenn er schon abgegangen wäre; seine Abreise würde meiner Ungeduld zu Hülfe kommen, die ich nach Ihrem Anblick empfinde. Mein größter Wunsch ist nur: daß Sie mich eben so lieben, als ich Sie liebe. Ueberhaupt denken Sie daran, Ihr Portrait verfertigen zu lassen, denn ich möchte es gerne bey meiner Zurückkunft haben. Wenn ich nicht das Original so oft, als ich es wünsche, erblicken kann, so wird mir doch wenigstens der Trost zu Theil werden: die Kopie desselben beständig um mich zu haben. Lebe wohl, lieber kleiner Ludwig! Ich bin jetzt mehr, als jemahls, in Dich vernarrt.

Mittwoch Abends.

Ich erhielt Ihren Brief in eben dem Augenblicke, wo ich in mein Kloster zurück kam, und dieses verhinderte mich, Ihnen auf der Stelle zu antworten. Freylich wäre es mir gestern möglich gewesen, Sie zu sehen, und ich wartete wirklich bey der Prinzessin von Armagnac bis um acht Uhr auf Ihren Wagen; allein es war mehr meine Schuld, als das

Versehen Ihres Bedienten, denn ich hätte Ihnen melden sollen, daß es sehr dringend wäre, und daß Ihr Lakai Sie aufsuchen müßte. Aber ich glaubte, Sie noch zu Hause zu finden, wenn ich sehr zeitlich zu Ihnen schickte. Ich war also in Verzweiflung; denn ich empfand eine große Begierde nach Ihrer Umarmung. Dieser Fehler muß jedoch so bald, als möglich, wieder gut gemacht werden, weil ich unmöglich dem Drange: Sie zu sehen, länger widerstehen kann. Mein Gemahl geht Freytags nach Isle=Adam, kommen Sie also den Abend hieher. Ich stellte mich, heute meine österliche Beichte zu halten und war also den ganzen Vormittag in der Kirche, die übrige Zeit aber brachte ich in einem Kloster zu, wo ich mich auf das Schrecklichste langweilte. Denken Sie bisweilen an ein Frauenzimmer, welches ohne Sie nicht zu leben vermag, und das Sie mit unwandelbarer Zärtlichkeit lieben wird.

Donnerstag Abends.

Mir ward heute das Vergnügen zu Theil: mich recht lange mit der Person, die mir gestern Ihren Brief brachte, von Ihnen zu unterhalten. Wiewohl dieses nur ein schwaches Zufluchtsmittel ist, so ist es dennoch mein einziger Trost, wenn ich Ihres Anblicks nicht genießen kann. Fast sterbe ich für Verdruß, und deßwegen gab ich auch dem Ueberbringer Ihres Briefs den Auftrag: mit Ihnen die nöthigen Anstalten zu treffen. Meine Gesundheit ist jetzt so ziemlich wieder hergestellt, aber doch rieth man mir, morgen noch nicht auszugehen. Indeß ist es mir sehr leid, Sie nicht diesen Abend in meine Arme zu schließen; dieß würde mich sicher aufs neue beleben. Mein Gemahl geht auf den Ball und so bin ich gezwungen, den ganzen Abend allein zuzubringen. Wäre mein Bedienter nicht krank geworden, so hätte ich Ihnen einen Besuch bey mir vorgeschlagen; allein ich weiß nicht, wie ich es machen soll, bis er seine Gesundheit wieder erhält. Ich gestehe, daß mich dieses in Ver-

zweif=

zweiflung setzt und daß es mir unmöglich ist, den Kummer auszudrücken, den ich über die Trennung von Ihnen empfinde. Sie sind von einer so gütigen Denkart, daß Sie mir darüber Ihr Mitleid bezeugen werden. Aber Ihr gestriger Brief verursachte mir ein unaussprechliches Vergnügen, und wirklich verdiene ich mit Recht die in demselben geäußerten Gesinnungen; denn es ist schlechterdings unmöglich, eine Leidenschaft zu fühlen, welche die meinige an Gluth übertrifft, und die Dauer derselben wird also nicht von mir abhängen.

Montag Abends.

Schon seit mehreren Tagen habe ich nicht das geringste von Ihnen sprechen gehört, und la Fosse sagte immer zu meinem Bedienten, daß er nicht die Aufwartung bey Ihnen hätte. Dieses ist aber wahrscheinlicher Weise entweder ein Vorwand, dessen Sie sich bedienen, um mir keine Nachrichten von Ihnen geben zu dürfen, oder Sie wollen sich durch allzulanges Schlafen von den Ermüdungen erhohlen, die Ihnen im Hotel Condé zu Theil wurden. Ich zweifle nicht, daß Sie sich auch vorgestern daselbst befanden, denn ich traf Ihre Nachtberline an, worinnen ein Mann saß, und die Sie vermuthlich abhohlen sollte. Ich hofte diesen Abend einen Besuch von Ihnen zu erhalten, aber zweifelsohne haben Sie etwas besseres zu thun, und ich will also warten, bis Sie mir selbst eine Visite vorschlagen, weil Sie doch nicht einwilligen würden, wenn dieses Anerbiethen von mir käme.

Donnerstag Abends.

Sie sollten sich wahrhaftig nicht erst auf den Einfluß der Gestirne und auf das wenige Glück berufen, das Ihnen diesen Monath zu Theil ward, — denn dieses möchte vielleicht im Scherze gut seyn — sondern Sie sollten meine gegen Sie veränderten Gesinnungen ganz Ihrem Betragen zu-

schreiben, welches mich — gewiß nicht ohne Zwang — zu diesem Schritte veranlaßte. Sie haben aber indessen jene Verdrüßlichkeiten, die Sie von Seiten der Prinzessin von Charolois ausstanden, nicht im Geringsten bey mir zu befürchten. Denn ich werde nicht so viel Lärmen machen, wie diese Dame, weil ich nicht dazu geschaffen bin; aber Sie können auch sicher glauben, daß ich es Ihnen niemahls verzeihen werde, mich so schändlich hintergangen zu haben, und daß ich fähig sey, durch mein ganzes Leben hindurch die größte Verachtung gegen Sie zu fühlen. Sie thaten recht wohl daran, daß Sie sich der Mühe überhoben: sich wegen der Frau von Goebriant zu rechtfertigen; Sie würden damit nur eine vergebliche Arbeit unternehmen, und ich habe seitdem mehr erfahren, als ich zu wissen brauchte. Eben so wenig kann ich auch zweifeln, daß Sie diesen Sommer über bey der kleinen le Gendre Ihre Besuche abstatteten, und was die Frau von Flamarin *) betrifft, so lag es sicher nicht an Ihnen, ihren Besitz zu erhalten. Sehen Sie also, nach allem diesen, wie sehr ich die Freundschaft eines Mannes schätzen muß, der ganze Nächte bey mir zubrachte und mich doch des Tags über betrog, ob er gleich von meiner leidenschaftlichen Liebe zu ihm überzeugt war! Ich versichere Sie, daß ich mich für glücklich halte, dergleichen Zufällen nicht mehr ausgesetzt zu seyn. Vielleicht wäre ich Thörin genug gewesen, mich wieder mit Ihnen auszusöhnen, ungeachtet mir alle, von Ihnen gespielten, Streiche bekannt sind, wenn Sie nur die Frau von Goebriant hätten verlassen wollen; aber, Gott sey Dank! Sie thaten mir nicht einmahl diesen Vorschlag, und ich sehe wohl ein, ob Sie gleich gegen mich die größte Freundschaft heucheln, daß ich nicht die Aufopferung einer solchen Schönheit, wie die besagte Dame besitzt, verdiene.

Nur

*) Vermuthlich durch einen Schreibfehler, statt Flamarens.
Anmerk. des Uebers.

Nur wünsche ich dieser Verbindung eine lange Dauer, die mir aber nicht wahrscheinlich ist. Da Ihnen also natürlicher Weise das Anschauen des Portraits Ihrer neuen Lieblingin ungleich mehr Vergnügen machen wird, als wenn Sie das meinige betrachten, so werden Sie so gütig seyn und mir letzteres morgen durch meinen Bedienten zurückschicken, damit ich in Zukunft nichts mehr von Ihnen hören dürfe.

Briefe der Marquisin von Villeroi,

nach ihrer Wiederaussöhnung mit dem Herzog von Richelieu.

Sie sind fürwahr sehr liebenswürdig, daß Sie etwas Sehnsucht nach meinem Anblick äußern; auch ich fühle eine große Begierde nach Ihrer Umarmung. Allein es ist mir unmöglich, mich morgen in Ihrem kleinen Hause einzufinden, weil ich schon bey der Frau von Villequier versprochen bin, und ich möchte doch nicht gerne diese Dame verabsäumen, um mich im Dunkeln nach dem Temple zu begeben. Eben so wenig ist es mir möglich, mich nachher von ihr loszumachen, weil sie ohne Zweifel des Abends mit uns speisen wird; auf den Sonnabend aber werde ich eher im Stande seyn, Ihr Verlangen zu erfüllen. Mein Vater geht auf zwey oder drey Tage nach Maisons und ich werde ganz allein zu Paris zurückbleiben. Während dieser Zeit hoffe ich Sie alle Tage zu sehen; allein ich wünschte doch, morgen entweder in der Dämmerung oder auf dem öffentlichen Spaziergange Ihres Anblicks zu genießen. Uebrigens fühle ich bey dem Gedanken: des Sonnabends mit Ihnen speißen zu können, die unaussprechlichste Freude. Sie werden sich solche leicht vorzustellen im Stande seyn, wenn Sie an diejenige denken, die ich gewöhnlich bey Ihrer Gegenwart empfinde. Leben Sie wohl! Ich liebe Sie mehr, als jemahls.

Villeroi, am Freytage.

Mein Verhängniß muß wohl sehr sonderbar seyn, weil sich allemahl, wo ich Sie zu sehen hoffte, immer einige Hindernisse in den Weg mir stellten. Auch heute befinde ich mich in eben diesem Falle. Ich war gestern im Be-

griffe,

griffe, von hier abzugehen, aber ein gewisser Zufall nöthigte mich, das Bette zu hüten, das ich unter neun Tagen nicht verlassen werde, weil ich nicht weiß, was daraus entstehen kann. Ich bin in Wahrheit recht sehr zu beklagen, daß ich durch meine Gesundheit gezwungen bin, in Gesellschaft meines Mannes auf dem Lande zu bleiben, und doch im Herzen die heftigste Leidenschaft von der Welt zu haben. Ich kann wirklich nicht länger leben, wenn ich keine Nachrichten von Ihnen erhalte. Sie müßen mir also schlechterdings schreiben, denn dieses ist das Einzige, was meinen Kummer zu lindern vermag; auch weiß ich nicht, wenn ich Sie wieder sehen werde. Erlaubt es mir aber meine Gesundheit, so hoffe ich doch, bis morgen über acht Tage von hier abzureisen; aber ich mag gar keine Plane in Ansehung meiner Rückkehr nach Paris mehr entwerfen, besonders da sie mir alle fehlschlagen. Ich bin nur allzuunglücklich, als daß ich jemahls meine vorhabende Unternehmungen ausführen könnte. Dennoch will ich dieß alles für kein Ungemach halten, wenn Sie mich nur nicht vergessen haben, und wenn Sie mich, meiner langen Abwesenheit ungeachtet, noch immer lieben. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Was mich betrift, so bethe ich Sie an, und nichts ist vermögend, meine Liebe gegen Sie wankend zu machen.

Paris, Freytag Abends.

Ich habe heute Ihren Brief erhalten, lieber Herzog! Sie sind in Wahrheit sehr liebenswürdig, daß Sie noch immer meiner gedenken, und daß es Ihnen leid zu seyn scheint, mich verlassen zu haben. Auch ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß seit Ihrer Abreise meine Seele sich unaufhörlich mit Ihnen beschäftigte, und daß unsere Trennung mir einen unaussprechlichen Kummer verursacht. Unmöglich kann ich Ausdrücke finden, die kraftvoll genug wären, um Ihnen den Schmerz darüber so lebhaft zu schildern,

dern, als ich ihn empfinde; doch ich verweise Sie auf Ihr eigenes Herz mit der Bitte: über meine Zärtlichkeit nachzudenken, die Sie gewiß schon längst erprobt haben, und dann werden Sie alles sehr leicht begreiffen können. Indessen hoffe ich, am Mittwoch von hier abzugehen, und meine Reise wird noch von kürzerer Dauer seyn, als ich bisher es glaubte, weil mein Besuch zu Beaumont nicht vor sich geht, indem mein Vater noch immer das Podagra hat. Diesen Morgen ging mein Gemahl zu seinem Regimente ab; er sagte mir gestern sein Lebewohl, worauf ich aber nicht die geringste Antwort ertheilte: denn ich fand solches von demjenigen, welches Sie mir sagten, dergestalt verschieden, daß ich eine solche Erwiederung, die Ihnen auf das Ihrige zu Theil wurde, keineswegs für nöthig hielt. Herr von M*** hat endlich mit vieler Mühe den Mahler gefunden. Ihr Portrait ist noch nicht angefangen, und dasjenige, nach welchem derselbe solches kopiren soll, gleicht Ihnen, seinem Vorgeben nach, nicht im geringsten. Ich habe also durch ihn dem Künstler sagen lassen: diese Arbeit nicht vorzunehmen; denn ich will lieber so lange warten, bis dasjenige von Gober fertig ist, um doch eines zu bekommen, in welchem Sie gut getroffen sind. Wenn Sie alsdann wollen, daß er daran arbeite, so lassen Sie ihm Ihre Befehle zukommen, denn was mich betrift, so mag ich von diesem hier kein Abbild erhalten. — Der Abbé von St. Pierre wurde wegen seines Buchs aus der Akademie gestossen, und vermuthlich wird er in die Bastille wandern müssen. Vor einigen Tagen war eine schreckliche Feuersbrunst in Paris, welche vorgestern bey der kleinen Brücke anfing, die ganz darnieder gebrannt ist und man sagte sogar diesen Nachmittag, daß das Feuer noch nicht gelöscht wäre. Dieß war in der That ein recht trauriges Schauspiel, und doch lief Jedermann hinzu, um es zu sehen. Das ist alles, was ich Ihnen von Neuigkeiten schreiben kann. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Schenken Sie mir auch

künftig

künftig Ihre Liebe, und seyn Sie versichert, daß meine Zärtlichkeit gegen Sie ohne Schranken ist. Geben Sie mir oft Nachricht von Ihnen, denn es ist wirklich ein großer Trost für mich, zu wissen, wie Sie sich befinden, wenn ich Ihren Anblick entbehren muß. Noch einmahl, leben Sie wohl!

Bourbon, den 28. May.

Ich kann mir nicht vorstellen, warum ich seit Ihrem Briefe, den Sie von Orleans aus an mich schrieben, keine Nachricht von Ihnen erhielt, da ich Ihnen doch sogleich darauf antwortete und diese Epistel an Bergerac addressirte. Seitdem aber wagte ich es nicht, an Sie zu schreiben, und zwar wegen der mir von Ihnen gemeldeten Ursachen. Allein da Sie, wenigstens nach meiner Meinung, nicht die nähmlichen Gründe hatten, den Briefwechsel mit mir aufzugeben, so kann ich mir gar nicht denken, was Sie davon abzuhalten vermochte. Sollten Sie mich etwa vergessen haben? Ach! wenn das wäre, lieber Herzog, ich würde die unglücklichste Person meines Geschlechts seyn; denn ich liebe Sie zum Rasendwerden. Eben so wenig können Sie an dem Vergnügen zweifeln, das mir Ihre Briefe verschaffen würden; denn ich habe Ihnen gewiß von meiner Zärtlichkeit gegen Sie so viele Proben gegeben, daß jeder Zweifel schlechterdings bey Ihnen verschwinden muß. Urtheilen Sie also von dem Kummer, der seit meinem Hierseyn mir am Herzen nagt; er übertrift wahrhaftig jeden Ausdruck. Sechs Wochen von Ihnen getrennt zu seyn, nicht das geringste von Ihnen sprechen zu hören, Sie mit der glühendsten Leidenschaft lieben und doch Ihrer Gegenliebe nicht versichert zu seyn! Mit einem Worte: wenn Sie sich nur ein wenig um mich bekümmerten, so hätten Sie mir sicher Nachricht von Ihnen gegeben, oder doch wenigstens den Wunsch geäussert, etwas von mir zu erfahren. In der That, ich befinde mich gegenwärtig in der trostlosesten

festen Lage. Denn ich schrieb zwar Ihrentwegen an einen Mann, bey dem ich mir immer Raths zu erhohlen pflege; allein ich erhielt zur Antwort, daß Sie ihm nicht das Geringste gesagt hätten; dann ließ ich durch meinen Bedienten bey St. Louis anfragen, der mir aber das nehmliche meldete. Sie müssen also wahrscheinlicher Weise entweder sehr angenehme Geschäfte haben, die Ihnen nicht so viel Zeit übrig lassen, um nur an Ihre Freunde schreiben zu können, oder Sie besitzen die größte Gleichgültigkeit von der Welt. Sie sind sehr glücklich, mein Lieber! Was mich hingegen betrifft, so kann ich in Rücksicht Ihrer Angelegenheiten Ihre Sorglosigkeit im Geringsten nicht nachahmen und deßwegen fühle ich die nahmenlosesten Leiden. Wenn nur dieses nicht für einen Undankbaren geschieht! Aber ich sterbe für Furcht; geben Sie mir um Gotteswillen einige Gründe Ihres Stillschweigens an, die mir wenigstens wahrscheinlich vorkommen, denn ich habe eine so große Begierde: Sie treu zu erfinden, daß mich nur ein einiges Wort von Ihnen beruhigen kann. Lassen Sie mich nicht länger in dieser Ungewißheit, denn dadurch würde ich aufs Neue in Verzweiflung gerathen, und Sie verursachen mir schon jetzt des Kummers genug. — Uebrigens ist meine Cur sehr gut angeschlagen; ich bedarf höchstens nur noch zwölf Tage, aber ich kann den Tag nicht ganz gewiß bestimmen, an welchem meine Abreise erfolgen wird. Im Fall Ihnen etwas daran läge, solches zu wissen, so wollte ich es Ihnen melden, und wenn Sie sich des mir gethanen Versprechens: nach V*** zu kommen, erinnern und Sie aus Mitleid für mich dieses Vorhaben auszuführen wünschen, so geben Sie mir Nachricht davon, damit ich mich mit Ihnen über die zu nehmenden Maaßregeln berathen kann. Doch nein! Ich glaube Sie mit Unrecht einer Gleichgültigkeit gegen mich zu beschuldigen; vielleicht konnten Sie nicht anders handeln und ich lebe also der zuversichtlichsten Hoffnung, daß alles dieses nicht aus Man-

gel

gel an Freundschaft geschieht und daß Sie der meinigen versichert sind. Schon sehe ich Sie im Geiste in meinen Armen, wie Sie mir mit den zärtlichsten Liebkosungen eine ewige Liebe schwören. Denn ich kann nicht glauben, daß Sie mich zu täuschen vermögen, nachdem Sie mich in den seligsten Augenblicken von Ihrer Zärtlichkeit überzeugten. O möchte ich doch jetzt bey Ihnen seyn, lieber Herzog, um Sie von ganzer Seele umarmen zu können! Es scheint mir, als hätt' ich Ihnen noch recht vieles zu sagen; allein ich bin dergestalt von Schmerz dahin gerissen, daß ich schlechterdings meinen Brief endigen muß. Leben Sie also wohl, mein Theurer!

Bourbon, den 7. Junius.

Wie froh bin ich, daß ich doch endlich Nachricht von Ihnen erhielt! Ich gestehe, daß nichts auf der Welt mir größeres Vergnügen verursachte, als Ihr Brief und bin außerordentlich über den Gedanken entzückt, daß Sie mich nicht vergessen haben. Und deßwegen bitte ich Sie tausendmahl wegen meines Verdachtes: daß Sie treulos gegen mich handelten, um Ihre gütige Verzeihung; denn ich sehe mit unaussprechlicher Freude, daß ich mich nicht nur getäuscht hatte, sondern daß es auch Ihr Fehler nicht war: von Ihnen so lange keine Nachricht erhalten zu haben. Sie müssen diese Lebhaftigkeit dem Uebermaß meiner Liebe zuschreiben, und Mitleid mit einem Frauenzimmer haben, dem Sie das Köpfchen verrückten, und dessen einziger Gedanke nur Sie allein sind. Ich habe gestern Ihren Brief wohl hundertmahl durchlesen und Sie beschäftigen den ganzen Tag über mein liebendes Herz. Können Sie also noch an der Wahrheit der Ihnen mitgetheilten Nachricht und an der Dauer meiner Gesinnungen gegen Sie zweifeln? Ach! thun Sie mir doch nicht Unrecht, und seyn Sie versichert, daß meine Liebe zu Ihnen gränzenloß ist! Stellen Sie mich auf die äußerste Probe, und verlangen Sie von mir,

was Sie nur wollen, wenn Ihnen noch nicht ganz die Zärtlichkeit meines Herzens bekannt ist. Ich gedachte, morgen von hier abzureisen, und ich hatte schon wirklich meine Pferde vorangeschickt; allein es kam ein kleiner Zufall dazwischen, der wahrscheinlicher Weise nicht lange anhalten wird und von gar keiner Bedeutung ist, sondern bloß die Kennzeichen einer Schwangerschaft an sich trägt, die ich schon des vorigen Monaths gewahr wurde. Aber, ungeachtet der Unbesonnenheit, deren Sie mich beschuldigen, bin ich dennoch so vernünftig gewesen, um den Entschluß zu fassen: noch einige Tage hier zu bleiben, damit mir meine Familie, im Fall ich zur Unzeit niederkäme, nicht die geringsten Vorwürfe zu machen vermöchte. Sie wissen es besser, als irgend Jemand, daß dieselbe nicht nachsichtsvoll ist, und überdieß würde ich mich vielleicht einer allzugroßen Gefahr aussetzen, wenn ich mich in diesem Zustande auf den Weg machte. Es ist also das klügste, noch fünf oder sechs Tage Geduld zu haben. Der heftigste Anfall ist vorüber, und wenn ich nicht so viele Sehnsucht nach Ihrem Anblick empfände, so würde ich diese Verzögerung meiner Abreise mit leichter Mühe ertragen. Sie dürfen aber sicher glauben, daß ich das brennendste Verlangen fühle, diese Gegend zu verlassen, weil Sie nicht da sind, und daß mir mein Hierbleiben im geringsten nicht zur Freude gereicht. Im Fall einer Schwangerschaft aber, will ich für mein Kind die zärtlichste Sorgfalt tragen. Vielleicht muthmassen Sie wohl gar den Vater desselben, und diese Ahndung wird mir solches unendlich theuer machen; denn ich kann mich unmöglich irren, wiewohl ich noch vor der Abreise meines Mannes nach Calais von ihm ein Lebewohl aushalten mußte. Allein ich erfüllte dabey so wenig meine Pflicht, daß mein Schwangerseyn sich unmöglich von diesem Tage herschreiben kann, und ich habe daher einige Muthmassung auf unser letztes Gastmahl zu Neuilly. Wirklich empfand ich in meinem ganzen Leben kein so großes

Vergnü-

Vergnügen, als damahls, und jene Augenblicke sind mir noch immer schätzbar. O möchte ich doch bey Ihnen seyn, um in Ihren Armen Ihnen ewige Liebe zu schwören! Bonnet läßt sein Compliment machen; er ist außerordentlich mißmuthig, den Anblick seines kleinen Ludwigs entbehren zu müssen. Ich wünschte nur, daß sie gegenwärtig beysammen wären, und daß ich in der Minute, wo ich dieses schreibe, etwas anders mit Ihnen vornehmen könnte. — Ich habe Ihnen ein Messer mit dem verzogenen Nahmen Ludwig und Bonnet verfertigen lassen; allein ich wage es nicht, Ihnen solches zu schicken, weil es doch nur durch die Lyoner Post geschehen kann, und ich das kleine Geschenk in eigner Person überreichen will. Schreiben Sie mir, weil dieses in meiner gegenwärtigen Lage mein einziger Trost ist; denn ich kann noch verschiedene Briefe von Ihnen erhalten, wenn Sie nur wollen. Geben Sie mir Nachricht von Ihrem Befinden und zugleich die Versicherung von einer fortdauernden Liebe zu mir; dieses ist alles, was ich verlange. Was mich hingegen betrifft, so will ich Ihnen unfehlbar mit jedem Posttage schreiben, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn meine Briefe Ihnen eben so viel Vergnügen verursachen, als mir die Ihrigen. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Sie sind in meinen Augen der liebenswürdigste Mann.

Bourbon, Dienstags den 14.

Endlich einmahl reise ich diese Nacht mit der Hoffnung ab: Sie am Dienstage oder Mittwoche zu sehen. Ich halte es für vernünftiger, erst zu Paris dieses Vergnügen zu erwarten, weil es jetzt nicht nur frühzeitig Tag wird, sondern weil sich auch einige Bedienten in dem Hofe befinden könnten, durch welchen der gerade Weg in mein Zimmer geht. So große Sehnsucht ich auch immer nach Ihrer Umarmung fühle, so scheint es mir doch besser zu seyn, sich dabey keiner Gefahr auszusetzen. Ja, ich müßte noch überdieß befürchten, daß diese Reise Sie ermüden möchte, und Ihre

Gesundheit ist mir doch unaussprechlich theuer. Glauben Sie ja nicht, daß ich aus Eigennutz so denke, sondern daß meine glühende Liebe zu Ihnen mir diese Gesinnungen eingab. Würdigen Sie mich nur Ihrer Zärtlichkeit und ich werde die glücklichste Person meines Geschlechtes seyn. Dankbarkeit verpflichtet Sie dazu; denn sicher liebte Sie noch kein einziges Frauenzimmer so leidenschaftlich, als ich. Ich weiß nicht, was ich beginnen würde, wenn Sie mich verließen, ich glaube sogar, daß ich aus Kummer dahin stürbe; allein ich verlasse mich auf Ihre Treue. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Ich fühle das glühendste Verlangen, in Ihren Armen zu liegen und Ihnen ewige Liebe zu schwören. Meine Gesundheit ist jetzt so ziemlich wieder hergestellt, und meine Schwangerschaft dauert noch immer fort.

Briefe der Frau von Goebriant.

Ich wollte gerne mein ganzes Leben hindurch mit Ihnen schmollen, wenn mir meine Gesundheit minder theuer wäre. Sie meldeten mir am Mittwoche, daß Sie mich heute zu sehen hofften; ich sandte Ihnen also, wie gewöhnlich, diesen Morgen meine Einwilligung; St. Jean fand Sie jedoch nicht zu Hause, und Sie gingen hinweg, ohne den Befehl zurück zu lassen: Ihnen meinen Brief sogleich zuzustellen. Sie beobachten in der That allzuwenige Aufmerksamkeit in Rücksicht dessen, was mir zu gefallen vermag, und dieses verträgt sich doch keineswegs mit der zärtlichen Freundschaft, die Sie, Ihrem Vorgeben nach, für mich empfinden. Wenn es wahr wäre, daß unsere Gefühle einander glichen, so ist doch sicher unsere Denkart außerordentlich verschieden. Ich bin eben so, wie Sie, von der Natur mit einem freyen Willen begabt worden, und doch gebe ich den Plätzen, wo ich Sie anzutreffen glaube, vor vielen andern, mir nicht ganz gleichgültigen, Gesellschaften den Vorzug. Ich würde mich sogar einer beständigen Sorgfalt für Sie unterziehen, wenn ich nur gewahr würde, daß Sie nicht ganz gefühllos dabey wären, ohne daß ich irgend eine ähnliche Gefälligkeit von Ihnen verlangte, weil ich bloß nach dem Vergnügen strebe, zu wissen, ob Sie mich lieben. Kann ich aber dessen versichert seyn, wenn Sie nicht die geringste Begierde nach meinem Anblicke äussern? Es ist beynahe schon ein ganzes Jahrhundert, seitdem ich Sie nicht gesehen habe, und deßwegen weiß ich Ihnen auch nicht den mindesten Dank, daß ich vergangenen Donnerstag in Ihrer Gesellschaft speißte, weil doch nur der Zufall allein mir dieses Vergnügen gewährte.

Gute Nacht! Ich schließe hier meinen Brief, weil ich Ihnen doch nichts weiter, als Vorwürfe, zu machen habe. Ich weiß nicht, warum ich Sie liebe; Sie scheinen solches nicht im mindesten zu verdienen, und doch fühle ich, daß ich mein Leben hinzugeben bereit wäre, um nur das Ihrige glücklich zu machen.

Ich werde mich morgen mit der Frau von Nėelle zur Madame de Ventadour begeben und daselbst speisen. Kommen Sie dahin, wenn Sie nichts besseres zu thun haben.

Beynahe starb ich heute aus Sehnsucht nach Ihrem Besuch; allein meine Bescheidenheit war die Ursache davon. Ich benachrichtigte Sie zu spät von meinen Verlangen, indem Sie schon ausgegangen waren. Ueberdieß hatte ich gestern Abends Befehl gegeben: Ihnen mein Briefchen nur in dem Falle zuzustellen, wenn heute nicht im Palais Royal Timon, der Menschenfeind, aufgeführt würde; aber St. Jean erwischte den morgenden Anschlagszettel für den heutigen. Was mich aber am meisten rasend machte, ist: daß ich kein Mittel erdenken konnte, um Ihnen solches zu der Frau von Rioms, in deren Haus ich Sie gehen sah, hinsagen zu lassen. Diesen Mittag war ich bey meinen Anverwandten zu Tische; ich schien ihnen aber eine eben so außerordentliche Erscheinung zu seyn, als mein Bruder, den ich daselbst antraf. Ich sprach bey dieser Gelegenheit nicht viel, sondern verließ sie sobald als möglich, um mich von den Verfolgungen meines Schwiegervaters loszumachen, der schlechterdings der Vertraute meines Herzens werden wollte. Weil ich also jetzt keine Hoffnung mehr habe, Sie zu sehen, so bin ich entschlossen, die Zeit, die ich mit Ihnen zuzubringen gewünscht hatte, einem Briefe an Sie zu widmen. Ich werde Ihnen daher die Unterredung mit einem dienstfertigen Manne erzählen, der mich diesen Morgen besuchte. Er fing zuerst damit an, daß er das Publicum, seiner Neugierde wegen, verdammte und auf die Bosheit derjenigen loszog, die

solche

solche erregten. Nach unterschiedlichen Reden, die aber nicht zur Sache gehören, versicherte er mir, daß er sich allzusehr für mich interessirte, um mich nicht von den Gesprächen zu benachrichtigen, von welchen ich der Gegenstand wäre. Zugleich bezeigte er gegen mich sein theilnehmendes Mitleid. Er halte, setzt' er hinzu, dieses alles nicht für hinreichend genug, um mein Zutrauen zu verdienen, und deßwegen bäte er mich auch nicht darum, er wolle mir aber als Freund sagen, daß die Dauer Ihrer Liebe zu mir sehr kurz gewesen sey, weil er es von sicherer Hand wisse, daß Sie auf das Eifrigste bemüht wären, sich mit der Marquisin von Villeroi wieder auszusöhnen; zudem hätten Sie diese Dame um Vergebung gebethen und ihr den Vorschlag gethan: die zwischen uns geknüpfte Bande zu zerreißen und es hänge von derselben allein nur ab, daß ich davon unterrichtet würde. Uebrigens habe er so zuverläßige Kundschaft, daß ich deßwegen die schicklichsten Maßregeln ergreiffen müßte. Die einzigen Maßregeln — war meine Antwort hierauf — die ich bey dieser Gelegenheit nehmen könnte, bestünden nur allein in der Bitte an meine Freunde: mir künftig den Kummer zu ersparen, die Reden des Publicums und sogar diejenigen, woran ich nicht den mindesten Antheil nähme, vor mir zu entschleiern. Denn ich wäre von Natur nicht im mindesten neugierig, und mein Betragen könnte überhaupt das Publicum weder interessiren, noch beleidigen; wenn ich aber ja meine Denkart zu ändern und sogar boßhaft oder leichtsinnig zu werden vermöchte, so könnten meine Freunde, und auch er, mir den größten Gefallen erzeigen, wenn sie mir deßwegen einige Winke geben wollten. Was Sie aber beträfe, so wäre es mein innigster Wunsch, nichts mehr davon sprechen zu hören. Ich hätte zwar eine sehr geringe Kenntniß von Ihrem Character, doch könnt' ich mich keineswegs überzeugen, daß mit einer so liebenswürdigen Gestalt und mit so vielem Verstande begabt, Sie eine so schwarze Seele besitzen sollten. Ueberhaupt müßten die meisten Mannspersonen

sonen sich schämen, Böses von Ihnen zu sprechen, weil man sie für eben so schwach, als die Frauenzimmer, halten könnte, die nur einander aus Neid mit Afterreden verfolgten.

Ich habe Ihnen hier eine Unterredung erzählt, die mich wider meinen Willen den ganzen Tag über beschäftigte. Aber seyn Sie indessen versichert, daß ich nicht so ungerecht bin, zu glauben: Sie hätten böses von mir gesprochen. Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich in Ansehung solcher Gespräche, welche meine Ehre betreffen, irgend einen Verdacht gegen Sie hegen sollte, und eben diese Zärtlichkeit ist die Ursache, daß ich so leicht über die Theilung Ihres Herzens unruhig werde. Ich liebe Sie einzig, und wenn Sie mich Ihrer Gegenliebe nicht versichern, so werden Sie mich zweifelsohne zur unglücklichsten Person von der Welt machen.

Ich speißte so eben bey einer meiner Freundinnen, die Sie morgen in der Comödie sehen werden, wenn sich solche frühzeitig endet. Treffen Sie Anstalten, daß ich Sie auf einen Augenblick bey der Schwiegertochter dieses Frauenzimmers zu sehen bekomme.

Ich empfinde ein großes Verlangen, Sie am Donnerstage zu sehen, so wie ich es Ihnen versprochen habe. Können Sie mir aber versichern, daß ich ohne alle Besorgniß mich nach Ihrem Hause begeben dürfe, besonders da solches jedwedem bekannt ist? Mademoiselle von Charolois ließ so lange jeden Ihrer Schritte belauschen! Ich halte diese Dame noch immer fähig dazu. Bis Sie also von derselben gänzlich werden vergessen seyn, so wird sie noch immer mit der größten Neugierde Ihre Handlungen auszuspähen suchen; überhaupt ist meine Furcht, in Rücksicht dieser Nebenbuhlerin und ihrer Freunde, beynahe gränzenlos. Ich befand mich heute eine Minute lang in der Oper, wo ich sie mit dem Herrn von Melun im vertraulichsten Gespräche begriffen sah. Und wirklich ward ich etwas unruhig darüber, denn man sagte mir, daß man Sie wieder mit ihr auszusöhnen suche.

suche. Gestehen Sie mir doch offenherzig die Wahrheit und täuschen Sie mich nicht, denn ich verdiene Ihr Zutrauen. Entdecken Sie mir alles, was mich vielleicht beunruhigen kann; ich werde sicher Ihre Aufrichtigkeit nie mißbrauchen. Denn ich bin fest entschlossen, Ihnen zu glauben, weil ich sonst den schrecklichsten Leiden unterliegen würde, wenn ich die Reden des Publicums für wahr hielte. Ich liebe Sie mit der heftigsten Leidenschaft und gründe deßhalb mein Zutrauen auf meine Gefühle.

Ich blieb sehr lang auf dem Balle, weil ich wußte, daß Sie dabey waren; Sie sind aber ein boßhaftes Geschöpf, daß Sie sich aus der Gesellschaft entfernten, ohne mir nur das geringste davon zu sagen.

Fast sterbe ich für Müdigkeit und Verdruß. Gestehen Sie nur Ihren, für mich so kränkenden, Leichtsinn! Sie sagten mir auf dem Balle so artige Sachen, und ich muß wirklich über den glücklichen Einfall: diesem Feste beyzuwohnen, unaussprechlich entzückt seyn. Es vergingen ja nicht mehr, als zwey Stunden, ohne daß es Ihnen beliebte, mich sehen zu wollen. Allen Spott bey Seite! ich ging wohl hundertmahl vor Ihnen vorbey und es war Ihnen so leicht, mich zu erkennen, daß ich endlich aufhörte, zu glauben, daß Sie es wären. Ich wurde, wie ich glaube, über Ihre Unterredung mit der Frau von Charlu zur unrechten Zeit eifersüchtig, und der größte Fehler dabey war, daß ich Ihnen solches gestand; denn Sie antworteten mir mit lautem Hohne, der noch dazu von jener leichtsinnigen Miene begleitet war, die immer mein Innerstes zerreißt. Glauben Sie also wohl, daß ich Ursache habe, mit diesem Abend zufrieden zu seyn? — Ich werde mich morgen in das Italienische Schauspiel begeben. Sollten Sie auf den Dienstag meinen Besuch wünschen, so können Sie Ihren gewöhnlichen Wagen um halb sieben Uhr bey mir vorfahren lassen. Mittwochs soll ich mit der Frau von Néelle und ihrer Schwiegertochter zu

dem Könige auf den Ball kommen, und dann bey der Ersteren speisen.

Leben Sie wohl! Ich liebe Sie zum Rasendwerden und sterbe beynahe aus Sehnsucht nach Ihrem Anblick; denn ich habe Ihnen noch tausend Dinge zu sagen; worüber ich schlechterdings mit Ihnen sprechen muß. Uebrigens seyn Sie versichert, daß meine Furcht: Sie zu verliehren, mit keinem Argwohne vermengt ist, wodurch Sie könnten beleidiget werden. Wenn ich künftig Ihr Herz besser kennen lerne, so wird die Ruhe wieder in meine Seele zurückkehren. Ueberzeugen Sie mich von Ihrer Liebe zu mir, und ich werde Ihnen die Mühe ersparen, sich wegen der Afterreden des Publicums zu rechtfertigen.

Ich suchte Sie gestern in der Oper auf; aber Herr von Melun versicherte mir, daß Sie mit angenehmeren Gegenständen beschäftigt wären. Ihren Grundsätzen zufolge muß man seine Gunstbezeugungen theilen, und ich glaube daher, daß derjenige, der Andern Vorschriften ertheilt, solche zuerst befolgen müsse. Wirklich finden Sie viel Vergnügen daran, mich in eben dem Augenblicke zu kränken, wo ich Sie am heissesten liebe. Vielleicht aber wird eine Zeit kommen, wo ich ruhiger seyn werde.

Der Herzog von Orleans kam sehr betrunken ins Schauspiel, und man fand dieses für einen Regenten von Frankreich gar nicht angemessen. Der Herzog von Noailles begleitete ihn, und seiner Premierministerswürde ungeachtet, war er doch beynahe in dem nähmlichen Zustande, wie sein Gebiether; dieses verursachte in Paris wieder neue Gassenhauer, die ich aber nicht bekommen konnte. Man sagt, daß er darüber untröstlich sey und heilig versprochen habe, diesen Fehler nicht wieder zu begehen.

Ueberhaupt ist es mir unangenehm, daß sich der Regent auf diese Weise dem Publicum zeigt; er ist gewiß ein braver und rechtschaffener Mann, der sich aber mehr für

den

den Wein hüthen sollte, weil er davon so wenig vertragen kann. Er verspricht zwar immer Besserung, es bleibt aber nur bey dem Versprechen. Ich kenne übrigens eine gewisse Person, die es eben so in der Liebe macht. Ist solche nicht auch von Ihrer Bekanntschaft? Sagen Sie doch dem Leichtsinnigen, daß, wenn man einem Frauenzimmer geschwohren habe: dasselbe sein ganzes Leben hindurch anzubethen, es wahrlich nicht genug sey, nur auf einige Monden treu zu bleiben. Leben Sie wohl, lieber Herzog! Ob Sie gleich jeder Besserung unfähig sind, so glaube ich doch, daß ich nie aufhören könne, Sie zu lieben.

Sie scheinen ganz gelassen auf meine Nachrichten zu warten, wenigstens habe ich nicht das Geringste von Ihnen sprechen gehört. Seitdem ich Sie verließ, waren Sie kein einzigesmahl bey der la Lepie und bey der — Schwiegertochter, ob Sie mirs gleich gesagt hatten; nur am Freytag hatte ich das Vergnügen, Sie in der Oper zu sehen. Ihr Betragen daselbst war vortrefflich, denn es gab unzählig viele Leute, welche die Augen auf uns gerichtet hatten. Was mich am meisten zu dem Wunsche: daß das Publicum nicht mehr von uns sprechen möge, bewegt, ist das außerordentliche Verlangen: ungestöhrt mit Ihnen zu leben. Denn ich glaube, daß man alsdann nur die wesentlichste Freude fühlt, wenn man in allem Ernste einander liebt.

Auf den Dienstag bin ich mit der Lieblingin Ihres Herzens zu Ihrer kleinen Spröden eingeladen; vorher aber müssen wir in meinem Hause einen Theil von demjenigen besehen, was auf den Abend von uns entfernt werden soll.

Begehen Sie aber ja nichts gegen sieben Uhr, das Sie von mir zu verbergen wünschen, und melden Sie mir zugleich Ihren Taufnahmen, damit ich, im Fall ich es wollte, von Ihrer Aufführung könnte unterrichtet werden, denn dieses muß Sie wohl ein wenig zurückhalten, wenn

solche nicht ganz meinen Wünschen entspricht; Sie kennen ja meine Denkart gegen Sie. Zwar liebe ich Sie mit der glühendsten Leidenschaft, aber auch mit so vieler weiblichen Delicatesse, daß ich so oft nur meine Sehnsucht nach Ihrem Anblicke zeigen werde, als Sie den meinigen zu wünschen scheinen.

Ich schicke Ihnen hiemit den Brief, den ich gestern an Sie geschrieben hatte, um Ihnen zu beweisen, wie sehnsuchtsvoll auch ich auf Nachrichten von Ihnen warte.

Ich habe heute oder des Mittwochs Zeit genug, um Sie zu sehen. Wenn Sie sich nicht um den Ball bekümmern, so wählen Sie einen von diesen beyden Tagen, den Sie für den besten halten. Die Schwiegertochter wird heute nicht zu Hause seyn, außerdem würde ich Ihnen den Vorschlag gethan haben, bey ihr unsre Zusammenkunft zu halten.

Ich gehe jetzt zu meiner Badefrau (baigneuse), woselbst ich auf Ihre Antwort warten will. Im Fall es Ihnen gefällig wäre, so werden Sie so gütig seyn, und mir Ihren Wagen bis an die Ecke der neuen St. Augustiner Strasse entgegen schicken, zugleich aber auch die Stunde melden. Ich glaube, daß um sechs Uhr die schicklichste Zeit ist. Ich werde für Freude entzückt seyn, Sie zu sehen, und schon harre ich mit der heissesten Sehnsucht auf Ihre Umarmung.

Als ich Sie gestern Abends verließ, so hatt' ich es schon wieder vergessen, daß Sie am Mittwoch nach Rambouillet gehen wollten; melden Sie mir, ob Sie noch fest dazu entschlossen sind und zugleich die Zeit, wie lange Sie daselbst zu verweilen gedenken. Sie sagten mir, daß ich Sie morgen bey der Schwiegertochter sehen sollte und deßwegen gab ich auch derselben, ihrer Gesundheit wegen, den Rath: zu Hause zu bleiben. Frau von Neelle that uns beyden den Vorschlag: Mittwoch Abends bey ihr zu speisen;

speisen; wenn Sie also nicht nach Rambouillet gehen, werde ich Sie dann in der Wohnung dieser Dame zu sehen bekommen? Im Fall Sie es aber für unschicklich halten, uns zweymahl hinter einander zu sehen, so können Sie aussen bleiben; denn so groß auch immer meine Sehnsucht nach Ihrem Anblicke seyn kann, so will ich dennoch keine lächerliche Handlung begehen. Am Donnerstage soll einer Ihrer Gegner bey der Schwiegertochter zu Abend essen! Ich halte es daher unmaßgeblich für das Beste, wenn Sie an demselben Tage dem dortigen Soupée nicht beywohnen, und deßwegen hatte ich Ihnen auch gestern den Vorschlag gethan: Sie am Donnerstage zu besuchen.

Herr von Villequier stand vermuthlich gestern Abends in der Meinung, daß ich eben so, wie er selbst, von seinen Reitzen geblendet wäre; ich heftete meine Augen auf ihn, um nur zu sehen, ob ich von ihm beobachtet würde. Wirklich sah er mich oft sehr starr an, allein seine Neugierde ward übel von mir belohnt. Ihr Betragen sowohl, als das meinige, schien bey dieser Gelegenheit ganz ungezwungen zu seyn. Herr von Soubise muß uns alsdann des Abends bewirthen, wenn sich die Frau von Nesle wird auf ihr Landguth begeben haben; doch fürchte ich, daß Sie sich daselbst nicht einfinden möchten, denn vermuthlich mußten Sie allemahl dazu gebethen werden, wenn Sie hieher kamen. Leben Sie wohl! Ich liebe Sie mehr, als je ein Frauenzimmer zu lieben vermochte! Denn ich habe nie so zärtliche Gefühle gekannt, als diejenigen sind, die ich für Sie empfinde.

Sie werden so gütig seyn und diesen Brief mit Aufmerksamkeit lesen, wenn es Ihnen auch noch so unangenehm ist, etwas zu sehen, von dem ich die Urheberin bin. Mein Schreiben soll keine Klage über Sie enthalten, denn ich weiß es von selbsten, daß Liebe oder Haß nicht in unserer Gewalt stehen; wenn ich Ihnen ja einige Vorwürfe

zu

zu machen vermöchte, so würde es nur deßwegen seyn, daß Sie mich täuschten, und dieses zu einer Zeit, wo ich es so redlich mit Ihnen meinte, und bey Ihnen eben diese Denkart anzutreffen glaubte. Aber das Kränkendste für mich ist, — wenn noch etwas kränkender zu seyn vermag, als Ihr Verfahren, — daß Sie mich für fähig halten, von Mademoiselle von Charolois böses zu sprechen. Denn wenn ich auch boßhaft genug wäre, um mich an dieser Nebenbuhlerin rächen zu wollen, so müssen Sie mich weit besser haben kennen lernen, um nur die Muthmassung zu hegen: daß ich etwas sagen könnte, was Ihnen zweifelsohne so vielen Verdruß erregen muß. Ich versichere Sie also, daß Sie in diesem Stücke nicht das geringste zu befürchten haben.

Sollte es Ihnen aber unmöglich seyn, mich ferner mit Ihrer Liebe zu beglücken, so hassen Sie mich doch wenigstens nicht, und entziehen Sie einer Unglücklichen nicht ganz Ihre Freundschaft, einer Unglücklichen, die nur durch Ihren Willen so niedergebeugt ward.

Leben Sie wohl, mein Herr! Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen das Geständniß von meiner ewigen Liebe zu thun, wiewohl ich befürchten muß, Ihr Mißfallen dadurch zu erregen. Doch werde ich Ihnen mit dem Geschwätze von meiner Zärtlichkeit nicht länger beschwerlich seyn; denn ich versichere Sie heilig, daß ich ihrer in Zukunft mit keiner Sylbe gedenken will. Allein ich hoffe mit Zuversicht die Zeit zu erleben, wo Sie es einsehen werden, daß niemand auf der Welt Sie mit der Innigkeit liebt, die ich ewig gegen Sie fühlen werde. — Uebrigens werden Sie so gütig seyn und keinen übeln Gebrauch von meinen Briefen machen. Auch befürchtete ich dieses nicht, denn ich schreibe Ihnen noch immer. Ob Sie gleich nicht allzu redlich gegen mich handelten, so verlasse ich mich dennoch auf Sie, in der Ueberzeugung: daß Sie nichts vornehmen werden, was mir

mir einigen Kummer verursachen kann. Aber dieses wird nicht sowohl um meinet= als um Ihrentwillen geschehen.

Das Erste, was ich diesen Abend nach Ihrem Weggehen gehöret habe, war Ihre Vermählung mit Mademoiselle von Albret. Ich bin so gewiß davon überzeugt, daß ich von ganzem Herzen wünschen möchte, Sie gar nicht geliebt zu haben. Sie sagten mir eine Lüge, und dieses ist ein hinlänglicher Beweiß, daß Sie nicht das geringste Zutrauen zu mir fühlen. Beydes kränkt mich aufs tiefste, und daher kann ich Ihnen unmöglich den Kummer meiner Seele verbergen; vorzüglich aber betrübte mich die Nachricht Ihrer Vermählung. Allein wenn Sie auch wirklich dazu entschlossen sind, so will ich es doch lieber aus Ihrem eigenen Munde, als von dem Publicum hören, besonders da meine Liebe zu Ihnen nicht alltäglich ist. Mein Bestreben, wenn ich mich bey Ihnen befinde, Ihre Gesinnungen gegen mich, Ihren Charakter, Ihre Denkart zu enthüllen, — alles beschäftiget so einzig meine Seele, daß Sie sich unmöglich von dem ganzen Umfange meiner Zärtlichkeit überzeugen können. Jede meiner Bemühungen wird dahin abzwecken, solches durch Gefälligkeiten zu beweisen, die nach Ihrem Geschmacke sind. Sollte Ihnen diese Denkart gefallen, so hoffe ich die Fortdauer unserer Liebe, und wiewohl ich weiß, daß die Zeit alles vernichtet, so kann ich doch keineswegs mir vorstellen, daß ich Sie jemahls mit minderer Leidenschaft zu lieben vermöchte. Ihre alberne Vermählung wird mich vielleicht im Schlafe stören; ich wünschte sie so gerne zum Teufel oder doch wenigstens zu der Gottheit zurück, welcher jeder Sterbliche, dem allgemeinen Glauben zufolge, zu Theil wird.

Nur Schade ist es, daß ich mich nicht für so stark hielt, um mit Ihnen zu zanken; aber Sie hatten eine Unterredung angefangen, die uns nicht nur die ganze übrige Zeit würde weggenommen, sondern auch am Abendessen verhindert haben.

Sorgen

Sorgen Sie doch für das Ihnen fehlende Hausgeräthe, vorzüglich für ein niedriges und tiefes Kanapee mit einer Rückenlehne.

Sie versprachen mir auf morgen eine Zusammenkunft bey der Schwiegertochter; lassen Sie sich also weder durch die Comödie, noch durch den Ball, von der Erfüllung Ihrer Zusage abhalten. Auf jeden Fall sagen Sie mir Ihre Willensmeinung.

Es steht nur in Ihrem Belieben, ob Sie zu dem Soupée der Frau von Néelle kommen wollen, oder nicht. Wenn Sie aber glauben, daß dieses jene Gespräche wieder erneuert, die ich so gern zu unterdrücken wünschte, so können Sie weg bleiben. Glauben Sie hingegen, daß es nichts zu bedeuten habe, oder wohl gar der Gegenstand der Unterhaltung in Gesellschaften werde, so kommen Sie hin, und seyn Sie von all dem Vergnügen überzeugt, das ich immer bey Ihrem Anblick empfinde. — Ich muß aus Ihrem heutigen Briefe schließen, daß Sie weniger Delicatesse in Rücksicht meiner Gefühle verlangen. Was mich betrifft, so wünsche ich, von Ihnen auf eine ganz andere Weise geliebt zu werden. Denn eine Liebe, die sich bey Dingen, die Ihre Rechte antasten, nicht für beleidigt hält, muß in der That sehr schwach seyn. Zwar halte ich Sie keineswegs in Verdacht, daß Sie nach dem Besitze der Frau von Charlu streben; allein glauben Sie ja nicht, daß wenn sich jemahls dieser Fall ereignen sollte, ich vermögend wäre, gleichgültig zu bleiben, ich würde mich dadurch über die Massen beleidigt fühlen. Freylich können Sie solche Fehler besitzen, die ich weit mehr fürchten würde, als diese; überhaupt aber, wenn man mit Leidenschaft liebt, muß man schlechterdings die Kränkungen der Freundschaft sehr tief empfinden. Wenn ich auch leicht in Unruhe gerathe, so kostet es Ihnen eben so wenige Mühe, mich wieder zu trösten; denn eine einzige Freundschaftsbezeugung, nur die geringste Gefälligkeit von dem Manne, den ich mit der unaussprechlichsten Leidenschaft liebe, wird mich alle vorige Leiden vergessen lassen.

Schen=

Schenken Sie mir Ihr Herz nur, und ich habe nichts weiter zu wünschen, als die Gelegenheiten, wo ich Sie sehen kann. Donnerstags werde ich wieder dieses Glück haben, weil es Ihnen gefällig ist; wenn Sie aber Ihre Gesinnungen ändern, so thun Sie mir solches zu wissen. Sollt' ich hingegen gar keine Nachricht erhalten, so werde ich um halb sieben Uhr Ihren Wagen vor meiner Wohnung erwarten. Morgen ist kein Ball bey dem Könige; ich werde daher nach Romulus gehen.

Seit dem Augenblick, wo ich in mein Zimmer trat, hatte ich immer Gesellschaft, durch welche ich natürlicher Weise gehindert wurde, wenn ich an Sie zu schreiben gedachte. Zwar möchte ich gerne Nachricht von Ihnen bekommen, doch glaube ich fast, daß dieses heute unmöglich ist; denn Sie werden schon ausgegangen seyn, und auch Ihr Kammerdiener wird sich nicht mehr zu Haus befinden.

Frau von Néelle liegt sehr krank darnieder; sie hat gestern Abends ihre Mutterbeschwerung wieder bekommen, welcher Zufall mir aber äußerst unangenehm ist, denn außerdem hätte ich Sie vielleicht bey ihr gesehen. Doch was am meisten meine Besorgniß bestättigt, daß Sie mich nähmlich nicht so sehr lieben, als Sie mich überreden wollen, ist die bey hundert Gelegenheiten von mir gemachte Erfahrung, daß unsere Denkart von einander verschieden ist. Sie sind darüber erstaunt, daß ich mich äußerst gekränkt fühle, wenn ich durch Ihr eigenes Versehen Ihren Anblick entbehren muß, und können sich gar keine Vorstellung von der Unruhe machen, die sich meiner bemächtigt, sobald in Gesellschaften von einer Krankheit gesprochen wird, an der Sie darnieder liegen. Eben so wenig scheinen Sie begreifen zu können, daß es für mich eine unendlich schätzbare Gefälligkeit sey, wenn Sie mich nur mit einem einzigen Worte von Ihrer jedesmahligen Lage unterrichten, und daß es in keinem Betrachte mir unangenehm seyn könne, wenn ich von Ihnen getrennt bin. Ich genieße, wie Sie wohl wissen werden, so gerne die Freuden des Lebens,

und

und suche mich immer zu zerstreuen; allein es hieße gänzlich an meinem Herzen zweifeln, wenn man glauben wollte, daß ich bey den Gefälligkeiten einer aufrichtigen Freundschaft unempfindlich bliebe. Ich dachte noch gestern Abends, als ich Sie auf dem Balle aufsuchte, daß ich Sie gar nicht zu sehen bekäme, wenn ich nicht die Mühe: dahin zu gehen, über mich nehmen wollte. Sie wußten mich ja immer zu finden, ohne daß ich erst nöthig hätte, Sie selbsten aufzusuchen. Lieben Sie mich, so wie ich Sie liebe, oder lieben Sie mich gar nicht; denn derjenige, der am meisten liebt, hat immer die grössesten Leiden. Ueberhaupt fürchte ich, daß dieses schon damahls das Loos gewesen sey, das mir von dem Schicksale bestimmt ward, als ich Sie zu lieben begann.

Doch wenn ich mich in Rücksicht Ihrer wahren Gesinnungen getäuscht habe, so wird es Ihnen sehr leicht seyn, sich künftig in einem andern Lichte zu zeigen. Zudem versichern Sie mir, daß Sie zur Besserung geneigt sind, und ich hoffe dieses mit Zuversicht, weil ich Sie täglich mehr liebe, und den einzigen Gegenstand meiner leidenschaftlichen Wünsche nicht zum Ziel meiner Leiden machen will.

Uebrigens beginne ich Ihre Entwürfe zu fürchten, und fühle deßhalb den unaussprechlichsten Kummer. Wenn Sie sich wohl befinden und nach meinem Anblick verlangen, so melden Sie mir den Ort der Zusammenkunft, und ob Sie mir Ihren Wagen in den Küchenhof schicken wollen.

Antwort des Herzogs von Richelieu auf den vorstehenden Brief.

Ich rathe Ihnen, Madame, sich für beständig in diesem Hofe aufzuhalten, um die Küchenjungen zu bezaubern, für die Sie geschaffen sind. Leben Sie wohl, mein theures Kind!

Ende des ersten Theils.

Inhalt

Inhalt des ersten Theils.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehn-

auf

Funfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebenzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Anhang

Anhang von Originalbriefen.

Man bittet den geneigten Leser, die hier unten bemerkten Druckfehler, und auch die, welche nicht bemerkt worden sind, mit nachsichtsvoller Güte zu verbessern:

Seite 65. Im Inhalte des vierten Kapitels, statt: Guesbriant, lies: Goebriant, und statt: Mesle, lies: Nesle.
— 86 Zeile 28 statt: angebeten, lies: angebeteten.
— 96 — 6 von unten, st. sie mußten, l. es mußte.
Ebendas. — 2 — — st. Thränengebadet, l. Thränen gebadet.
— 128 — 7 — — nach: Auch, ist: das wegzustreichen.
— 150 — 11 statt: Alles verkündete ihm, l. Alles verkündete ihr.
— 152 — 1 — von ihm gewählten, l. von ihr gewählten.
Ebendas. — 24 — um nicht ihre Eigenliebe ꝛc. l. um nicht seine Eigenliebe ꝛc.
— 157 — 21 — hintersetzen, hintansetzen.
— 200 — 7 — wählte, l. wählt.
— 305 — 14 — an dem dortigen Hofe, l. an dem Französischen Hofe.
— 261 — 6 streiche so weg.
Ebendas. — 13 — diesen, diesem.
— 262 — 29 — unsern, l. unserm.



